

Fischer, Heinrich
Kriegsgeographie

Kriegsgeographie

Von Professor H. Fischer



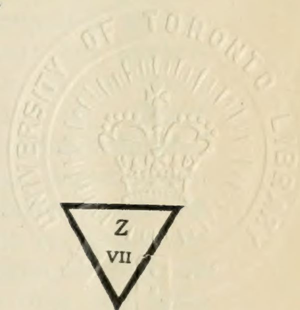
Bielefeld und Leipzig 1916
Verlag von Velhagen & Klasing

Kriegsgeographie

Von Professor H. Fischer

Mit 20 Karten





Bielefeld und Leipzig 1916
Verlag von Velhagen & Klasing





Vorwort

Lange Vorreden für kurze Bücher sind vom Übel. Daher nur wenige Worte.

Man mag gegen den Versuch einer Kriegsgeographie schon aus diesen Tagen einwenden, er komme noch zu früh. Jetzt ständen wir allen jenen Dingen, in denen wir seit dem August 1914 unser Leben zubringen müssen, seelisch noch zu nahe, erst in der kommenden Friedensruhe könnten abgeklärte Urteile, Darstellungen, die den jetzt noch so ungenügend sich bietenden Stoff gleichmäßig zusammenfassen, versucht werden. Unbedingt zugegeben. Aber wie man Erdbebenberichte noch unmittelbar aus den Zerstörungen heraus, Sturmflutdarstellungen noch mit dem vollen Erleben in den Augen und Gemütern der Schilderer braucht, wie, wenn man sie nicht zur Verfügung hat, später nie Nachzuholendes entbehren muß, so können auch nachträglich verfaßte Kriegsgeographien zwar vielerlei in gesicherterem Zusammenhange, in größerer Übersichtlichkeit und Vollständigkeit bieten; aber die unmittelbare Beziehung zum Erlebnis muß ihnen fehlen.

Eine Kriegsgeographie, von der hier unter dem angedeuteten Gesichtspunkte bescheidene, sehr bescheidene Versuche gemacht werden, darf nicht mit einer Militärgeographie verwechselt werden. Für diese ist allein der Militär zuständig. Sie ist angewandte Geographie für den bestimmten Zweck; mag sie, wie jetzt in so hoher Vollendung von unsern Heerführern im Felde ausgeübt werden, oder Darstellungen finden, in denen die Zusammenhänge zwischen Strategie und Länderkunde, zwischen Gelände und Taktik aufgedeckt werden. Die Kriegsgeographie dagegen sieht den Krieg als eine der großen Erscheinungen im Kräftespiel an der Erdoberfläche an, die in ihren Zusammenhängen zu verfolgen Aufgabe der Erdkunde ist. Damit tritt sie außerhalb des Streites, den Anhänger der „naturwissenschaftlichen" Erdkunde und der „politischen" unzeitgemäß genug jetzt einmal wieder gegeneinander entfesselt haben. Sie steht eben wie jede echte Erdkunde jenseits des Schemas „Natur- und Geisteswissenschaften". Ja auch innerhalb der Lehrzweige der Erdkunde selber will sie weder so recht als allgemeine Erdkunde noch als Länderkunde gelten. Ihr Geltungsbereich geht über die ganze Erde hin; damit steht sie der allgemeinen Erdkunde näher. Aber das einzelne Land als Träger von Staat und Volk ist ihr doch wieder in seiner Eigenart von besonderer Wichtigkeit; das bringt sie in Beziehungen zur Länderkunde.

Kommen wir von diesen allgemeinen Gesichtspunkten zu unserer vorliegenden Kriegsgeographie wieder zurück, so ist unter dem Fortgange der Niederschrift,

wie des Krieges fast beständig der Wunsch hervorgetreten zu ändern. Aber ich habe mich dann doch darauf beschränkt, nur in ganz besonderen Fällen durch Anmerkungen geänderter Lage Rechnung zu tragen. Bekommt doch unsere „Kriegsgeographie" vielleicht gerade ihre Besonderheit dadurch, daß auch sie aus dem großen Geschehen um uns und den großen Wandlungen in uns herausgewachsen ist und damit einen Teil unsrer inneren Unruhe in sich mit hinübernimmt.

Das mag an Grundsätzlichem genug sein. Nur ein Wort über Haltung und Tonart. Ein Buch wie das vorliegende wird, da es deutsch ist, sachlich zu sein sich bemühen. Der Ausdruck unsrer Empfindungen gegenüber den Störern unsrer Friedensarbeit gehört nicht an diese Stelle. Ich denke, nicht durch starke Worte — hierin werden Franzosen und Italiener stets unsre Meister, freilich gewiß nicht unsre Vorbilder sein — sondern durch unbeirrtes Streben nach dem sachlichen Werte der Dinge wollen wir auch weiterhin über unsre Feinde hinauswachsen. Auch dem weiteren Leserkreise, an den sich ein Buch wie dieses naturgemäß wendet, scheint mir so am besten gedient.

Schließlich habe ich noch die angenehme Pflicht, dem Verlage für sein Entgegenkommen bei der Herstellung und Ausstattung bestens zu danken und ebenso Fräulein Helene Bock, Pankow, für die stets bereite Hilfe, die sie bei Festlegung des endgültigen Textes sowie bei der Durchsicht der Druckbogen geleistet hat.

Heinrich Fischer.

Inhalt

Zur Einführung

Rings um das Vaterland

Über Europa hinaus

Allgemeine Gesichtspunkte

Schluß, Zusammenfassung



Zur Einführung

I.

Was ist Kriegsgeographie?

Alle Welt spricht heute von **Kriegsgeographie.** Das liegt ja auch nahe genug. Der Krieg beschäftigt unser Denken, durchwühlt unsere Seele seit Jahr und Tag, und daß uns geographische Anschauungen not tun, fortgesetzt neue geographische Namen auf uns einstürmen, erleben wir jeden Tag.

Fragen wir uns aber selber, was wir denn eigentlich unter Kriegsgeographie verstehen, so stoßen wir auf mancherlei Schwierigkeiten der Beantwortung; und suchen wir bei anderen Auskunft, so haben wir die verschiedenartigsten Antworten zu erwarten. Hier kommt der Militär und spricht uns von Taktik und Strategie oder von der Erziehung des einzelnen Mannes im Gelände. Da steht der Wirtschaftspolitiker mit seinen langen statistischen Zahlenreihen. Hier will uns wieder der Historiker den Zusammenhang älterer kriegerischer Umwälzungen mit den heutigen darlegen. Der Ethnologe meldet sich; und der Vertreter der physischen Erdkunde glaubt mit Grund auf die mannigfaltigen Zusammenhänge hinweisen zu können zwischen Gebirgs- und Bodenbildung, Binnenmeer und Ozean hier und den Bewegungen der kriegführenden Mächte dort. Ja, der Klimatologe versucht die halb spöttische Bemerkung von ehedem abweisen zu können, die heutige Erdkunde habe sich in „Wolken, Luft und Winde" verflüchtigt, indem er auf die großen Zusammenhänge zwischen Wetter und Kriegführung (Gasangriffe, Luftkämpfe u. dergl.) hinweist.

Das Bild ist verworren genug, und doch liegt es auf der Hand: Kriegsgeographie ist ein Wort des Tages, beschäftigt uns dauernd und wird uns noch weit über den Friedensschluß hinaus beschäftigen. Da ist nun zwar die Unklarheit über den Begriff Kriegsgeographie gar nicht wunderbar. Es ist sogar eine durchaus regelmäßige Erscheinung, daß man sich über diejenigen Begriffe, die am meisten von der Tagesmeinung herumgeworfen werden, herzlich wenig klar ist; dazu stehen sie viel zu sehr in der Hastigkeit des Alltagslebens — die große und gefährliche Kraft aller Schlagworte beruht schließlich darauf — aber darum ist es gerade doppelt wichtig, sich über die Bedeutung solcher neu aufgekommenen Ausdrücke nach Möglichkeit Klarheit zu verschaffen. Nur so gelingt es, aus der Dumpfheit ungeregelten Wollens zu scharfem Erkennen und, über dieses hinweg, zu begründeter, in diesem Falle politisch-entschlossener Willenssetzung zu gelangen.

Was also ist Kriegsgeographie?

Kriegsgeographie ist augenscheinlich eine besondere Unterart der Geographie überhaupt. Was aber Geographie ist, darüber ist ein ausreichendes

gemeinsames Verständnis schon eher möglich. Unter Geographie versteht man bekanntlich die geistige Arbeit, die man an die Erkennung der Erdoberfläche und der an ihr sich abspielenden physischen und seelischen Kräfte gesetzt hat und immer weiter setzt. Da aber diese Erkennung nur dadurch wirklich sich deutlich machen kann, daß man nach Erforschung der Einzelheiten aus diesen eine Nacherschaffung der Wirklichkeit in Wort und Karte vornimmt, handelt es sich bei der Geographie keineswegs, wie von manchen einseitigen Freunden der Forscherarbeit angenommen wird, nur um Wissen, sondern gerade ganz besonders um ein Nachschaffen. Nicht die Fülle der zusammengepackten Einzelheiten, sondern die Fähigkeit, dargebotene geographische Einzelheiten im Geiste zusammenfassen zu können, macht den Geographen, macht vor allen Dingen auch den Geographielehrer; denn er muß ja ganz besonders in der Lage sein können, ohne der Natur der Dinge Zwang anzutun, über ihre Fülle geographisch zu verfügen, Zusammenhänge zu erkennen. Zusammenhänge zu erkennen, die durch die Erdoberfläche, wie sie nun einmal ist, gegeben sind, und zu verstehen, diese durch Wort und Karte andern zu verdeutlichen, das macht den Geographen.

Nun würde es sich weiter fragen: Ergibt jene Erscheinung des Völkerlebens, die wir Krieg nennen, eigenartige Zusammenhänge und Beziehungen, die einer geographischen Betrachtung, wie wir sie uns eben wieder vergegenwärtigt haben, zugänglich sind? Daß dies der Fall ist, liegt auf der Hand. Der Staat ist eine Erdoberflächenerscheinung; gewiß nicht nur das allein, aber sicher ist er es. Wenn das allgemein vom Staat gilt, so doch erst recht vom kriegführenden. Auch ein Volk kann nicht von seinem Boden losgelöst gedacht werden!*) Der Krieg gehört für ein Volk zu seinen stärksten Erlebnissen; er verändert die Beziehungen der Völker zueinander auf das gewaltigste; und diese sind doch gerade besonders geographischer Art. Ja, der Krieg selbst spielt sich über die Flächen dieser unserer alten Erde hin ab, und er wird vielleicht mehr als irgend eine andere Erscheinung auf ihr von ungezählten, hoffnunggespannten und sorgenvollen Augen auf Karten verfolgt.

Damit rücken eigentlich alle geographischen Faktoren, deren Zusammenspiel wir in der Erdkunde zu verfolgen pflegen, auch in die Kriegsgeographie ein. Wir haben es ja auch in diesen letzten Zeiten immer wieder erlebt, daß schlechthin alles von unserm Volk in diesen Krieg um sein Leben hineingezogen worden ist. Eine Kriegsgeographie unterscheidet sich daher von dem, was sonst Geographie heißt nicht sowohl nach ihren Grundlagen, als vielmehr nach dem Werte, den die einzelnen, zum Zusammenklang zu bringenden Faktoren gegeneinander haben.

Ich nehme ein Beispiel: In den üblichen Länderkunden der friedlichen Voraugusttage spielte die sogenannte Geomorphologie eine beinahe übermächtige Rolle. Die ursächliche Begründung der Erdoberflächenformen und der Einfluß

*) Das gilt selbst von den Juden; sie haben nur keine zusammenhängenden Sitze; aber irgendwo wohnt der einzelne Jude doch auch; und die zionistische Bewegung hat gelehrt, daß der Drang nach eigenen zusammenhängenden Sitzen noch nicht in ihnen erloschen ist. Ja, vielleicht wären die Westjuden in Amerika und Westeuropa doch in ihren Wirtsvölkern aufgegangen, wenn nicht die Ostjuden in Polen eine Art zusammenhängender Sitze gehabt hätten.

von diesen auf Siedelung, Kultur-, Volks-, Sprach-Grenzen schien fast allein den Inhalt der Erdkunde ausmachen zu sollen. In einer Kriegsgeographie beanspruchen Erscheinnngen, wie die Alpen oder Karpathen, oder auch wie die masurischen und flandrischen Sümpfe, gewiß auch einen sehr beachtenswerten Platz. Ihre Entstehungsursachen sind aber nahezu gleichgültig, und kriegerische Entscheidungen hängen zwar von ihnen recht wesentlich ab, aber doch noch viel mehr von anderen Dingen, wie Geist und Zahl der Truppen, Fähigkeit der Führer, Beschaffenheit der Zufahrtswege, Lage zu andern Kriegsschauplätzen u. a.

Kriegsgeographie unterscheidet sich also von jeder anderen Geographie nicht dadurch, daß sie aus anderen Bestandteilen bestände; sondern diejenigen Bestandteile, deren Bedeutung der Krieg uns von selbst allen nahe rückt, überwiegen nur sehr stark an Bedeutung alles andere, was uns sonst wohl in der Geographie wichtig geschienen hat.

Noch ein anderes: Man nannte in früheren Zeiten die Geographie Erdbeschreibung. Noch der alte Büsching, dessen vielbändige Erdbeschreibung zur Jugendlektüre Bismarcks gehört hat, hat auf sein Grab schreiben lassen: „Hier ruht in der Erde ihr Beschreiber!“ Und wenn nun auch das Wort Erdbeschreibung etwas abgekommen ist, die Schilderung des Zuständlichen, nicht der Ablauf von Kraftwirkungen nimmt in der Erdkunde den breitesten Platz ein. Es handelt sich ja auch in ihr um die Wiedergabe des augenblicklichen Gesamtzustandes der Erdoberfläche und ihrer Bewohner, oder wie meistens, irgend eines Teiles. In kriegerischen Zeiten aber, und nun gar, wenn es sich um diesen bisher einzigartigen Weltkrieg handelt, gerät dieses Gesamtbild in seinen menschlichen Zügen, gewissermaßen ruckweis vorwärts sich bewegend, in die heftigste Erschütterung. Da versagt vielfach die Möglichkeit, Zuständliches zu schildern. Wir sind in den Fluß der Erscheinungen hineingestoßen und müssen seinem Verlauf zu folgen versuchen. Das gibt Aufgaben ganz anderer Art, als friedliche Zeiten uns dargeboten haben. Und was uns heute entgegengetragen wird in Wort und Zeichnung, das läßt sich eher mit den nur für den Tag gültigen Wetterberichten und Wetterkarten, als mit Stücken einer Klimakunde vergleichen. Über sie muß dann eine wahre Kriegsgeographie, von der hier gewiß nur ein vorzeitiger und unvollkommener Versuch gemacht wird, freilich hinauszukommen versuchen, wobei man sich dann wird bewußt sein müssen, wie eine wirkliche Klimakunde ernsthaft erst möglich geworden ist, seitdem man wenigstens von einigen Teilen des Luftmeers jene vergänglichen Augenblicksbilder und Tagesberichte besitzt.

Halten wir also fest, der Krieg als Erdoberflächenerscheinung neben anderen gleichzeitigen bestimmt die Eigenart in der Auswahl und Betonung bei einer Kriegsgeographie. Dabei läßt die zeitliche Nähe der Erscheinung erst eine vielleicht etwas ungeographische zu starke Hervorkehrung des **Verlaufs** des Ereignisses erwarten, aus deren Bereich man in das des Zuständlichen zu kommen wird streben müssen.

Der Krieg ist bekanntlich nach Clausewitz die Fortsetzung der Politik mit veränderten Mitteln. Ist das wahr, und in dieser allgemeinen Form wird es wohl niemand bestreiten wollen, so ist Kriegsgeographie eigentlich ein

Spezialfall der politischen Geographie. Träger der Politik ist der Staat. Der Staat aber ist ohne ein Volk, das sich als Nation in ihm als Macht fühlt, nicht denkbar. Wir werden also von Staat, Volk und Nation zu hören bekommen. Nun hat es aber wenig Zweck, von einem Begriff von Staat, Volk und Nation auszugehen und aus diesem die Natur und Aufgaben, die ihnen obliegen, zu erschließen; das führt so gut wie immer auf spekulative Abwege. Fassen wir vielmehr dieses unser Deutsches Reich und unser deutsches Volk — und ebenso dann später die anderen Nationen — ins Auge, suchen ihre Natur zu verstehen und benutzen wir zur Klärung unserer Anschauung eben die Worte Staat, Nation und Volk!

II.

Deutsches Reich, deutsches Volk und deutsche Nation

Das Deutsche Reich ist ein vergleichsweise junges staatliches Gebilde mit zum Teil alten Traditionen. Es ist durch die Bismarcksche Politik zustandegekommen und gleichzeitig mit der Niederkämpfung des hauptsächlichen politischen Gegners seiner Bildung, Frankreich, 1871 begründet worden. Dabei ist der altpreußische Staat mit den Traditionen seiner Entwicklungsgeschichte seit den Tagen des Großen Kurfürsten zusammengeflossen mit allem dem, was sich aus dem Zusammenbruch des alten deutschen Kaiserreiches als lebenskräftig erhalten hatte. Mit den Augen des Auslandes gesehen, haben wir also ein junges Staatsgebilde vor uns, das aller Friedensbeteuerungen unerachtet doch infolge seiner preußischen Vergangenheit als Erobererstaat in Verdacht stehen mußte, und das von seiner mittelalterlichen Vergangenheit her als Kaiserstaat allerhand mystischer Weltherrschaftsideen verdächtig erschien.

Wir wissen, das ist beides schief gesehen: Preußen ist wohl allmählich über ganz Norddeutschland hingewachsen, aber der Zusammenschluß seiner Landesteile ist viel weniger das bewußt gewollte Ergebnis von Eroberungskriegen als der natürliche Zusammenschluß nach Land und Sprache zusammengehöriger, aber durch eine unglückliche Geschichte auseinandergefallener Kleingebilde gewesen. Und bei dem alten Deutschen Reich denken wir alle so gut wie gar nicht, daß es von seinen Begründern als der Erbe des römischen Weltreiches bezeichnet worden, sondern sehen nur in ihm die politische Form, in der einst unser Volk geeint und lebenskräftig bestanden hat.

Mit der Jugend unseres heutigen Reichs hängt nun aber noch eine andere verwickelte Erscheinung zusammen, die bei anderen Staaten lange nicht in demselben Grade zu finden ist. Der natürliche Sprachgebrauch sieht in einem Staat die über eine bestimmte Erdoberflächenstelle ausgeübte Macht eines eben in diesem Staat geeinigten Volkes, einer Nation. Frankreich und die Franzosen, Spanien und die Spanier usw., das fällt für uns so ungefähr zusammen. Es tut das nicht ganz, wenn wir schärfer hinsehen. Es leben Angehörige jeder Nation allezeit im Auslande; aber wir empfinden ihre Anwesenheit dort als Ausnahmen von der Regel und halten es für das Natürliche, daß dauernder Aufenthalt im Auslande, womöglich über eine Generation hinweg, zum Ver-

lust der alten Nationalität führt, und so z. B. aus Franzosen Deutsche, aus Spaniern Mexikaner, oder wie es nun ist, werden. Wo etwa ein größerer Teil eines Volkes jenseits der geschlossenen Staatsgrenzen wohnt, da ist man vielfach geneigt, einen unnatürlichen Zustand anzunehmen. Das für künstlich gehaltene Staatsgebilde fällt in seinen Grenzen nicht zusammen mit den „natürlichen" Volksgrenzen. Gewiß, es ist sehr viel Irrtum in solchen Auffassungen. Wir werden uns im weiteren Verlaufe dieses Buches vielfach mit ihnen auseinander zu setzen haben; aber sie sind da und haben bei flüchtiger Prüfung etwas Bestechendes. Aus ihnen zieht die italienische Irredenta ihre Agitationskraft. Sie haben die Serben und Bulgaren gegeneinander ausgespielt. Aus ihnen heraus schielt Rumänien nach Westen und Osten. Das ganze Problem Polen wird von ihnen beherrscht. Kein Wunder, wenn wir es auch auf unser Volk einmal anwenden wollen. Da sehen wir denn sofort, daß bei vielleicht keinem anderen Volke der Welt Volkssitze und Staatsgrenzen weniger zusammenfallen als bei uns.

Die Sitze des deutschen Volkes gehen weit über die heutigen Reichsgrenzen hinaus.

Es wird daher nötig sein, Lage und Ausdehnung des Deutschen Reichs und Verbreitung der Deutschen sich nun erst einmal klar vor Augen zu führen. Nimmt man eine Gesamtdarstellung der Erde in flächentreuer Projektion (Abb. 1) und zeichnet den Teil der Erde, den das Deutsche Reich einnimmt,



Abb. 1.

in besonderer Farbe aus, so tritt die außerordentliche räumliche Beschränkung der Erdstelle, auf der das Deutsche Reich seine politische Macht ausübt, auf das schärfste hervor. Wir müssen hierbei von den Kolonien zunächst absehen. Sie sind ja an Fläche dem alten Vaterlande um ein Mehrfaches überlegen; aber dieser Krieg hat gelehrt, daß ihr Besitz und ihr Zusammenhang mit dem Mutterlande wegen der ungebrochenen Seebeherrschung der Engländer noch von deren Gutwilligkeit abhing, also noch längst nicht ein wirklich gesicherter

Besitz des Reiches war. Als deutsche Volkssitze sind die Kolonien aber noch nicht anzusprechen gewesen.

Das Stück Land, das Deutsches Reich heißt, ist nicht viel mehr als ein Tausendstel (**0,001**) der Erdoberfläche. Und wenn wir auch daran denken, daß fast drei Viertel der Erde von Wasser bedeckt sind, daß weite Erdräume wie das Südpolarland oder die Wüsten gar nicht oder sehr wenig für die Menschen als Wohnland in Betracht kommen, so bleibt doch das Deutsche Reich auch von dem Restgebiet noch immer ein sehr kleiner Teil.

Anders steht es mit den Sitzen des deutschen Volkes. Während ein nicht sehr wesentlicher Teil des Deutschen Reiches zusammenhängende Sitze fremdsprachlicher Reichsbürger aufweist (ein schmaler Südwestrand Lothringens und einige Ortschaften in den Vogesen, die Umgebung von Malmedy im Rheinland, nordschleswigsche Grenzstriche und Teile der vier östlichen Provinzen Ostpreußen, Westpreußen, Posen und Schlesien), reicht das deutsche Sprachgebiet sehr viel weiter über die Reichsgrenzen hinaus. Am meisten gilt dies vom Südosten (die deutschen oder zum Teil deutschen Kronländer Österreichs). Auf einer erheblichen Fläche herrscht die deutsche Sprache aber auch in der Schweiz; ihre Bewohner sind zu zwei Dritteln Deutsche. Aber schon hier stehen wir vor einer neuen Schwierigkeit. Während die Deutsch-Österreicher sich oft sogar mit besonderer Vorliebe als Deutsche bezeichnen und dann wohl uns im Reiche Deutschländer nennen, sprechen die Deutsch-Schweizer zwar unsere Sprache und schreiben sie, wollen aber nicht Deutsche sondern Schweizer sein. Man hilft sich häufig so weiter, daß man die Angehörigen einer gemeinsamen Sprache als Volksgenossen bezeichnet, während man in den Anhängern derselben staatlichen Idee Mitglieder einer Nation sehen will. Danach wären sowohl Schweizer wie Österreicher Mitglieder des deutschen Volkes, aber gehörten einer Schweizer und einer österreichischen Nation an. Befriedigt wird man durch diese Definition gewiß nicht werden, aber wir wollen uns ihrer erinnern, denn sie wird noch manchmal geprüft und gebraucht werden müssen. Jedenfalls ist soviel klar: Will man Volk und Nation gegeneinander bestimmen, so sind Sprache und Wille keine brauchbaren Gegensätze. Ein Volk als die Gesamtheit aller, die dieselbe Sprache sprechen, ist gewissermaßen ein Naturprodukt, dessen Größe und Ausdehnung sich mit den diesem Umstande entsprechenden Hilfsmitteln feststellen läßt. Die Schwierigkeiten liegen hier in der Beantwortung von Fragen wie: Was ist dieselbe Sprache? Sprechen z. B. der Oberbayer und der Mecklenburger die gleiche deutsche Sprache, oder wenn nicht, wieso sind beide denn ihrer Sprache nach als Deutsche zu bezeichnen? Gehören die Niederländer, die sich mit ihren westfälischen Nachbarn ohne weiteres verständigen, ins deutsche Sprachgebiet oder nicht? Gehören die Friesen dazu, die sowohl mit Niederländern wie mit hochdeutsch Redenden sich kaum verständigen können?

Die Nation andererseits als der gewollte Zusammenschluß aller derjenigen, die ihren Staat wollen, kann der Theorie nach aus verschieden sprechenden Menschen zusammengesetzt sein. Da aber doch nun einmal die Sprache das gemeinsame Verständigungsmittel ist, so neigen vielsprachige staatliche Gebilde

dazu, eine Sprache als die Staatssprache durchzusetzen: madjarisch in Ungarn, großrussisch in Rußland, englisch in den Vereinigten Staaten. Es ist bezeichnend, daß dies am wenigsten von der Schweiz gilt mit ihrer überwiegend deutschen Bevölkerung.

Kommen wir aber zu der Stellung der deutschen Sprache auf der Welt zurück! Sprachkarten in unseren Atlanten zeigen uns die wahren Verhältnisse nicht ausreichend, da die Ausdrucksmittel der Karte im allgemeinen nur die Darstellung der Mehrheitssprachen gestatten und Minderheiten nicht recht zur Anschauung gebracht werden können, gar, wenn es mehrere Minderheiten sind*). Auf diese Minderheiten kommt es aber gerade beim deutschen Volke in vielen, wenn nicht in den meisten Fällen sehr stark an. Da uns augenblicklich andere Minderheiten als deutsche wenig angehen, so sei als allgemein zugänglich auf die Karten zum Deutschtum in den Schulatlanten hingewiesen, z. B.: Atl. Fischer-Geistbeck III 34/35, im besondern die beiden Darstellungen auf S. 34: Das Deutschtum auf der Erde und in Europa. Hiernach haben wir ein mit den Hauptsitzen zusammenhängendes deutsches Sprachgebiet außerhalb des Deutschen Reiches, wie alle Welt weiß, in der Schweiz und in Österreich (etwa ein Achtel der ganzen Volksmasse). Außerdem ist ein breites, Ungarn, West- und Südrußland und gewisse Wolgagegenden umfassendes Band mit deutschen Sprachinseln bald dichter, bald gelockerter besetzt. Andere Sprachinseln finden sich in den beiden Amerika, besonders in den Vereinigten Staaten, Brasilien und Chile; auch im afrikanischen Kapland und in Australien liegen einige. Unter Sprachinseln würde man dabei Landflächen und städtische Siedelungen verstehen mit deutschen Mehrheiten (wenigstens sehr starken Minderheiten, wie z. B. in Chikago oder Milwaukee).

In einem gewissen Gegensatz zu ihnen stehen die Ansammlungen von Auslandsdeutschen, wie sie Weltverkehr und Weltwirtschaft in allen fremden Staaten mit sich gebracht haben. Sie bestehen besonders aus Handeltreibenden, Industriellen, Gelehrten, Politikern. Während die alten Sprachinseln zwar deutschsprechende Bewohner, aber Zugehörige fremder Staaten in sich schließen, haben die Angehörigen der letzteren ihre Reichszugehörigkeit meist bewahrt. Ja, der erhebliche Verlust, den das deutsche Volk früher durch Abwanderungen und Aufgabe deutscher Staatszugehörigkeit erlitt, hat zu schärferem Anziehen unsererseits geführt. Deutsche Auslandsschulen, in denen die Berechtigung zum Einjährigen-Dienst zu erwerben ist, Vermehrung der deutschen Konsulate beginnen den Zusammenschluß aller Auslandsdeutschen fester zu machen, wenn auch bei der Kürze der Zeit, seitdem man die Aufgabe erkannt hat, noch nicht die Stärke erreicht ist, mit der sich z. B. die Auslandsengländer als Einheit fühlen. Immerhin, die Richtung, in der die Bewegung geht, ist erkannt, auch — und darauf kommt es ja an — eben im Ausland.

*) Paul Langhans hat seit Kriegsausbruch in Petermanns Mitteilungen sich bemüht, die Ausdrucksmittel zur Darstellung von Völkergemischen zu heben, ohne daß eindrucksvolle Kartenbilder dabei entstanden wären. Sie lassen sich wohl auch nicht herstellen, will man nicht mehrere Karten nebeneinander stellen. Für das Einzelstudium sind die Langhausschen Karten dagegen unentbehrlich.

Diese Deutschen wollen nicht mehr wie in früheren Zeiten „Völkerdünger" abgeben, sondern, gestützt auf die heimatliche Macht, eine über die Erde hin sich verzweigende Einheit darstellen.

Hierbei tritt nun jene eigentümliche Erscheinung der Millionen Deutscher fremder Staatszugehörigkeit in den Sprachinseln in ihrer Weiterentwicklung als nicht einfach zu lösende Aufgabe hervor. Dem Amerikaner, dem Russen, um die beiden Staaten zu nennen, in denen am meisten deutsche Sprachinseln sich finden, war es ehedem herzlich gleichgültig, welcher Sprache sich diese Leute bedienten. Früher oder später würde die herrschende Staatssprache eben doch gesiegt haben, wenn das überhaupt als Notwendigkeit empfunden wurde. Jetzt ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit einem auswärtigen Staate auch bei diesen Kolonisten rege geworden. Wo das nicht der Fall ist, könnte es jeden Tag zum Ausbruch kommen. Die fremde Staatsgewalt wird daher geneigt sein, das Verschwinden der deutschen Sprache zu beschleunigen, vielleicht durch Zwang, erregt dadurch natürlich aber wieder Beunruhigung, vielleicht Erbitterung. Alte Rechte und Gewohnheiten sollen außer Gebrauch gesetzt werden. Da sieht man dann wohl nach dem jungen Reiche aus, und von ihm kommen begeisterte Freunde für Deutschlands Größe und Macht, deren Wirken erst recht zur Verschärfung der Gegensätze beiträgt. Überall, wohin in der Zeit vor Gründung des Reichs Deutsche als Siedler ihren Fuß gesetzt haben, ist daher das Gefühl, vor einer neuen Entwicklung der Dinge zu stehen, gedrungen. Man sagt daher wohl nicht zu viel, wenn man behauptet, die Bestrebung zur Unterdrückung der deutschen Sprache in den Sprachinseln ist eine natürliche, aber unerwünschte Folge der Begründung und des Aufblühens des Deutschen Reiches.

Also unser deutsches Volk ist in der schwierigen Lage, Millionen von Volksgenossen entweder aufgeben zu müssen, oder ihre Erhaltung für unser Volkstum auf die Gefahr hin zu versuchen, in bedenkliche Reibereien mit den bisherigen Wirtsnationen zu kommen. Es ist dies ein Zustand, der von den Engländern sehr geschickt zur Vergiftung unserer Auslandsbeziehungen benutzt worden ist. So ist es ihnen gelungen, an vielen Stellen die weit größere und näherliegende Gefahr englischer Gewaltherrschaft in jenen Ländern zu verschleiern. Sie sind dabei unterstützt durch den Umstand worden, daß man sich schon seit langer Zeit an englische Übergriffe gewöhnt hatte, daß man sie beinahe als natürlich empfand, wogegen die „deutsche Gefahr" etwas Neues war. Sie war es auch nach einer dritten Seite hin. Das Deutsche Reich ist in seinen vier Friedensjahrzehnten zu einer ungewöhnlichen, in seiner wahren Stärke doch vor Kriegsausbruch noch nicht recht erkannten politischen und wirtschaftlichen Macht emporgewachsen. Diese war den Engländern besonders störend; doch ist sie auch den andern Staaten durchaus fühlbar geworden. Die Sehnsucht nach Weltherrschaft, in ihrer Ausführbarkeit auf diese neugewonnene Macht begründet, als Grundstimmung des deutschen Volkes zu zeigen, konnte daher von den Engländern der übrigen Menschheit, soweit es auf diese ankam, vorgeredet werden. Man mußte nur die technischen Mittel dazu haben, und die besaßen die Engländer.

Fassen wir nunmehr zusammen; das Bild Deutschlands mit mißgünstigen Auslandsaugen angesehen, ist dies:

„Auf einer kleinen, vom Weltmeer vermutlich absperrbaren Stelle sitzt das ehrgeizgeplagte deutsche Volk voller alter und neuer Weltherrschaftsträume, glaubt, durch seine kriegerischen Erinnerungen und weitergepflegte kriegerische Macht die Mittel zur Niederkämpfung der Gegner seiner Pläne zu haben. Überall draußen hat es seine Volksgenossen, die fremde staatliche Einrichtungen unterwühlen; seine große und rasch wachsende wirtschaftliche Macht gibt ihm auch die Mittel in die Hand, dem Ziele seines Ehrgeizes nachzustreben."

Es ist nicht zu leugnen: Die Farben dieses Bildes sind gut gewählt und einigermaßen richtig, so grundfalsch auch das ist, was die Engländer mit diesen Farben gemalt haben. Aber wir müssen, wenn wir klar sehen wollen, solche Dinge wie die grundsätzliche Veränderung der Stellung der Auslandsdeutschen seit 1871 anerkennen. Wir müssen begreifen, daß es unser Schicksal ist, ein „Weltvolk" geworden zu sein. Wir müssen der Frage ins Auge sehen, auch wenn wir sie jetzt noch nicht beantworten können: „Was soll mit unsern Sprach- und Volksgenossen draußen werden?" Wir müssen erkennen, daß, wenn wir in Kleinmut auf die Zugehörigkeit der Auslandsdeutschen in jeder Form verzichten, wir vermutlich unser eigenes Todesurteil unterschreiben; denn sie aufgeben heißt nicht nur in vielen Fällen, bestes deutsches Blut aufgeben, damit es in Zukunft unsere Wettbewerber stärkt, sondern es heißt auch, für immer auf ein Wachstum unseres Volkes nach außen hin verzichten, und, — das aber ist das Schlimmste, — es bedeutete eine solche Jämmerlichkeit, daß wir nach außen hin als Knechtsvolk unweigerlich erscheinen müßten und in uns selbst das Gefühl für menschliche Größe ersterben würde.

Etwas anderes ist es, ob die Form, in der das Engländertum seine Weltherrschaft durchzukämpfen versucht, nach Methode und Ziel auch die unsrige sein kann. Bisher ist sie gewiß erfolgreich gewesen; aber — wir werden uns später ausführlicher mit ihr beschäftigen, — sie ist sehr weit von dem entfernt, was wir für erstrebenswert halten können. Auch ohne ins Schelten verfallen zu wollen, — das nutzt ja nichts, — müssen wir doch feststellen, daß wir die Gewissenlosigkeit und Beschränktheit der englischen Methoden, von der jede Seite ihrer Geschichte predigt, unter keinen Umständen nachmachen können. Das wäre ein Herabsteigen ins Unvollkommenere, das uns unmöglich ist. Und was das Ziel betrifft, so schwebt dem Deutschen, unklar wie es sein mag, ein Nebeneinander reich und eigenartig entwickelter Völker vor, die im friedlichen Wettstreit die Kultur der Menschheit zu erhöhen suchen, dem Engländer einfach die englische Weltherrschaft, ohne daß er sich bewußt wird, wie sehr schon jetzt aus der englischen Zivilisation Geistiges und Fortbildungsfähiges verschwunden ist, während den höchsten Grad körperlicher Gepflegtheit in den herrschenden Klassen man ja freilich auf den britischen Inseln wird finden können.

III.

Deutschlands Feinde

England

Aus dem ganzen Kriegsverlauf ist immer mehr klar geworden, daß England unser eigentlicher Feind ist. Einsichtige Leute haben das von jeher gesagt, so gewiß bis vor dem Kriege englische und deutsche Waffen noch nie sich gekreuzt haben. Die Gefahr der rasch wachsenden russischen Volksmasse, das Revanchegeschrei kriegshetzender französischer Advokaten und Schulmeister, die Geschicklichkeit, mit der der englische Anleger des Weltenbrandes anfänglich im Hintergrunde zu bleiben gewußt hat, haben es bewirkt, daß diese Wahrheit bei vielen lange Zeit gebraucht hat, um durchzudringen. England ist das Mittelding zwischen einem Handels- und einem Seeräuberstaat. Wie die Geschichte lehrt, fällt beides ja oft genug zusammen. Seine Kriege sind, wenn es nur irgend ging, Handelskriege gewesen, d. h. solche, als deren Ergebnis ein wirtschaftlicher Vorteil herausspringen sollte. Durch Niederkämpfung der gegnerischen Flotten hat es seine Seeherrschaft zu erhalten gewußt, durch Verhetzung seiner Meinung nach zu mächtiger Festlandsmächte gegeneinander die Sicherheit, die ihm durch seinen Inselwohnsitz gegeben war, noch zu erhöhen verstanden. Gehen wir die Geschichte Englands seit den Tagen der Königin Elisabeth durch, so springen uns die Belege ohne weiteres in die Augen; aber wir können hier auf sie nicht näher eingehen. Nur die heutige Lage und Ausdehnung des britischen Weltreichs wollen wir zu überblicken versuchen. Betrachten wir zu diesem Zweck einmal die Gesamtlage des Festlandes und der Staaten auf der Erde. Man erkennt leicht, daß die bewohnte Erde aus zwei großen Gruppen besteht: einem zweimal durchbrochenen, breiten, nach Süden zu offenen Landring **Afrika, Europa, Asien, Australien,** der das Indische Weltmeer umlagert, — und der sehr viel kleineren, langgestreckten Landmasse Amerikas, die das Atlantische vom Großen Weltmeer trennt.

Gehen wir nun wieder von der Tatsache aus, daß die große Landmasse um das Indische Weltmeer wie der Sitz der kriegführenden Mächte überhaupt so im besonderen die Grundlage der englischen Machtstellung ist*), soweit diese auf dem Festlande ihren Sitz hat, so wollen wir diesen Festlandsring hinsichtlich seiner politischen Aufteilung näher ins Auge fassen. Wir haben hier wieder ein besonders gewaltig entwickeltes Mittelstück Europa-Asien und zwei locker daran sitzende Flügel im Südwesten und Südosten. Das ganze Kerngebiet Europa-Asiens umfaßt das Russische Reich in ununterbrochener Fläche. Trotz dieser ungeheuren Ausdehnung und seiner gewaltigen Menschenmenge können wir doch, wie uns der Krieg lehrt, auch Rußland zurzeit unter die eng-

*) Nach dem Ausgange des Siebenjährigen Krieges, der England den gesamten nordamerikanischen Erdteil zur Verfügung stellte, war das ganz anders. Aber schon der Abfall der Union 1776 hat die Vorherrschaft Englands dort vernichtet und es vor die Durchführung seiner Herrschaftspläne auf die Alte Welt zurückgeworfen, wenn es auch wohl schwerlich für alle Zeiten seine Absichten auf die Union eingesargt hat.

lischen Bundesgenossenstaaten rechnen und daher hier unter dem Obertitel „Englisches Weltreich“ die Stellung Rußlands kurz festlegen.

Rußland umfaßt also den etwas nach Norden verschobenen Mittelteil Europa-Asiens. Sein schnelles Wachstum seit der Mitte des 16. Jahrhunderts vom oberen Wolgagebiet her, begünstigt durch die weiten, schwach gewellten Flächen seines Bodens, hat überall dort Halt gemacht, wo zu kräftiger Widerstand sich ihm entgegenstellte. Das sind starke Staaten im Westen und Südwesten gewesen (Europa, England) und ebenso im Osten und Südosten (China, Japan), im Süden die gewaltigen Hindernisse der zentralasiatischen Gebirgswelt, hinter ihnen in Indien wiederum England. So hat Rußland bisher nirgends das eisfreie offene Weltmeer erreicht, aber die Wucht seiner schnellwachsenden Volksmasse strebt nach ihm hin. Es ist daher natürlich russische Politik, wie ein Bär im Zwinger die Grenzen gegen die Staaten abzutasten, die es vom offenen Weltmeer trennen, um an der Stelle des geringsten Widerstandes den Durchbruch zu versuchen. Daß England diesen Durchbruch, solange es kann, nie gestatten könne, sollte eigentlich russisches Allgemeinwissen sein, zumal nachdem es in Ostasien seinen japanischen Söldner veranlaßt hat, die Pforten zur eisfreien See, die sich Rußland dort erworben hatte, wieder zu schließen. Die Annahme der unbedingten Unversöhnlichkeit russischer und englischer Ausdehnungspläne ist vielleicht der größte Irrtum gewesen, der bei uns in Deutschland vor dem Kriege umging.*) Jetzt jedenfalls, da alle anderen Zugänge zum Weltmeer besetzt sind, Mandschurei, Südpersien, Norwegen, ist die einzige den Russen von England scheinbar offengehaltene Stelle hinter den zusammengebrochenen Zentralmächten und der Türkei für Rußland zu suchen gewesen, aber auch im Falle des Sieges hätte englische Politik das völlige Erreichen des Weltmeeres nicht zugelassen. Wie die Lage für Rußland steht, möge eine kleine Skizze uns veranschaulichen.

Reiche bestehen nicht allein aus Flächen, noch wesentlicher sind die Menschen, die sie bewohnen.

Hier stellt sich die Sache so für Rußland:



Abb. 2.

*) In letzter Linie sind sie auch gewiß „unversöhnlich“. Wenn Mitteleuropa als selbständige Macht verschwände, würde sich der Brand bald zeigen. Englands unmittelbarstes Lebensinteresse wäre bei einem Bunde Frankreich-Rußland über ein niedergebrochenes Deutschland hin gefährdet. Rußland würde selbst als Herr über Konstantinopel und Kopenhagen noch England als Feind vor seinen Seehäfen sehen.

Vergleicht man die Verhältnisse auf dieser Skizze, so scheinen die geringsten Widerstandsgebiete bei China und Europa zu liegen, soweit nicht die Hinterspieler England und Japan von ihren gesicherten Inselburgen aus in die Verhältnisse eingreifen, aber insofern besteht ein großer Unterschied, daß China für die Hauptsitze des Russentums noch immerhin sehr entlegen ist, und Japan in Korea eine Festlandsstellung gewonnen hat, die der beabsichtigten englischen in Belgien durchaus entspricht. Grund genug für Rußland, sich aus den asiatischen Wirrnissen zurzeit etwas zurückzuziehen und seine hauptsächliche Angriffskraft nach Europa zu werfen.

Kehren wir zur Darstellung des britischen Weltreiches und seiner politischen Stellung zurück, behalten wir aber im Sinne, daß es England zurzeit gelungen ist, das Kernland Europa-Asiens, **Rußland**, in seinen Dienst zu zwingen.

Für **England** liegen die Dinge etwa nach diesem Schema:

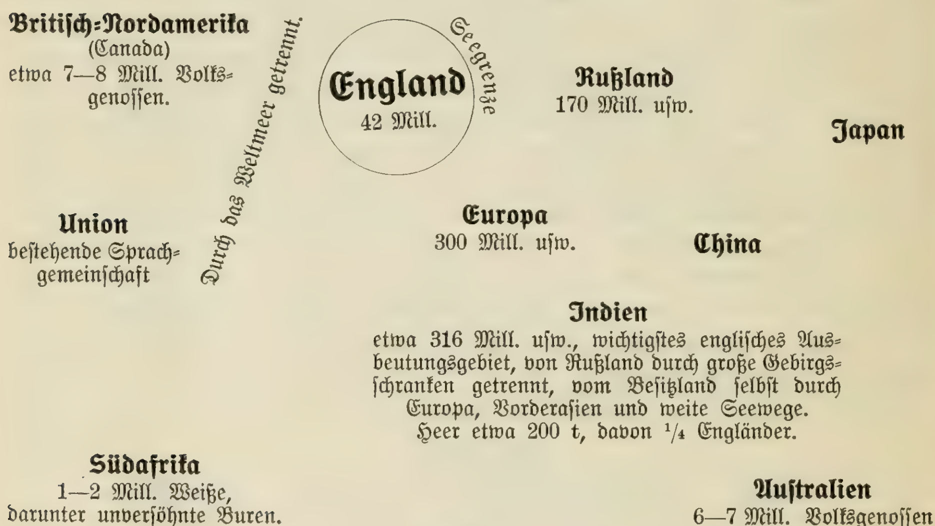


Abb. 3.

Wir ersehen aus Abb. 3, daß das Stammland des britischen Inselreichs, England selbst, der Sitz der politischen Kraft, verhältnismäßig klein und volksarm ist. Die Landmassen, die es beherrscht, sind zwar von gewaltiger Größe, aber nach wie vor durch weite Wasserflächen voneinander getrennt. Wenn es auch im Schutz seiner Insellage seit Jahrhunderten lebt, so kann es doch den Zusammenhang mit seinen Tochterländern und unterworfenen Gebieten nur über See aufrecht erhalten. Zur Sicherung dieses Zusammenhangs hat es seine **Flotte** zu jener Stärke aufgebaut, von der es hoffen konnte, sie werde feindliche Kriegsschiffe an wirksamen Unternehmungen gegen den Bestand und Zusammenhang seines Reichs dauernd schützen. Das kann man vom englischen Standpunkt voll ver-

stehen, aber eine derartige Flotte ist damit für alle anderen Völker zur tyrannischen Zwingmacht des freien Weltmeeres geworden. Mag das in Friedenszeiten nicht so bemerkbar sein, und haben die Engländer selbst darauf Wert gelegt, solange es ihrer Machtstellung nicht abträglich zu sein schien, den Anschein der Macht zu verhüllen, vorhanden ist diese Tyrannei immer gewesen. Sie ist es in diesem Augenblick erst recht, und es gebraucht sie schonungslos. Die Geschichte des englischen Volks allein im 19. Jahrhundert ist ja eine Kette von Kolonialkriegen und anderen Unternehmungen, die ohne jede Würdigung nicht-englischen Menschentums zur Erhöhung der englischen Macht und Handelsstellung geführt worden sind. Die ungeheuren Kosten der versuchten Weltkontrolle kann das nur durch Unterdrücken und Aussaugen großer unterworfener Volksmassen gewinnen. Die gewaltigste nach Menschenmenge und bewohnter Fläche, Europa vollkommen gleichwertig, ist Indien*).

Aber zwischen Indien und England liegt das Meer, ein weiterer Grund, es zu beherrschen. Doch auch Europa und Vorderasien liegen dazwischen. Das ist die große Zukunftsfrage Englands. Schon die europäischen Reiche sind für den Zusammenschluß England-Indien äußerst hinderlich, wenn man auch jetzt wieder erlebt hat, daß es noch immer England gelingen kann, sie gegen ihr eigenes Wohl untereinander zu verhetzen. Darf nun aber noch dazu Vorderasien, also politisch gesprochen, die Türkei, durch europäisches Geld und Organisationstalent so erstarken, daß für England der Weg nach Indien in der Art gesperrt werden kann, wie ihn die mohammedanischen Reiche des Mittelalters dem Abendlande gegenüber gesperrt haben? Ein Engländer wird darauf sicher mit „nein" antworten. So hat denn England schon zu Napoleons Zeiten die französischen Pläne auf Ägypten durch den Seesieg von Aboukir zu Falle gebracht, und ihre Wiederaufnahme unter Napoleon III. und seiner Nachfolgerin, der 3. Republik, die durch den Suezdurchstich 1869 stark und gefährlich geworden waren, erst durch geschäftliche Maßnahmen, die durch den Niederbruch Frankreichs 1870 erleichtert worden sind, dann durch den Überfall von Alexandria, 1882, zerstört. Jetzt droht vom Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn ähnliche Gefahr. Sie scheint nur durch Niederkämpfen des Eindringlings in den sicheren Weg London-Bagdad-Bombay beseitigt werden zu können.

Aber die Kontrolle über diesen Landzusammenhang, über Ägypten hin und einen zweiten immer wichtiger werdenden durch Afrika Nord-Süd (Kap-Kairo-Bahn) ist nur die eine Seite des englisch-deutschen Konflikts, die andere liegt in der Bestreitung der englischen Alleinherrschaft zur See durch die herangewachsene deutsche Flotte. Ganz befriedigt würde daher England erst sein, wenn es einerseits den Staatenkomplex von Europa so in seine Abhängigkeit gebracht hätte, wie es jetzt Indien hält, und andererseits, das versteht sich ja von selbst, die deutsche Flotte in die Tiefe der See versenkt hätte. Aber selbst wenn diese beiden Aufgaben erreicht wären, bliebe noch mehr zu erledigen übrig. Es bleibt noch der fleißige und begabte Auslanddeutsche, und es bleiben die Vereinigten Staaten von Amerika als machtvolles, politisches Gebilde außerhalb

*) Europa immer ohne England und Rußland gerechnet.

des östlichen Kontinentalringes. Der Kampf gegen den deutschen Kaufmann und gegen das deutsche Kapital, den England überall mit den schärfsten Mitteln eröffnet hat, und die eigentümliche politische Stellung, die es zur Union einnimmt, — hierüber später, — wird daraus verständlich. Fassen wir zusammen, so sehen wir, daß der Plan der englischen Weltherrschaft in erster Linie auf seine Zwingherrschaft zur See und der Unterwerfung der Landmasse der Alten Welt beruht, während seine mutmaßlichen Aufgaben in der Neuen Welt eine besondere, zurzeit noch zurückzustellende Lösung erfordern. In der Alten Welt ist es ihm in diesem Weltkriege gelungen, seinen stärksten Wettbewerber, Deutschland, mit den nächst starken, Rußland-Frankreich, derart zu verfeinden, daß seiner Rechnung nach die Schwächung aller hinder-

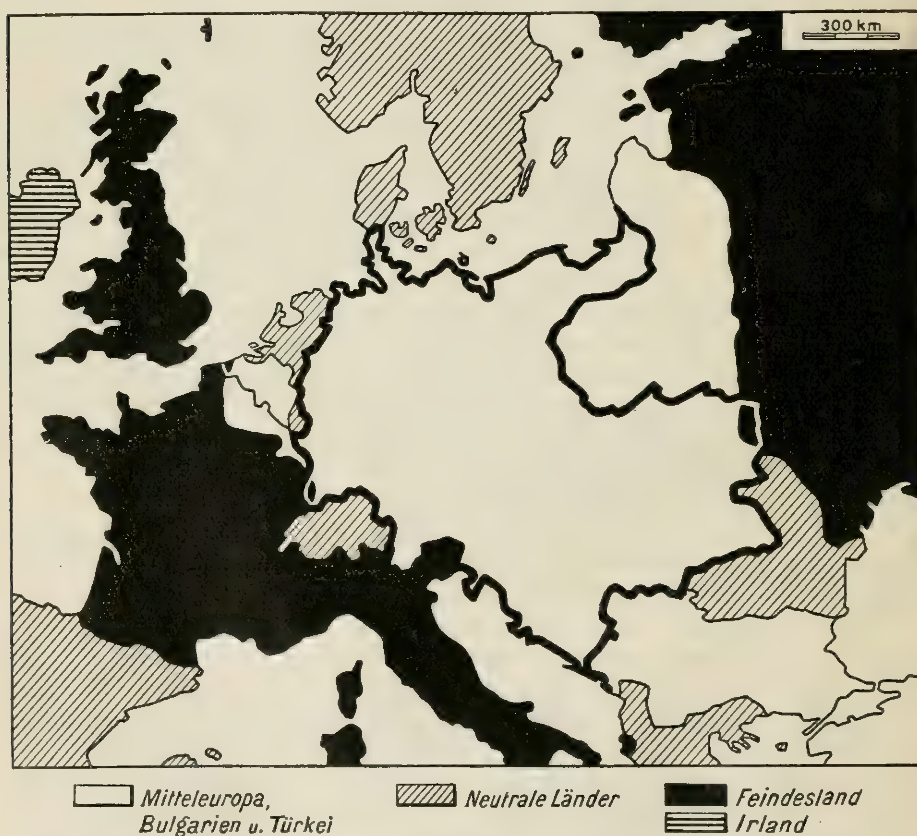


Abb. 4. **Das Wachstum von Mitteleuropa während des Krieges durch Besetzung und Zutritt von Bundesgenossen.**

Die starke Linie gibt die ehemaligen Grenzen des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns an. Das weiß gehaltene Gebiet außerhalb umfaßt die im Kriege eroberte Fläche und die beiden zu den Zentralmächten als Bundesgenossen getretenen Staaten Bulgarien und Türkei.

Stand Frühjahr 1916.

lichen Kontinentalstaaten groß genug sein wird, um trotz der ungeheuren Spesen für das Gesamtgeschäft noch ein lohnendes Ende hoffen zu können.

So tritt beim Überblick über das Ganze doch der Gegensatz England-Deutschland überwältigend hervor, und alle anderen Gegensätze rücken in die zweite Linie, verdienen also ihre Besprechung am besonderen Orte. Immerhin ist der Gegensatz russisches Zentralland—europäisch-asiatische Grenzländer bei weitem der zweitwichtige. Erst dann folgen Fragen wie: französisch-deutscher Grenzausgleich, Zukunft Belgiens, Österreich und Italien, Ungarn und Rumänien, Bulgarien und Serbien usw. Sie alle, so wichtig den beteiligten Staaten dies und das auch als Kriegsziel vorschweben mag, gehen in der großen Frage unter: englische Weltherrschaft mit Verarmung und geistiger Verödung der englischen Beutevölker (nach dem Vorbild von Portugal, Ägypten, Indien) oder Freiheit der Entwicklung unter Weiterausbildung des Gleichberechtigungsgedankens, wie sie das Deutsche Reich seit seiner Begründung unter Bismarcks Führung begonnen und unter seinem jetzigen Kaiser über ein Vierteljahrhundert weiter auszubauen versucht hat.

Auf der einen Seite stehen die Länder des **Vierbundes**, Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien, Türkei und im allgemeinen die besten und vorurteilsfreiesten Köpfe in den neutralen Ländern, auf der anderen Seite der Vierverband unter dem Zwange der von England durchgesetzten Verpflichtung gemeinsamen Friedensschlusses, die Macht des englischen Kapitals und der von England durch das Nachrichtenwesen beeinflußten breiten öffentlichen Meinung im Ausland, vielfach auch im neutralen.

Nunmehr würde es darauf ankommen, alle diese Kräfte und ihre örtliche Verteilung in Europa und sonst auf der Erde ins Auge zu fassen.

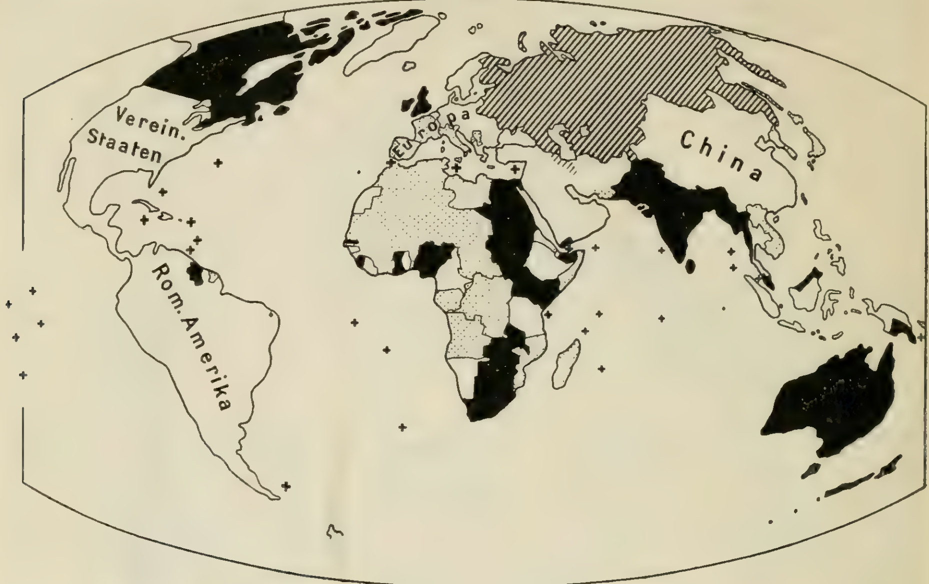
IV.

Wirtschaftliches

Die Vernichtung Deutschlands als unabhängiger, politischer, weltwirtschaftlicher Macht ist Englands Ziel. Sie ist es schon in Friedenszeiten gewesen, und man kann wohl ohne Widerspruch zu finden behaupten, daß, wenn die Erdrosselung Deutschlands durch friedliche Mittel der Einkreisungspolitik Eduards VII. zu erreichen gewesen wäre, England diese Form die Arbeit zu erledigen bei weitem als billiger vorgezogen haben würde. Es hat wohl auch den Engländern ziemlich fern gelegen, an die Notwendigkeit eines eigenen Krieges für die Niederzwingung Deutschlands zu glauben. Dazu sind sie in der Beurteilung großer militärischer Dinge zu wenig erfahren und haben das Übergewicht der politischen und wirtschaftlichen Kräfte auf seiten des Vierverbandes für viel zu groß gehalten; in Zahlen ausgedrückt, erscheint es ja auch ganz gewaltig. Vergleichen wir z. B. die Flächen der Verbündeten und der Zentralmächte:

Landfläche außer Polargebiete 133 Millionen qkm*)
England und Verbündete 64 " "
Vierbund . . . . noch nicht 6 " "

das heißt: England und seine Bundesgenossen haben fast genau die Hälfte der bewohnbaren Erde zu ihrer Verfügung, fast das 11fache des Vierbundes.



Die Lage am 1. August 1914.

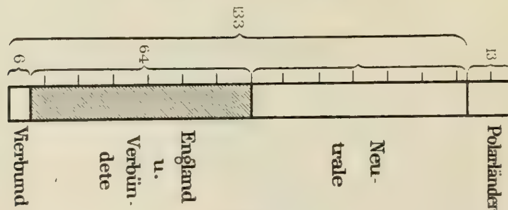


Abb. 5.

So sehen wir, daß in jedem Falle die Übermacht eine scheinbar ungeheure ist und erst recht überwältigend wird, wenn man die Herrschaft zur See dabei

*) Diese, wie die folgenden Zahlen sind sehr stark abgerundet. Genauere Angaben sind überall in Tabellen und Lehrbüchern zu finden. Anschauungswert besitzen aber nur solche kleinen abgerundeten Zahlen.

Es handelt sich ferner um so große Beträge, daß der Eintritt Italiens und Bulgariens in den Kampf in den Zahlenwerten kaum etwas ändert.

noch in Betracht zieht. Besonders ein ungeschulter Zeitungsleser, sagen wir ein Neuyorker Philister, wird es nicht begreifen können, warum England und seine Verbündeten so große Langmut üben. Ist doch das Verhältnis auch ohne Zurechnung des Weltmeers wie 1 : 11 oder als wenn z. B. in Deutschland Hannover und Oldenburg gegen das übrige Reich Krieg führen wollten.

Aber selbst wenn jemand nachdenklich genug wäre, nicht in den Ländern, sondern in den Menschen die Träger der politischen Gewalt zu sehen, findet er ein ähnliches Mißverhältnis zu Ungunsten der Zentralmächte, wie nachfolgende Übersicht zeigt.

Gesamtbevölkerung der Erde ungefähr		1700	Millionen
England und die Verbündeten	„	850	„
Vierbund		150	„

Der Vierbund verfügt also über nicht viel mehr als $^1/_6$ der Menschenmassen des englischen Verbandes.

Ja, wem auch die Menschen, unter denen ja Greise, Frauen und Kinder die Mehrzahl ausmachen, nicht zur Beurteilung ausreichen, der findet selbst in den militärischen Angaben vor dem Kriege kein Hindernis, eine sehr bedeutende Überlegenheit auf seiten des englischen Bundes zu sehen, freilich so groß wie die obige ist sie schon nicht mehr*).

Lehrt dann Anfang und Verlauf des Krieges, den Wert solcher statistischen Angaben nicht zu überschätzen, so konnte man auf der Gegenseite doch immer noch folgende Rechnung aufmachen: „Unsere Überlegenheit an verwertbarem Menschenmaterial ist unbestreitbar, was uns nur gefehlt hat, ist sorgfältige Vorbereitung, Schnelligkeit und Zusammenhang in den Entschlüssen, Erfahrung. Je länger der Krieg dauert, um so mehr wird die anfangs so vorzüglich funktionierende Militärmaschine des Feindes abgenutzt werden, wogegen bei uns neue Massenheere aus der Erde wachsen."

Nun hat sich freilich wiederum gezeigt, daß jene Abnutzung oder gar Erschöpfung doch längst nicht in dem Grade fortschreiten will, der für die englische Rechnung notwendig ist, während jene Massenheere sich längst nicht so leicht auf die Beine bringen lassen, oder gar höheren Gefechtswert bekommen, als in den englischen Geschäftsstuben ausgerechnet sein mag. So hat man denn seit lange in ihnen eine andere Rechnung zu unsern Ungunsten aufgemacht. Das ist die Rechnung auf den wirtschaftlichen Zusammenbruch der Zentralmächte. Diese, vor allen Dingen Deutschland, hingen ja in ihrem Wirtschaftsleben auf das engste mit aller Welt zusammen. Besonders Deutschland war sich voll bewußt, mitten im Geflecht der Weltwirtschaft zu stehen und sich abhängig und immer abhängiger von dieser Weltwirtschaft zu fühlen. Deutschland baute seit langem nicht mehr Getreide genug, um seine Bevölkerung davon zu nähren; Schafzucht und Flachsbau waren zurückgedrängt, halb verschwunden. Womit sollten die Deutschen sich kleiden? Für seine Eisen-

*) Siehe einige statistische Angaben am Schluß. Die außerordentlich hohe Ungleichwertigkeit der einzelnen Heeresmassen in Verbindung mit der täuschenden Genauigkeit der statistischen Angaben lassen ihre Verwertung an dieser Stelle wenig zu. Doch sei z. B. an die Riesenheere Rußlands, die Riesenflotte Englands erinnerungsweise gedacht.

gießereien führte es Erz aus Schweden und Spanien ein. Womit sollten die Deutschen sich wehren? Für die Fruchtbarkeit seiner Felder, für seine Sprengstoffe brachten ihm zahllose Schiffe seiner Flotte Salpeter aus Chile. Wie sollten die Deutschen ihren Boden fruchtbar erhalten, wie ihren Schießbedarf für den Fall eines Krieges ergänzen? Die wundervollen Waffen und Maschinen, die zur heutigen Kriegführung gehören, die elektrischen Anlagen, bedürfen des Kupfers; wie sollten sie erhalten und erneuert werden, wenn kein Kupfer aus Amerika mehr zugelassen wurde? Was nutzen Fahrräder und Autos ohne Gummireifen, wie Ballonhüllen herstellen ohne Guttapercha oder wie elektrische Kabel ohne sie vor Wasser schützen? Aber Gummi und Guttapercha kommen aus den Tropen, zwischen ihnen und Deutschland liegt das Meer. Und was nützen die Autos, wenn das Benzin ausgeht? Aber die großen Mengen des Erdöls quellen in der Union und in Rußland? Ein schneller, unvermeidlicher, wirtschaftlicher Zusammenbruch, so hat es wohl jedem Engländer geschienen, muß die Folge sein. Und ehe der wirtschaftliche Zusammenbruch eintritt, ehe das Fehlen der unentbehrlichen und in Deutschland nicht zu beschaffenden Rohprodukte das Leben zum Stocken bringt, hat das Aussetzen der Eingänge für deutsche Waren, die an das Ausland geliefert wurden, vielleicht schon diese Wirkung gehabt. Deutschland muß ja verarmen, so rechnete man, wenn es all seine wertvollen Industriewaren, seine optischen Apparate, Maschinen, Kleider, Schmucksachen und was es auch ist, an keinen Käufer mehr absetzen kann. Ist man doch in England gewohnt, die ganze Welt als seinen Markt zu betrachten, und hat mindestens bis dahin nur ein unvollkommenes Bild von der Bedeutung des sogenannten inneren Marktes gehabt.

Nun ist natürlich die Darstellung des englischen Vernichtungsplanes deutschen Wohlstandes, wie jeder andere Kriegsplan, nicht einwandfrei darzulegen. In großen Stücken ist er gar nicht einmal zur Ausführung gekommen, und soweit er es ist, sind die tatsächlichen Grundlagen jetzt noch zum sehr großen Teile Geheimnis, aber die geographischen Verhältnisse, was mit ihnen zusammenhängt und aus ihnen sich ablesen läßt, das liegt ziemlich klar zutage. Die geographische Haupttatsache ist die: Deutschland ist ein dichtbevölkertes Land von sehr mäßiger Ausdehnung, das für seine hochstehende Wirtschaft auf die ungehinderte Ein- und Ausfuhr mit der übrigen Welt im Frieden angewiesen ist. Seine Absperrung erfolgt, wenn seine Landgrenzen überall feindliche geworden und seine Küsten blockiert sind.

Die Aufgabe zu Lande war Sache der Verbündeten, die Absperrung zur See die Englands. Wie sich die Verhältnisse in den einzelnen Abschnitten gestalten, wird auf den folgenden Seiten darzulegen sein, hier handelt es sich nur um den Überblick über das Ganze. Da ist zu sagen, daß die ursprünglichen Feinde: Belgien, Frankreich im Westen, Rußland, Serbien, Montenegro im Osten, Lücken aufwiesen. Gerade in der Nähe Englands steht das Fragezeichen der kleinen, neutralen Germanenstaaten (Holland, Dänemark, Norwegen, Schweden). Das Hin-und-Her englischer Politik erklärt sich daraus, daß eine völlige Absperrung, ja auch nur eine befriedigende, nur durch Knebelung dieser Staaten zu erreichen ist. Entschließt sich England aber zu ihr, dann

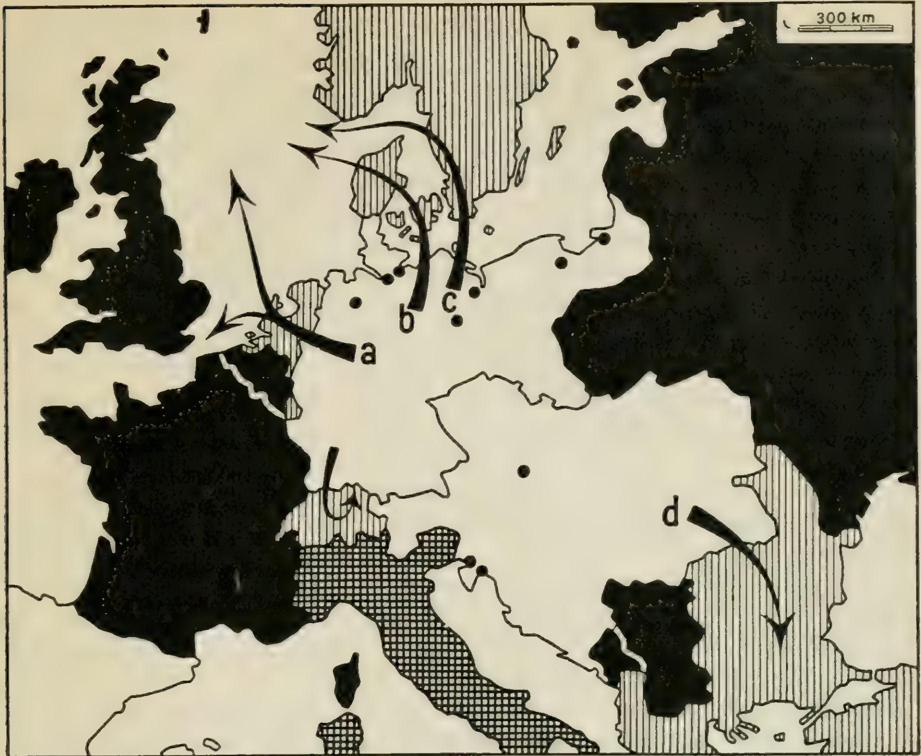


Abb. 6. **Die Lücken im englischen Aushungerungskrieg gegen Mitteleuropa.**
Weiß = Mitteleuropa. Schraffiert = ursprüngliche Neutrale. Schwarz = ursprüngliche Feinde.
Doppelt schraffiert = Italien, später Feind geworden.
a—c über neutrale Länder an Englands Küsten vorbei; d ins Mittelmeer und nach Vorderindien.

gibt es das Hauptparadestück, mit dem es seinen Überfall Deutschlands vor dem eigenen Volk und dem Ausland zur Kulturtat aufschmücken möchte, verloren. Denn dieses heißt: Schutz der kleinen Staaten gegen das eroberungssüchtige Deutschland. Bei der u geheuren Bedeutung aber, die für England der Glauben an den Wert der englischen Macht im Ausland hat, wäre die Erschütterung seines Ansehens durch solch Vorgehen äußerst gefährlich. Man vergleiche jetzt schon die Wirkung der griechischen Vorgänge, bei denen England sich doch nach Möglichkeit hinter den lateinischen Bundesgenossen zu verstecken bemüht hat. Die zweite Lücke bildet die Schweiz. Hinter ihr liegt Italien. Sein Eintritt in den Krieg hat sie freilich für die Zentralmächte in ihrer Wirksamkeit sehr beschränkt. Zu bedenken ist freilich, daß ein Krieg zwischen Italien und Deutschland nicht erklärt worden ist, man aber auch an den italienischen Küsten erst am Mittelmeer sich befindet, das vorläufig noch bei Gibraltar und Suez von den Engländern unter Verschluß gehalten wird. Dies gilt auch von der dritten Lücke, im Südosten, doch bedürfen die verwickelteren Erscheinungen einer besonderen späteren Darlegung. Jedenfalls steht fest, daß trotz aller Bemühungen

zu Lande kein völliger Abschluß erzielt worden ist. In Deutschland wird ja auch noch nach wie vor Kaffee, Tee und Kakao getrunken.

Leichter schien die rein englische Aufgabe des Abschlusses der Nordsee. Ihre wirtschaftliche Seite ist hier für die Kriegsdauer im allgemeinen gelungen: Hamburgs und Bremens Überseeverkehr ruht seit Kriegsausbruch tatsächlich ganz und gar, und Antwerpen hat in deutschen Händen erst recht nicht seinen Seeverkehr wieder eröffnen können. Wie weit aber die „Versiegelung der Nordsee" durch deutsche Gegenwirkungen England selber geschädigt hat, das bleibt uns teilweise jetzt noch verborgen; soweit es erkennbar ist, gehört es auch in einen besonderen Abschnitt. Immerhin hat der englische Plan sich, wenn auch nicht durchführbar bis zum letzten, so doch entschieden wirksam erwiesen. Wenn bei Gelegenheit der englischen Kriegserklärung das Wort gefallen ist: „Deutschland fühle sich gegenüber Englands Tat wie ein Mann, der von zwei starken Räubern plötzlich überfallen und in der Abwehr gegen sie begriffen, plötzlich einen dritten fühlt, der aus dem Hinterhalt nach seiner Gurgel greift," so können wir nach der langen bisherigen Kriegszeit nicht leugnen, daß gewaltige Schwächewirkungen unserem Wirtschaftsleben durch England zugefügt sind. Wir wären mit unseren Landgegnern ohne diesen Wirtschaftskrieg vermutlich längst fertig. Aber andererseits hat doch gerade Englands Vorgehen, das uns unmittelbar nicht vor die Niederlage, sondern vor die Vernichtung gestellt hat, uns dazu gezwungen, Neuordnungen und innere Verfestigungen unseres Wirtschaftslebens vorzunehmen und anzubahnen, die wahrscheinlich berufen sind, eine höhere Form wirtschaftlichen Lebens erst bei uns uns dann überhaupt in der Welt einzuleiten. Das kann man wohl ruhig sagen, so gewiß auch die nächsten Jahre noch manche wirtschaftliche Bedrängnis bringen werden, und so sehr auch das neue Wirtschaftsleben, um dessen Ausgestaltung man ringt, noch Irrtümer und Fehlgriffe erleben wird.

Freilich ist es richtig, daß von allen jenen guten Dingen, die oben aufgezählt sind und uns vom Auslande kommen, manche im heutigen Deutschland durchaus nicht beschafft werden können, man denke nur an Baumwolle. Daher besteht wohl die theoretische Möglichkeit eines wirtschaftlichen Aushungerungskrieges. Praktisch aber besteht sie nicht. Für die meisten vom Auslande kommenden Stoffe haben wir denn doch schon Ersatzmittel gefunden, bei anderen ist eine Klarlegung der Verhältnisse nicht möglich, vielleicht aus militärischen Gründen, im großen aber kann man wohl folgendes sagen: Von Metallen, die in Deutschlands Boden fehlen, besteht in verarbeiteter Form aufgespeichert ein so großer Reservschatz, daß jede denkbare Kriegslänge nicht an ihre Erschöpfung heranreicht. Von Spinnstoffen gilt dies weniger. Immerhin sind Beschränkungen hier möglich und werden schon kräftig teils aus Teuerungsgründen teils aus militärischen Gründen durchgeführt. Dabei läßt sich gerade bei längerer Dauer des Krieges, wenn wir sie einmal annehmen wollen, leichter Ersatz schaffen als bei Metallen. Die Schafherden können besonders im östlichen Neuland vergrößert werden, der ferne Südosten birgt Baumwollenstriche, der Flachsbau im Vaterland ließe sich ausdehnen. Erst recht könnten wir hoffen, daß die Knappheit der Nahrungsmittel, deren Höhepunkt in den Sommer-

monaten 1916 erreicht und überschritten werden wird, durch sorgfältige Pflege des den Zentralmächten zur Verfügung stehenden Bodens gehoben werden kann. Wobei wir denn gar nicht einmal technische Möglichkeiten heranziehen wollen, wenn auch immerhin das Beispiel des Hefeeiweißes manches hoffen ließe.

Aber wir können doch die deutsche Technik nach einer anderen Seite hier nicht übergehen. Sie ist die höchststehende der Welt, das sagen auch unsere bittersten Feinde. Da ist es denn erklärlich, wenn auf dem Gebiete der Technik sich der Spieß geradezu umdreht. Unsere Feinde haben den fühlbaren Mangel an Feinmaschinen, an chemischen Stoffen, z. B. Farben und anderen hiermit zusammenhängenden Erzeugnissen viel stärker zu fühlen bekommen, als sich das bei uns zeigen konnte. Wenn man daher bei dem heutigen Kriege von einer Kontinentalsperre spricht, freilich nicht eine wie die alte war, vom Kontinent aus gegen England gerichtet, sondern einer englischen gegen die Zentralteile des Kontinents, so ist ihre Wirkung auf dem Gesamtgebiete der Technik doch im Sinne der alten Kontinentalsperre gerichtet.

Da von England der Krieg als Wirtschaftskrieg geführt wird, die Wirtschaft aber das ganze Volk ergreift, so hat sich die weitere Folge entwickelt, daß tatsächlich auch das ganze deutsche Volk nicht nur leidend sondern auch handelnd am Kriege teilnimmt. Die unbedingte Notwendigkeit, das wirtschaftliche Leben im Vaterlande aufrecht zu erhalten, ja mehr, es den veränderten Zuständen entsprechend umzugestalten, hat es bewirkt, daß sehr erhebliche Neuerscheinungen volkswirtschaftlicher Art im Laufe des Krieges zutage getreten sind. Die Männerarbeit ist in sehr großem Umfange durch Frauenarbeit ersetzt worden, Frauen spielen im öffentlichen Verkehrswesen, in den Munitionsfabriken, in den Schulen, bei den Wohltätigkeitseinrichtungen, in den Schreib- und Rechenstuben der Behörden und Banken, in Land- und Gartenbau eine Rolle, von der zwei Jahre vorher auch die phantasievollste Frauenrechtlerin sich keinen Begriff gemacht hat. Selbstverständlich ist viel Notarbeit dabei, selbstverständlich geht besonders anfänglich manches nicht so, wie man es möchte, selbstverständlich wird die Flut der nach dem Friedensschluß heimkehrenden Männer einen gewaltigen Rückstau veranlassen. Aber die Erfahrung, daß es doch einmal so gegangen ist, wie es jetzt geht, wird bleiben und bei dem Neubau der sozialen Gesellschaft nach dem Kriege von großem Gewicht sein.

Das geht uns nun wohl hier bei dem Wirtschaftskriege Englands gegen uns nicht viel an, das ist eine spätere Zukunftsfrage. Die Tatsache aber, wie stark die Frau im Wirtschaftskriege mobilisiert ist und mitkämpft, durften wir nicht verschweigen. Möge von ihr auch die Wirkung ausgehen, daß die Vorliebe für englisches Wesen, soweit sie einen ihrer Hauptsitze in den Kreisen der gebildeten Frauen, z. B. der Lehrerinnen hatte, durch das Erlebnis dieses Mitkämpfenmüssens gegen unseren Feind ausgerottet wird. Die Knappheit der Lebensmittel hat einen inneren Feldzug gegen Luxus und für wirtschaftliches Haushalten ausgelöst. Hier haben wir freilich noch manche Erfolge von der Zukunft zu erhoffen. Das lebende Geschlecht ist doch vielleicht zu lange in den Jahren eines gewissen Überflusses herangewachsen, um sich so ganz einfach an wirtschaftliche Zustände wieder gewöhnen zu können, die die

Hausfrau z. B. auf die Gemüse des heimatlichen Bodens und der Jahreszeit verweist. Manches unangebrachte Hin-und-Her der Ratschläge und Forderungen, die man an die Verwalterinnen der Einzelwirtschaften, die Hausfrauen gestellt hat, ist auch nicht gerade förderlich. Wenn man u. a. zu Anfang des Krieges „das Hamstern" fast mit sittlichem Makel belegte, so betont man z. B. jetzt und doch wohl mit Recht, die wirtschaftliche Zweckmäßigkeit derjenigen Familien, in denen man sich beizeiten mit einem Kartoffelvorrat versehen hat. Unbestreitbar ist auch ein hauswirtschaftlicher Zustand, bei dem man nur von Tag zu Tag die Haushaltungsbedürfnisse beschafft, durchaus nicht wünschenswert, vielmehr ist das Selbstherstellen und Aufbewahren von Vorräten die Seele einer gesunden Wirtschaft, mag es sich um ein Haus oder um ein Reich handeln. Die Gesundheit der Einzelwirtschaften ist aber von größter Bedeutung; sie verbürgt nach Erschütterungen des nationalen Haushalts erst die Wiedereinkehr wirtschaftlicher Gesundheit.

Wir haben bis zum Einsetzen der jetzigen Bekämpfung der Fremdwörter vom Etat gesprochen und nennen ihn jetzt Haushaltungsplan. Das ist sehr schön, nur wenden sich Etat wie Haushaltungsplan ganz allein an die Geldverwaltung, jetzt sehen wir, daß sie allein nicht ausreicht und ein wahrer Reichshaushalt, vor allem auch die Lebensmittel der Nation zu regeln und sicherzustellen wissen muß. So hat denn die Kriegführung gegen England auch mit der Streckung und Erhöhung unserer Lebensmittel sich befassen müssen. Am ältesten von allen Maßnahmen hier ist die Brotkarte. Ihre Erfindung kann man ohne Übertreibung als einen Sieg gegen England bezeichnen. Aber sie ist nur der am besten gelungene erste Versuch auf diesem Gebiet der staatlichen Regelung der Gesamtverpflegung eines großen Volkes. Anderes, die Regelung der Fleischfrage, der Milchfrage, des Fettverbrauchs, hat sich länger auf dem Gebiete des Versuchs bewegt, Lösungen haben sich aber auch hier finden lassen und werden auch für spätere Zeiten des Friedens ihren Wert behalten. Daneben hat es der Staat*) in die Hand genommen, nach Kräften aus dem neutralen Ausland den Bestand unserer Volksnahrungsmittel auf der Höhe zu halten. Wer die Vorgänge in Rumänien im Januar 1916 verfolgt hat, kann in dem Kampf deutscher und britischer Einkäufe dortigen Getreides unmittelbar ein Stück des Wirtschaftskrieges sehen.

Drittens ist die Anbaufläche, die uns zur Verfügung steht, so pflegsam wie möglich behandelt worden.

In früheren Kriegen hat es sich öfter gezeigt, daß das starke Heranziehen der männlichen Landbevölkerung zum Heeresdienst auf die Bebauung der Ackerflächen und im weiteren dann auf die Ernte in unheilvoller Weise gewirkt hat. Die Russen haben bei ihrem Einfall in Ostpreußen wie bei ihrem Rückzuge aus ihrem eigenen ehemaligen Lande auch diesmal die Vernichtung der Ernte als

*) Wir gehen auf die staatsrechtlichen Formen, in denen diese und andere Unternehmungen sich bewegt haben, nicht ein. Für den Geographen ist es ja gleichgültig, ob das Reich oder der Staat oder das Oberkommando oder die Reichsgetreidegesellschaft usf. die Ausführer einer der neuen Einrichtungen sind; für ihn ist nur das Ausgeführte von Wert und dessen Verbindlichkeit auf die weite Fläche.

eins ihrer Ziele angesehen. Der erste Balkankrieg und ebenso der dritte sind im Herbst ausgebrochen nach beschaffter Ernte und mit der Absicht der Angreifer, den Krieg bis zur nächsten Anbauperiode womöglich beendet zu haben. Solche Erscheinungen weisen darauf hin, wenn es nicht auch sonst klar zutage läge, daß die neue Bestellung für das Durchhalten überaus wichtig ist. Man hat daher bei uns, soweit es irgend ging, die landwirtschaftliche Bevölkerung imstande zu erhalten versucht, die vorhandene Ackerbaufläche nicht zu verringern. Zurückstellung von noch Dienstpflichtigen, Beurlaubungen, Erleichterungen zur Beschaffung von Saatgut, Berücksichtigung der Landbaubedürfnisse im Remontewesen sind hier zu nennen. Außerdem kommt die große Zahl der Kriegsgefangenen für die Lösung der Aufgabe sehr stark zu Hilfe, besonders die der russischen. Die Leute stammen ja naturgemäß überwiegend aus der Landwirtschaft. Wenn sie aus Gründen der Bewachung vielfach nur im Großbetriebe nutzbringend haben verwertet werden können, so ist man auch damit umgegangen, Versuche zu machen, gerade für diesen Zweck bäuerliche Betriebe genossenschaftlich zu vereinigen.

Man hat sich aber mit der Erhaltung der Anbaufläche nicht genug sein lassen, man hat schon jetzt versucht sie zu vergrößern. Vorläufig vielleicht mehr einen erzieherischen Wert haben die Bestrebungen gehabt, die städtische Bevölkerung zu stärkerem Gemüsebau zu veranlassen und so der Bodenbearbeitung wieder zuzuführen, der sie durch die Entwicklung der letzten Jahrzehnte häufig sehr gegen eigenen Wunsch und eigenes Wohlbehagen entfremdet worden ist. Immerhin hat doch wohl beginnender Reichtum an heimischen Gemüsen vielfach gerade in bescheideneren Kreisen mancher Not bereits gesteuert. Von größerer unmittelbarer Bedeutung ist aber der Kampf gegen das Unland gewesen. Es läßt sich jetzt noch nicht übersehen, wie groß die Flächen sind, die durch die Arbeit, besonders russischer Gefangener, im Havelländischen Luch, in Hannover, in Oberbayern schon jetzt gewonnen sind und wieviel noch in Fruchtland wird verwandelt werden können. Wir würden in Friedenszeiten weder die Kosten aufgebracht noch Hände für diese Arbeit gefunden haben.

Die Art der Urbarmachung, es handelt sich besonders um Entwässerung von Mooren, mit ihren technischen Einzelheiten gehört nicht hierher. Nur eins hat neben der Lösung der Arbeiterfrage kriegsgeographische Bedeutung, es ist die Versorgung des Bodens mit mineralischen Pflanzennährstoffen. Handelt es sich hierbei der Hauptsache nach um Kali und Stickstoff, so ist die geographische Tatsache beachtenswert, daß Deutschland in seinen großen Kalisalzlagern östlich und nördlich vom Harzrand eine fast unerschöpfliche und dem Ausland nicht zugängliche Quelle für Kali besitzt, während ein zweites großes Kalilager im Oberelsaß vorläufig noch seiner wirtschaftlichen Erschließung entgegenharrt; jedenfalls sichert dieser Besitz unsern Bodenbau nach einer bestimmten sehr wichtigen Richtung hin, während im feindlichen Ausland eher Schwierigkeiten sich erwarten lassen; denn überall sonst hat man bisher nur geringe Mengen leicht aufschließbaren Kalisalzes gefunden. Auch für die Stellung unserer chemischen Industrie ist diese Überlegenheit Deutschlands in der Kalifrage von Wichtigkeit.

Anders steht es mit dem Stickstoff. Sind auch die Moorböden neben ihrem fast völligen Kalimangel sehr stickstoffreich, so entbehren ihn doch andere

weitverbreitete Bodenarten, Sand- und Lehmböden, stark, besitzen ihn nur in den verwesenden organischen Beimengungen — also nur wenn es sich um alten Kulturboden handelt — und erschöpfen sich, wenn sie ihn besitzen, bei starker Inanspruchnahme, recht leicht. Mineralischer Stickstoff, der ja auch in der Sprengstoffherstellung geradezu die Hauptsache ist, fehlt nun andererseits in Deutschland so gut wie völlig. Unsere gewaltige Einfuhr von Chilesalpeter hängt ja damit zusammen. Sie hörte natürlich mit dem Tage der englischen Kriegserklärung auf. Man wollte damals von einigen in Genua zurückgehaltenen Schiffsladungen Chilesalpeter wissen. Es ist eine der Glanzleistungen unserer chemischen Industrie gewesen, die schon vorhandenen Ansätze zur Bildung von Luftsalpeter schnell auf jene überwältigende Höhe zu bringen, die uns nach wenigen Monaten in den Stand gesetzt hat, die Versorgung Deutschlands mit mineralischem Stickstoff gelöst zu finden.

Schon Friedrich der Große hat geäußert, Kriege mit Rußland seien deswegen so unerwünscht, weil Rußland nicht in der sonst gebräuchlichen europäischen Form Krieg führte, sondern das Land, in das es mit seinen Kosaken einfiele, zur Wüste zu machen strebte. Wir haben vorhin schon daran erinnert, daß auch diesmal von Rußland der Versuch gemacht worden ist, die deutsche Anbaufläche in Ostpreußen wirksam einzuschränken. Umgekehrt ist von uns sobald wie irgend möglich das besetzte Gebiet, so weit angängig, frisch bestellt worden, sowohl in Frankreich, Belgien, wie in Polen, Litauen. Das ist natürlich eine Kulturtat, auf die wir stolz sein können, es zeigt deutlich, wo für die höhere Form menschlichen Gemeinschaftslebens gekämpft wird. Aber das verschiedene Verhalten entspricht doch auch wohl den beiderseitigen Kriegszwecken, wie sie aus den geographischen Verhältnissen sich ergeben. Für uns ist es von allerhöchstem Wert, für unsere eingeschlossene Bevölkerung Anbaufläche und Anbauerträge zu vergrößern, um unser belagertes Volk ernähren zu können. Umgekehrt ist in den ungeheuren Weiten Rußlands ein großer Teil der Getreidemasse jährlich gewachsen, der die nicht-russische Menschheit als Ausfuhrgetreide zu ernähren hat. Hier war Überfluß zu erwarten, und wenn wir von örtlichen Hungersnöten in Rußland hören, so liegt Organisationsschwäche und nicht Mangel an Vorräten zugrunde. Ob die überwältigend großen russischen Blutopfer die Sache nicht für Rußland im Sommer 1916 ändern werden, ist eine andere Frage. Man könnte sich schon denken, daß bei dem tiefen Stande der russischen Bauernwirtschaft trotz der Stolypinschen Agrarreform, — sie ist doch auch noch ein zu junges Gewächs — eine völlige Mißernte diesmal zu befürchten wäre. In der ersten Kriegszeit haben aber naturgemäß solche Gedanken ganz fern gelegen, und es mußte für die Verbündeten als eine hoffnungsvolle Sache erscheinen, Deutschlands Ernte soweit erreichbar zu vernichten, enthielt man ihm doch auch die sonst aus Rußland bezogenen sehr erheblichen Einfuhrmassen selbstverständlich vor, während England gleichzeitig dafür zu sorgen hatte, daß auch amerikanische Vorräte nach Deutschland nicht sollten gelangen können.

Es ist nicht möglich, auf alle wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die von seiten der Feinde uns gemacht worden sind, und die Formen, in denen die Ab-

mehr von uns geleistet worden ist, einzugehen. Über alles dies werden nach dem Kriege umfangreiche Untersuchungen, Erhebungen und Erörterungen nötig sein. Aber unter den Stoffen, die unserem Boden bis auf winzige Mengen fremd sind, steht doch noch einer, seit alten Zeiten für die Kriegführung in ganz eigenartiger Weise wichtiger, das Gold. Sein Glanz, seine schwere Zerstörbarkeit als Stoff, dabei seine Weichheit, die es leicht in verschiedene Formen bringen läßt, haben es zu dem geschätztesten Schmuckstoff seit Anbeginn gemacht. Es hat nichts gegeben und gibt noch jetzt nichts anderes, das wie das Gold gestattete, als Träger großer Werte aufgespeichert zu werden. Die Vereinigung der genannten Eigenschaften und seine fast völlige Nutzlosigkeit für praktische Zwecke, die ermöglicht, daß man es ohne Schwierigkeit aufspeichern kann, bringen das zustande. Daher ist denn das Gold dauernd als Kriegsschatz in der Menschheit verwertet worden, vom „Schatzhause des Rampsinit" bis auf die Goldreserven der Reichsbank und die Goldsammlungen in unseren Schulen. Solange Deutschland über einen solchen reichen Goldschatz verfügt, ist es in den Augen derer, die ihm zum Kriege Geld borgen sollen, als ausreichend kreditfähig angesehen, und ist es, wenn es nicht anders sein kann, in der Lage, vom Ausland notwendigerweise zu beziehende Dinge mit in seinem Wert unbezweifeltem Gelde zu bezahlen. Das wirkt insofern auch noch weiter, als je kleiner der Goldschatz ist, oder je mehr er mit Schulden belastet erscheint, um so entwerteter das Papiergeld wird, um so weniger Ware also vom Ausland für eine Summe in Papiergeld zu erhalten ist, für die doch einmal das Reich vollwertig in Gold zu haften sich verpflichtet hat. Da nun noch eine erhebliche Menge von gemünztem und eine vielleicht noch viel größere Menge von ungemünztem Golde im Reiche verstreut und verborgen ist, aber durch Ablieferung an die Reichsbank dem Ganzen nutzbar gemacht werden kann, sieht man die Wichtigkeit des Goldsammelns für die Kriegslage des Vaterlandes wohl ein, ist doch bei der geographischen Lage auf eine andere Form des Zufließens von Gold jetzt nicht zu hoffen.

V.

Zur Geographie der Kriegsmittel

Wir haben auf den vorausgehenden Seiten beim Wirtschaftskriege Englands gegen Deutschland schon verschiedentlich uns mit den Mitteln beschäftigen müssen, die zum Angriff und zur Abwehr von beiden Seiten gebraucht werden, aber eigentliche Kriegsmittel sind es doch nicht so ganz. Denn woran man bei dem Wort Kriegsmittel zuerst denkt, das ist doch wohl Heer und Flotte und im Zusammenhang mit ihnen alles das, was beide großen Kriegsmittel an Bedürfnissen nötig haben. Die außerordentlich große Verschiedenheit in Geschichte, geographische Lage und Kultur zwischen England und Deutschland bringt es aber mit sich, daß es durchaus nicht ausreicht, einfach bloß die Land- und Seemächte der beiden kriegführenden Verbände gegeneinander aufzuführen. Hierbei soll noch gar nicht daran gedacht werden, wie unvollkommen auch die besten statistischen Nachweisungen aus der Friedenszeit gegenüber dem sind, was nachher im Kriege zu Land und See von den einzelnen Mächten wirklich aufgebracht

wird. Es wird daher besonders jetzt, ehe die spätere Friedenszeit eine wissenschaftliche Durchforschung des jetzigen Krieges ermöglicht, besser sein, an Stelle der fragwürdigen Zahlenreihen*) Heere und Flotten der kriegführenden Mächte in ihrer Natur und in ihrem geographischen Zusammenhange mit wenigen Strichen vorzuführen.

Deutschland, das Heimatland der allgemeinen Wehrpflicht, hat doch im Laufe langer Friedensjahre den Grundsatz dieser Pflicht recht weitherzig behandelt. So ist zwar bei Kriegsausbruch die Aufstellung starker, in ihrer Größe aus den statistischen Tabellen leicht erkennbarer Heere, möglich gewesen. Daneben aber hat die Unmasse ungedienter und doch dienstfähiger Männer Neubildungen umfangreichster Art, Landsturmtruppen und solche von Armierungssoldaten erlaubt. Die Entziehung der Männer aus dem Berufsleben ist dabei freilich beim Fortschreiten des Krieges ziemlich weitgehend notwendig geworden und hat des öfteren, ehe Frauenarbeit einen einigermaßen ausreichenden Ersatz schaffen konnte, zu gewissen Schwierigkeiten im bürgerlichen Leben Veranlassung gegeben.

Solche sind wirklich in allen Zeiten des Krieges vorhanden gewesen. Das soll man nicht leugnen. Man erweckt dadurch bei unseren Feinden den Glauben, diese doch immer aufs Ganze gerechnet geringen Schwierigkeiten wären weit größer; darum würden sie verschwiegen.

Aber eine Schwierigkeit war nicht vorhanden. Geschichte und militärische Erziehung haben es mit sich gebracht, die Erkenntnis des Notwendigen im Kriege so weit im Volke zu verbreiten, daß von einzelnen Tröpfen abgesehen, eine durchaus einheitliche Stellung zum Kriege im Volke vom Anfang eintreten und auf die Dauer festgehalten werden konnte, eine Stellung, die am besten durch das im Laufe des Krieges gebildete Wort „durchhalten" bezeichnet wird.

In Österreich-Ungarn war die Erschlaffung langer Friedensjahre größer als in Deutschland, der wirtschaftliche Aufschwung geringer gewesen; damit blieben auch die Aufwendungen für das Kriegsheer hinter denen im Reich stark zurück. So ist das österreichisch-ungarische Heer ein gut Stück weniger vorbereitet in den Krieg gezogen. Die schwierigen inneren Zustände haben auch dazu beigetragen, während andererseits helle Köpfe die von begehrlichen Nachbarn drohenden Gefahren deutlicher voraussahen, als das bei uns im allgemeinen gelten kann. Manche nicht gerade erfreuliche Erscheinung besonders der ersten Kriegsmonate ist die Folge der Zusammensetzung der Bevölkerung im Nachbarreich gewesen. Aber es ist nicht zuviel gesagt, wenn die harte Schule des Krieges die Tüchtigkeit des Heeres, das auf so lange Jahrhunderte von Kriegserfahrungen zurückblickt, förderlich beeinflußt hat.

Bulgarien besitzt ein Volksheer größtenteils bäuerlicher Herkunft, das unter guter Leitung zu hervorragenden kriegerischen Taten befähigt ist, aber in seiner Stärke durch die beiden kurz vorhergegangenen Feldzüge etwas gelitten haben muß.

Noch mehr gilt dies von der Türkei. Groß sind die kriegerischen Erinnerungen der Osmanen, aber sie liegen weit zurück. Seit den Zeiten der

*) Siehe Tabelle S. 184—187, Anhang.

Kaiserin Katharina II. von Rußland haben die Osmanen nur noch in Rückzugskriegen gegenüber den Balkanvölkern zu fechten gehabt. Erst jüngst hat der Krieg von 1912 ihnen schwere Opfer gekostet; die einzelnen entlegenen Teile ihres weitläufigen Reiches sind von einer Zuverlässigkeit sehr verschiedenen Grades.

Was die Flotten betrifft, so war die Flotte des Deutschen Reiches bei Kriegsausbruch der englischen nach Zahl der Fahrzeuge, der Bestückung und der Mannschaften noch weit unterlegen. Sie hatte ferner nicht wie die englische oder auch die französische eine große kriegerische Vergangenheit, so zweifellos sich bester kriegerischer Geist in allen kleinen Kämpfen gezeigt hatte, von Tres-forcas bis zu den Takuforts. Man konnte also immerhin noch im Auslande über den inneren Wert unserer Flotte verschiedener Meinung sein. Österreich-Ungarn, das einst unter Tegethoff vor einem halben Jahrhundert zur See so Vortreffliches geleistet hatte (Helgoland, Lissa), schien etwas ins Hintertreffen geraten zu sein. Das hat sich dann freilich im Laufe des Krieges als nicht ganz richtig erwiesen. Ist die österreichisch-ungarische Flotte auch klein, so hat sich doch der alte, vortreffliche Geist augenscheinlich bewährt. Bulgarien, erst 1912 bei Dedeagatsch ans Mittelmeer vorgedrungen und vorher nur ein Pontusstaat, kommt seemännisch noch gar nicht in Betracht. Die Türkei hat jederzeit eine Flotte unterhalten, wegen der Lage seiner Hauptstadt immer unterhalten müssen, aber die Kriegstüchtigkeit des Osmanen ist unbedingt mehr für den Landkrieg geeignet. So fand der Krieg das Land in recht schwacher Marinevorbereitung, die noch dadurch schlimmer war als sie hätte sein können, weil in letzter Zeit vorher ein englischer Admiral unter dem Namen Reorganisation an der türkischen Flotte Sabotage geübt hatte. Fassen wir zusammen, so war die maritime Vorbereitung der Zentralmächte auf den Krieg nicht gerade überwältigend, besonders was den äußeren Umfang der erkennbaren Kriegsmittel in Gestalt von Kriegsschiffen ausmachte. —

Bei den Kriegsmitteln der Verbandsmächte in Heer und Flotte muß man wiederum davon ausgehen, daß unser eigentlicher Feind England ist, das es verstanden hat, andere Mächte in seine politische Abhängigkeit zu bringen. Wollte England seinen Kriegszweck, die Vernichtung des deutschen Volkes, ausführen, so mußte ihm seine eigene unmittelbare Kriegsmacht dafür nicht auszureichen scheinen. Diese ist gegeben in seiner Flotte, die allein schon der deutschen an Stärke bei weitem überlegen, bei der kurzen Seegrenze Deutschlands noch gewaltiger wirken mußte. Aber auch der glänzendste und vollkommenste Seesieg, das lehrt die Geschichte, kann zwar die Handelsblüte eines Volkes knicken, es aber nicht selbst vernichten. Nach einem Menschenalter oder zwei hätte sich England wieder vor derselben Arbeit gesehen. Sein Söldnerheer samt den Freiwilligen, die sich bei Kriegsausbruch schon aus Arbeitslosigkeit in den Werbestuben einfinden, reichte auch entfernt nicht aus, nach einem glücklichen Seekrieg Landungen zu versuchen. Außerdem ist das Heer nötig für die Besatzungen in seinen weitzerstreuten Kolonien, besonders in Indien. Schließlich haben die Engländer es immer verstanden, die blutigen Opfer ihrer Kriege von anderen tragen zu lassen. Bekanntlich hat der unerwartete Verlauf des Krieges für England es mit sich gebracht, auch die Kräfte des eigenen Volkes in unerwartet

großer Menge mit auf die Schlachtfelder werfen zu müssen. Das Land ist sogar zu einer Art Dienstpflichtgesetz gelangt, ohne daß man bisher deutlich zu erkennen vermöchte, ob wirklich größere Heeresmassen dadurch gewonnen werden können, oder ob das Gesetz mehr als Beschwichtigungsmittel für die Bundesgenossen zu gelten hat, ist doch die Abneigung des einzelnen Engländers gegen dienstlichen Zwang gar zu groß und der nicht unberechtigte Gedanke, Englands Industrie und Handel müsse sich durch Männerarbeit während des Krieges ungeschmälert erhalten, wolle man die Bundesgenossen ausreichend mit Geld unterstützen, für englische Ohren recht wohllautend.*) Nur bleibt der Übelstand dabei, daß, liegen die Dinge so, England nach wie vor den Bundesgenossen im wesentlichen die Blutopfer zumutet, sein Geld aber, will es nicht selbst verarmen, nicht hergibt, sondern leiht. Die Verbündeten Englands, Frankreich, Rußland, Serbien, Montenegro, Japan, Italien, stehen sehr verschieden zu Buch. Rußland hat unglaubliche Mengen Menschen, das größte stehende Heer der Welt, einige ausgezeichnete Elitetruppen, die im fast beständigen Kleinkrieg Innerasiens geschult sind, das Vorrecht barbarischer Kriegführung, ausgesprochen bei seinen Kosakenregimentern, aber auch sonst nicht ohne Beispiel. Durch ein mit französischen Milliarden ausgebautes Bahn- und Festungsnetz, erheblich an Wirksamkeit verringertes Hindernis in der Weitläufigkeit des Reiches, schwierige Finanzen, Bedenklichkeiten in seiner Verwaltung, die japanische Niederlage hinter sich und ebenso die zu Boden gerungene Revolution im letzten Jahrzehnt. Seine Flotte ist recht mäßig, noch nicht wieder, seit die alte von den Japanern versenkt und genommen worden, voll entwickelt. Sie ist auf Nebenmeere beschränkt, die Besatzung ist scheinbar stärker von revolutionären Elementen durchsetzt, als man es sonst in Rußland findet. Immerhin ist sie nicht ganz unbeträchtlich und besonders in der Ostsee störend. Welche Wirkung die ungeheuren Menschenmassen auf den Krieg würden haben können, war fast unberechenbar. Das Gefühl, daß diese „Dampfwalze" in voller Bereitschaft an unseren Grenzen aufgestellt, von einer zermalmenden Wirkung für ein nicht gerüstetes Deutschland sein könnte, hat bekanntlich unsererseits zu jenen entscheidenden Handlungen führen müssen, die den Ausbruch des Krieges unaufschiebbar machten, wie man andererseits in England und Frankreich ohne diese russische Hilfe und ohne ihre entsprechende Einschätzung sich nicht würde zur Herbeiführung des Krieges entschlossen haben.

Denn in Frankreich wußte man, daß bei aller Kriegstüchtigkeit und guten Bewaffnung des altbewährten französischen Heeres man doch Deutschland bei weitem unterlegen war. Es hat sich ja auch der Krieg im ersten Monat, ehe die Fortnahme größerer Kräfte nach dem Osten nötig war, der Einbruch in Frankreich dementsprechend abgespielt. Die Franzosen haben seit den Erfahrungen von 1870 die allgemeine Dienstpflicht uns nachgemacht, aber sie haben trotz ihrer weiteren Ausdehnung als in Deutschland, da das Land nur 2/3 soviel Einwohner besitzt, nicht dieselbe Kriegsstärke erreichen können. Ersatz sollten ihnen, wie schon in weit beschränkterem Maßstabe 1870/71, afrikanische Truppen, Algerier, Senegalneger und andere bringen, wie ja entsprechend indische Hilfs-

*) Geschrieben Frühling 1916.

truppen von den Engländern gegen unsere Linien geschickt worden sind*). Die Marine Frankreichs, einst die zweite nach England und uns noch 1870 bedeutend überlegen, ist von den Franzosen ziemlich vernachlässigt worden und scheint schlechter als die Armee geführt zu werden. Immerhin ist sie eine nicht unwesentliche Verstärkung der englischen Flotte. Serbien und Montenegro verfügten bei Kriegsausbruch über Truppen, die durch siegreiche Kriege überaus stolz gemacht und ungewöhnlich stark fanatisiert waren. Da sie im allgemeinen aus leistungsfähigen Menschen sich zusammensetzten und vom Verbande tüchtig ausgerüstet waren, stellten sie eine recht unangenehme Flankendrohung für Österreich-Ungarn dar. Es kam hinzu, daß voraufgegangene Aufhetzungen in solchem Teil der Donaumonarchie, deren Bevölkerung sich derselben oder einer verwandten Sprache bedienen**), in ihren Wirkungen gefährlicher werden konnten, als sie es nachher tatsächlich geworden sind. Japans Heer und Flotte sind recht ansehnlich und von jungem Kriegsruhm erfüllt. Aber wenn auch Japan dem englischen und eigenen Wunsch, Kiautschou zu vernichten, nachgekommen ist, und ebenfalls mit England zusammen die übrigen Reste deutscher Kolonialherrschaft in der Südsee besetzt hat, wenn England auch zur Einkesselung des Speeschen Kreuzergeschwaders bei den Falklandinseln eine Anzahl japanischer Kriegsschiffe zur Mithilfe bekommen hat, so ist doch im übrigen Japans Stellung für beide kriegführenden Machtgruppen nicht besonders durchsichtig. Vielleicht hat der Vierverband, in erster Linie England, mehr von Japan zu fürchten, als die Zentralmächte. Schließlich ist Italien in den Kampf eingetreten, teils von Leidenschaft verblendet, teils unter sehr starkem englischen Druck, denn England hält das kohlenarme Land mit seinen großen offenen Seestädten und seiner jungen Industrie in der Hand. Heer und Flotte sind nicht unansehnlich, alter Kriegsruhm und neue Erfolge schmücken sie aber nicht.

Unter den Staaten ist Belgien nicht genannt worden. Die englischen Regisseure hatten ihm ja die Rolle des überfallenen Unschuldslammes zugedacht. Sein Heer ist auch nicht sehr groß gewesen und nicht vollständig zur Entwicklung gekommen. Seine Hauptrolle im Kriegsplan war eben anders. Denn außer Heer und Flotte haben wir auch andere große Kriegsmittel zu nennen, die besonders von der Verbandseite gegen uns in Tätigkeit gesetzt worden sind. Unter ihnen stehen die Waffenindustrie und das Nachrichtenwesen an vorderster Stelle.***)

Wenn man so oft findet, daß Menschen darüber erstaunt sind, den Heiligen Krieg in Indien oder Ägypten nicht kraftvoller auftreten zu sehen, wenn sie es

*) Diese eigentümliche Form, für die „Zivilisation" den Krieg gegen Deutschland zu führen, hat die Nebenwirkung gehabt, daß durch die uns in Gefangenenlagern gebotene Auswahl an farbigen Engländern und Franzosen für gewisse ethnologische Fragen recht vollkommenes Material für uns herbeigeschafft worden ist.

**) Es handelt sich um Angehörige der Südslawen, die als Bosnier, Kroaten, Slawen im Banat bezeichnet werden können und für deren Sprache von serbischer Seite der gemeinsame Name „Serbisch" gebraucht wird und sich leider auch auf unseren Karten findet.

***) Noch später hat Portugal von England den Befehl erhalten, durch Beschlagnahme unserer Schiffe uns zum Kriege zu zwingen. Nur als Beispiel, was in London „Freiheit der kleinen Völker" heißt, verdient das unglückliche Land Erwähnung.

nicht erleben, daß die über 300 Millionen Indier, so erbittert sie über ihre Bedrücker sind, die paarhunderttausend Engländer einfach wegblasen und damit etwa die Erhebung Preußens 1813 vergleichen, so ist von aller Verschiedenheit der Völker selbst abgesehen, folgender durchgreifender Unterschied. Zum Kriegführen oder zu wirkungsvollen Aufständen gehören Waffen. Die preußischen Waffen 1813 waren in den kleinen Eisenhämmern der preußischen, besonders oberschlesischen Wälder zustande gebracht. Die ungeheuren Mengen der heutigen Kriegswaffen: Gewehre und Kanonen in für die damalige Zeit unfaßbarer Anzahl und Vervollkommnung, Eisenbahnschienen, Pontons, Luftschiffe und Luftfahrzeuge, dazu tausenderlei andere Dinge für den Gebrauch der Heeresverwaltung und der Flotte, setzen unsere gewaltig entwickelte und auf verhältnismäßig enge Räume beschränkte Schwerindustrie voraus. Diese ist aber nur auf einige Punkte der Welt zusammengezogen. Völker oder Staaten, die nicht mit einem von diesen Mittelpunkten in ungestörter Verbindung stehen, sind im allgemeinen waffenlos oder können bei Einigkeit der Schwerindustrieländer wehrlos erhalten bleiben, wie z. B. China, oder die meisten jetzt neutralen Staaten sonst. Die Mittelmächte hatten im Deutschen Reich den zweitgrößten Eisenproduzenten der Welt zur Verfügung. Das Hauptgebiet der deutschen Schwerindustrie liegt bekanntlich um Essen, kleinere daneben in Oberschlesien, an der Saar, um Berlin, in den Werftorten an der Küste. Ansehnlich ist auch die Schwerindustrie in Österreich vertreten, z. B. in den Skodawerken. Durch unsere schnelle Besetzung Belgiens und des südwestlichen Zipfels von Polen, schließlich von Briey in Franz.-Lothringen, haben wir gleich anfänglich das sehr bedeutende belgische Schwerindustriegebiet ganz in die Hand bekommen und unser oberschlesisches und lothringisches über die Reichsgrenze hinaus abgerundet. Aber schon die Türkei hat keine entwickelte Schwerindustrie. Da bis zum Eingreifen der Bulgaren der Weg zur Türkei für uns nicht einwandfrei offen, sondern vom guten Willen Rumäniens abhängig war, gab es daher schon an den Dardanellen zeitweise hierauf beruhende Schwierigkeiten zu überwinden, die erst recht für entlegenere türkische Kriegsschauplätze bis dahin in Betracht gekommen sind.

Auf seiten der Verbandsmächte hatten Frankreich und England eine Eisenproduktion, die zusammengerechnet hinter der deutschen um etwa 1—2 Milliarden kg im Jahre zurückblieb, also wie man sieht, sehr erheblich war. Die französische hat ihren Hauptsitz um Le Creuzot, die englische in den Industrieplätzen der Penninischen Kette und in den Seehäfen, auch in London, Woolwich. Weit zurück stand die russische im Donezbecken und um Petersburg. Sie reichte bei weitem für den Bedarf Rußlands nicht aus, war außerdem wohl z. T. in fremdländischen Händen. Ganz untergeordnet ist die italienische. Die Japaner haben sich mit bedeutender Betriebsamkeit um Osaka eine eigene Schwerindustrie eingerichtet. Alles in allem hielt die Eisenindustrie des Verbandes der der Zentralmächte kaum die Wage. Dabei ist die letztere augenscheinlich bei weitem besser organisiert nach Methoden, Maschinen und Menschen. Dazu kommt auf der anderen Seite der Übelstand der Lage am äußeren Rand, die es vielfach recht schwierig macht, ja häufig gar nicht recht

erlauben will, neues Material schnell dorthin zu senden, wo es gebraucht wird, z. B. vom Hauptfabrikanten England nach Rußland. Ferner scheidet Japan im allgemeinen aus. Es wird sich selbst so gut wie möglich gerüstet halten wollen. Nur seinen Überschuß stößt es zur Verbesserung seiner Finanzen, die es gebrauchen können, an Rußland ab. Dann bietet Englands Hauptzweck, Deutschlands Handel zu vernichten, ein Hindernis, seine Industrie mit jener Entschlossenheit in den Dienst von Heer und Flotte zu stellen, wie dies auf deutscher Seite geschieht, da es nach Möglichkeit bemüht sein muß, die fremden Mächte, z. B. die südamerikanischen, mit allem dem zu versorgen, was sie seit Kriegsausbruch nicht mehr oder schwierig und unvollkommen aus Deutschland bekommen. Schließlich wird ein ungeheurer und noch immer wachsender Teil des gewonnenen Eisens in den Schiffsbau gesteckt werden müssen, um die Wunden aus unserem U-Bootkrieg einigermaßen auszuheilen und um mit seinen Fahrzeugen den Seeverkehr aufrecht zu erhalten, der ja für England die allererste Lebensfrage ist. Es ist kein Zweifel, daß England das Rennen schon als aussichtslos hätte aufgeben müssen, allein weil ihm und seinen Verbündeten die Kriegsmittel versagt hätten, wenn nicht der stärkste Eisenerzeuger der Welt, die „neutrale" Union, hilfreich und geschäftskundig sich hier angeboten hätte.

VI.

Der Nachrichtendienst

Kabelnetz

Wir sind in Deutschland von diesem Eintreten der Union in die Kriegsunterstützung für die Verbandstruppen in weiten Kreisen sehr überrascht worden. Rücksichtslose Geldgier schien uns die einzige Möglichkeit der Erklärung. Wenn sie aber auch gewiß für die schuldigen Großlieferanten zutrifft, die Morgan, Schwab usw., so ist doch in der Union auf die Dauer nichts durchführbar, was sich mit der Volksstimmung in Widerspruch setzt. Daß aber die Volksstimmung sich drüben für uns, die wir stets mit der Union in Frieden und Freundschaft gelebt haben, und gegen England wenden würde, das glaubte man im allgemeinen für ganz selbstverständlich halten zu können. Denn England ist in der Tat der Erbfeind der Union bis zum heutigen Tage. Wenn nun doch die erstaunliche Stellung eintrat, die das Volksempfinden drüben angenommen zu haben scheint, so müssen besondere Kräfte am Werke gewesen sein. Sie sind es in dem von England kontrollierten internationalen Nachrichtendienst. Der Nachrichtendienst setzt sich zusammen aus dem Kabeldienst, den Nachrichtenbüros und der Presse. Seit der Ausbildung des elektrischen Telegraphen, vor allem seit der Entwicklung eines Kabelnetzes zwischen den durch Meere getrennten Ländern, haben es die Engländer verstanden, die Kontrolle über dieses Netz im wesentlichen in der Hand zu behalten.

Erst durch die Kabelverbindung aller größeren Länder ist nämlich jener Zustand im Wirtschaftsleben der Völker herbeigeführt worden, den man als Beginn einer Weltwirtschaft bezeichnen kann. Wäre sie erreicht, so würde jedes

Land nur die seiner Natur am meisten entsprechenden Erzeugnisse liefern und im Austausch gegen solche, die es schlechter oder gar nicht hervorbringen kann. Ohne die schnelle Form des Nachrichtenaustausches, den der Kabeldienst gestattet, wäre die zunehmende Ausbildung jener Weltwirtschaft gar nicht denkbar gewesen. Durch den Krieg ist ihre Entwicklung jäh unterbrochen worden, wobei gar nicht untersucht werden soll, ob ihre Erfüllung so segensvoll sein würde wie sie vielen erscheint und in Handelskreisen als selbstverständlich angenommen wird. Sie wurde aber unterbrochen, weil das englische ozeanische Weltreich die Kontrolle über das Kabelnetz als eine der Bedingungen ansieht, die es zu seiner Erhaltung nötig hat. Die Unterbrechung ist dadurch geschehen, daß die deutschen Kabel sofort bei Kriegsausbruch von englischen Schiffen zerschnitten worden sind, was in der Nähe ihrer Landungsstellen natürlich ohne große Schwierigkeit ausführbar ist. Die Arbeit konnte um so schneller erledigt werden, weil die Zahl der deutschen Kabel noch recht gering war.

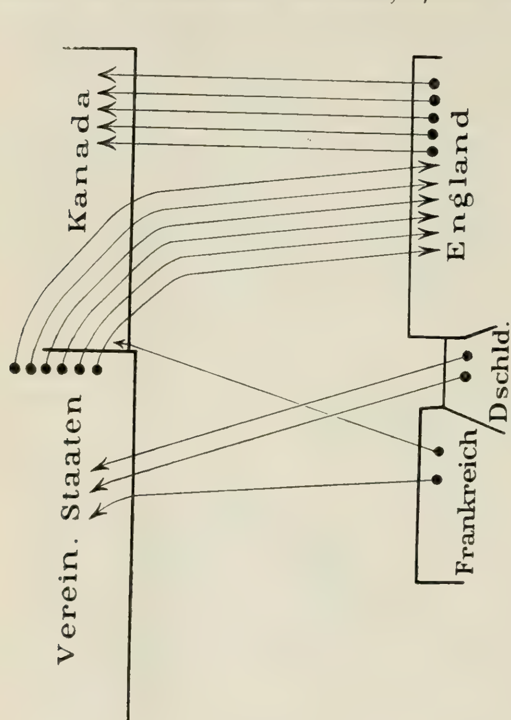


Abb. 7.

Eine kurze Darlegung über englische und nichtenglische Kabel auf der wichtigsten Verkehrsstrecke der Weltmeere im nördlichen Atlantischen Ozean wird die Sache noch mehr verdeutlichen, soweit nebenstehende Zeichnung dies nicht schon tut. Die englischen Kabel befinden sich fast ganz, hier wie auch sonst in der Welt, in den Händen von Gesellschaften. Der Staat ist also für ihr Geschäftsgebaren nicht verantwortlich, er hat sich aber für den Krieg die Verfügung über die Kabel vorbehalten und für viele fremdländische Küsten das Verbot anderer staatlicher Kabellegungen zu erreichen gewußt, ein sehr wichtiges Glied in der englischen Seeherrschaft und Handelskontrolle. Die meisten Staaten sind daher von der freien Verfügung über die Kabel ausgeschlossen. Auf den Kabeln kann aber von den englischen Gesellschaften ohne die Rücksichten, die ein Staat auf den andern nehmen mußte, verkehrt werden, allein so wie es das Geschäftsinteresse mit sich bringt, wobei denn dieses Geschäftsinteresse je nach den Kapitalien, die dahinterstecken, im Sinne englischer Herrschaftspläne ohne irgendwelche Bloßstellung der englischen Regierung erfolgt. Im Ernstfalle hat die Regierung dann aber doch die Waffe vollkommen in der Hand. Das bedeutet, daß die Union über kein Kabel frei

zu verfügen hat, sondern von englischen Interessen ganz abhängig ist, sobald die nur zwei deutschen gekappt sind und das eine französische mit im englischen Sinne gebraucht wird.

Wie die Ansätze des deutschen Kabelnetzes, das in Friedenszeiten uns für den Nachrichtendienst von England allmählich frei machen sollte, leicht haben gestört werden können, haben wir gesehen. So müßten sie auch in Zukunft bei nicht ausreichender Seeherrschaft immer wieder gestört werden. Einen andern Weg, im Nachrichtendienst sich freizumachen, hat sich da in der Funkentelegraphie gewiesen. Welche Bedeutung sie für die Schiffahrt schon jetzt gewonnen hat, ist eine Sache für sich, die den Seekrieg im engeren Sinne des Wortes: Kampf der Schiffe untereinander, angeht. Aber sie hat auch dazu benutzt werden können, weit entfernte Länder in Nachrichtenaustausch treten zu lassen, sofern nur die Stationen selbst geschützt werden konnten. Auch hier haben die Engländer zielbewußt Monopole angestrebt (Marconisystem), aber sie haben sie nicht durchgesetzt, vor allem nicht uns gegenüber. So sind wir denn jetzt in der Lage, von Nauen aus und andern neu eingerichteten Funkentürmen, freilich noch in sehr beschränktem Umfange, einzelne Nachrichten mit dem Ausland, z. B. mit der Union austauschen zu können. Wäre nicht von der Unionsregierung eine Nachrichtenzensur für diese Depeschen eingerichtet worden, von der der Kabeldienst nichts weiß*), so wäre der Nutzen noch größer. Recht gering würde er aber auch dann noch gegenüber den englischen Kabeln sein. Versagt haben unsere Einrichtungen in bezug auf unsere westafrikanischen Kolonien. Man hatte den Fehler begangen, die Stationen zur Aufnahme der Nachrichten so nahe an die Küste zu legen, daß sie von der See aus zu Beginn des Krieges ohne größere Mühe zerstört werden konnten.

Halten wir also fest: Mit der kleinen Einschränkung der deutschen Funkentürme verfügen die Engländer und ihre Verbündeten über das Telegraphennetz der Welt, soweit das Land nicht für sie Feindesland ist und soweit nicht neutraler Boden an den unsern angrenzt. Wir können daher z. B. zwar nach der Schweiz und Dänemark jederzeit Nachrichten senden, aber von dort aus müssen sie unter englischer Kabelkontrolle weitergehen, wenn sie u. a. nach der Union oder nach Spanien gelangen sollen.

Nachrichtenbüros

Das zweite Glied in der Kette sind die Nachrichtenbüros. Waren die erfolgreichen Kabellegungen und der Ausbau des ganzen Kabelwesens der Hauptsache nach das Werk der deutschen Familie Siemens, die sich in einem ihrer Zweige den damaligen Zeitverhältnissen entsprechend auch verengländert hat in der bekannten Firma Siemens Brothers, so rührt das erste erfolgreiche Nachrichtenbüro von einem deutschen Dorfjuden her, der auf Rat von Werner Siemens seinen Handel mit Brieftauben aufgegeben und in London „Reuters

*) Die Kabel sind dem Namen nach privatwirtschaftlich, Nauen ist staatlich. Darauf **vermutlich** stützt sich die amerikanische Auslegung der in diesem Falle ausgeübten Form der „Neutralität“.

Büro" geschaffen hat. Natürlich ist auch er in England in den dortigen Adel aufgenommen worden. Der Grundsatz dieses Büros und ebenso seiner Tochteranstalten und Nachbildungen besteht im Sammeln, Sichten und Weitergeben solcher Nachrichten, die nach irgend einer Richtung für die Zeitungspresse von Wert scheinen. Die Weitergabe erfolgt an die Zeitungen. Sogenannte Korrespondenzen, Sammelblätter für die Zeitungen schieben sich hier wohl ein. Das Sichten geschieht nach solchen Gesichtspunkten, wie sie dem geschäftlichen Unternehmen für seine wirtschaftliche Blüte zweckmäßig erscheinen. Das Nächstliegende wird die Auswahl alles Sensationellen sein, denn das ist es ja, was die Zeitungen als Lesefutter in erster Linie beanspruchen. Tiefer liegen die Gründe, die eine Auswahl oder ein Zurückhalten der einzelnen Nachrichten veranlassen, sofern sie aus den Interessen der Börsen entspringen, und wieder hinter ihnen liegen die Staatsinteressen. Wie weit ein solches geschäftliches Unternehmen diesen dienstbar gemacht ist, entzieht sich natürlich völlig der Öffentlichkeit*), aber gerade wie die englischen Kabelgesellschaften im Dienste englischer Politik arbeiten, so tut dies auch Reuters Büro. Es tut dies in weit höherem Grade, als andere Büros es im Dienste ihres Staates auch nur versuchen könnten, wie z. B. die „Agence Havas" oder die „Agenzia Stefani", die nicht viel mehr als Filialen von Reuter sind. Auch Wolffs Büro kann uns längst nicht dasselbe leisten, wie ja aus der Verflechtung von Reuter mit dem Kabelnetz und mit den Nachrichtenbüros anderer Staaten ganz von selbst sich ergibt.

Zeitungen

Also auf Kabeln im englischen Dienste laufen die Nachrichten, in ebensolchen Büros werden sie gesichtet und weitergegeben; dabei ist die englische Regierung für alles das, was hier geschieht, nicht einmal verantwortlich. Aber die Nachrichten müssen auch bekannt werden. Hierzu dienen die Zeitungen. Die moderne große Zeitung ist ein gewaltiges Geschäftsunternehmen, das die bedeutenden Kapitalien, deren es bedarf, auf drei Wegen bekommt: Verkauf, Anzeige, Unterstützung. Man ist geneigt, die Verkaufsgroschen und das Bezugsgeld für den eigentlichen wirtschaftlichen Träger des Unternehmens zu halten. Das trifft aber vielleicht nicht für eine einzige Zeitung zu. Der eigentliche Verdienst stammt aus der Anzeige. Zeitungen werden aber zu Anzeigezwecken nur gesucht, wenn ihr Inhalt genügend stark auf die Bedürfnisse der Leser eingeht. Der Kampf sogenannter vornehmer Zeitungen gegenüber den Blättern, die alles nach dem zurechtschneiden, wie es die Sensationslust und Unwissenheit des Publikums sich wünscht, wäre hoffnungslos, wenn sie nicht eine dritte Quelle in der Unterstützung hätten. Die Geldunterstützung (Subvention) geschieht von seiten solcher Mächte, die eben durch verbreitete und einflußreiche Zeitungen ihre Angelegenheiten wirksam vertreten sehen möchten. Wir haben z. B. in unserm Vaterland Organe der politischen und wirtschaftlichen Parteien, Zeitungen, die im Dienste gewisser Industriegruppen

*) Je geschickter es seine Dienstwilligkeit und seine wirkliche Arbeit hier vollbringt, um so wichtiger werden seine Dienste sein.

stehen, und dgl. mehr. Die einzelnen Zeitungen haben die Aufgabe, durch schmackhafte Auswahl ihr Lesepublikum bei guter Laune zu halten und ihm doch die sittlichen Überzeugungen beizubringen, die ihm eingerammt werden sollen. Aus alter Zeit ist wohl in Deutschland ein in der übrigen Welt sehr viel weniger verbreiteter Überschuß freiheitlicher, idealistischer Überzeugungen übriggeblieben, der unser Zeitungswesen stark durchsetzt und hinsichtlich seines inneren Gehalts über die Presse des Vierverbands hinaushebt. Dahingegen ist z. B. in der Union die Tagespresse von vornherein gar nicht anders als Geschäftsunternehmen gedacht*). Jedenfalls haben wir bei den englischen usw. Zeitungen nichts weiter als große Geschäftsunternehmungen zu sehen, nur ist der höhere Gesichtspunkt nicht zu vergessen, daß das einzelne Zeitungsgeschäft oder das einer ganzen Zeitungsgruppe (z. B. Northcliffezeitungen) nur ein Teil des englischen Gesamtgeschäfts ist, das seine Aufgabe in der Knebelung und Ausbeutung der übrigen Menschheit sieht und hierbei wieder als nächsten und wichtigsten Schritt die Vernichtung Deutschlands erkannt zu haben glaubt, als des wahrscheinlich einzigen Staates, der völkische Freiheit gegenüber dem britischen Weltherrschaftsanspruch noch verteidigen kann.

Es ist nun gewiß nicht zu viel gesagt, wenn man in diesem höchst vollkommenen Apparat vom Kabel bis zum Penny-Blatt oder der erkauften Auslandszeitung ein gewaltiges Kriegsmittel Englands erblickt. Wird doch durch ihn die öffentliche Meinung, man kann sagen der Welt beherrscht, und es scheint so, als wäre erst dieser Krieg neben seinen anderen Zielen auch dazu bestimmt, diese Herrschaft Englands über die öffentliche Meinung der Welt an den Pranger zu stellen und dann zu brechen. Denn die Belastungsprobe, die von England an die Gläubigkeit der Welt gestellt worden ist, wird denn doch wohl zu groß gewesen sein.

Immerhin ist der Vorsprung, den die englischen seit Jahrzehnten methodisch ausgebildeten Giftlügen gehabt haben, ehe von unserer Seite ein Wahrheitsfeldzug mobil gemacht werden konnte, sehr groß gewesen. Ihn einzuholen, ist dabei für uns um so weniger leicht, als uns ja die Nachrichtenverbreitung so gewaltig erschwert worden ist.

Einfluß der „öffentlichen Meinung" auf die Kriegführung

Nun kann man freilich denken, auf die öffentliche Meinung in den Feindesstaaten, erst recht bei den Neutralen, käme es wenig an. Hindenburg und Mackensen, oder wie wir sonst die bei den Feldzügen wirksamen Kräfte nennen wollen, entscheiden schließlich den Krieg und machen dazu die öffentliche Meinung. Das ist ja größtenteils richtig. Aber trotzdem bleibt der Zeitungsglaube als wichtiges Kriegsmittel bestehen. Es ist doch klar, daß die flämische Bevölkerung z. B., aus deren Mitte uns noch 1870 begeisterter Dichterdank entgegentönte, ohne die systematische Zeitungshetze uns die Kriegführung sehr wesentlich er-

*) Es ist beachtenswert, daß dieser Weltkrieg um Erhaltung des Germanentums auch in Amerika in Gründungen wie „The Fatherland" diesem höheren alten deutschen Typus im Zeitungswesen Eingang verschafft hat.

leichtert hätte und noch erleichtern würde*). Aber wir müssen uns die Sache noch einmal von einem etwas anderen Standpunkte aus ansehen. In England hat man zum Zweck der Hetze gegen Deutschland die „Kriegshunde entfesseln" wollen. Diese Kriegshunde, das sind die verhetzten Bundesgenossen oder die Neutralen, bei denen die Verhetzung bisher nicht hat gelingen wollen. Wie bringt man nun ein friedliches, kriegsunwilliges Volk dazu, sich in englischem Dienste abschlachten zu lassen? Das ist die Aufgabe. Nachdem die Bestechung, sie braucht nicht in Geld zu bestehen, führender Leute gelungen ist, arbeiten die Zeitungen, die man besoldet, an der wachsenden Vergiftung derjenigen Kreise, durch die man die entscheidenden Entschlüsse der Regierung glaubt erzwingen zu können. Das sind im allgemeinen der unreife Teil der sogenannten Gebildeten, Studenten, junge Kaufleute, Kaffeehausbesucher jeder Art und auf der anderen Seite der Straßenpöbel, wie er sich im Gegensatz zur geordneten Arbeiterschaft in größeren Städten aus allerlei unsauberen Quellen zusammenzufinden pflegt. Die Ausbildung des Großstadtwesens im letzten halben Jahrhundert hat hier gut vorgearbeitet.

Ist eine genügende Anzahl entschlossener Intriganten in den entscheidenden Stellen vorhanden, ist man der Presse sicher, so schreitet man, von der letzteren öffentlich unterstützt, zu Straßenkundgebungen jener eben erwähnten Elemente. Man erreicht mit ihnen ein Doppeltes: Auf der einen Seite wird „der Wille des Volkes" zum Kriege aller Welt mit großer Geste gezeigt. Über ihn kann dann wieder in der Presse berichtet werden, die das geplante Unternehmen als „heiliges" hingestellt. Auf der anderen Seite besitzt man in der brutalen Macht der Kundgebenden das gewünschte Druckmittel, die friedliche Bevölkerung einzuschüchtern und, was wichtiger ist, die verantwortlichen Stellen zu den gewünschten verhängnisvollen Zielen zu drängen. Je nach dem Temperament des einzelnen zu bearbeitenden Volkes nach seiner Geschichte und seiner sozialen Struktur vollziehen sich die Methoden, mit denen England fremde Staaten auf diese Weise in seinen Dienst zwingt, wohl etwas anders, im Grunde genommen sind sie überall die gleichen. Als klar zutage liegendes Musterbeispiel kann Italien dienen, während Griechenland und Portugal gerade durch das langandauernde Mißlingen der englischen Arbeit lehrreiche Einzelzüge zeigen. In Griechenland scheint es neben einer kaum vermuteten Tüchtigkeit im Volke doch der Hauptsache nach die hervorragende Person des Monarchen gewesen zu sein, die die sittliche Unterjochung seines Volkes und damit die physische verhindert hat. In Portugal scheint es, als wenn die zweihundertjährige wirtschaftliche Abhängigkeit von England die Wirksamkeit der Methode allmählich derart abgestumpft hat, daß man den englischen Freund doch schon zu genau kennt, man nichts mehr an ihn zu verlieren zu haben glaubt, und die Mobilmachung der Straße nun gegen seine Wünsche zu handhaben gelernt hat.**) In Frank-

*) Es soll damit nicht die verhängnisvolle Wirksamkeit der französierten Freimaurerlogen und ihres erbitterten Gegners, des wallonischen Klerus, geleugnet werden. Auch sie haben das flämische Volk seines Eigenwesens mit allen Mitteln zu berauben und gegen ihre stammes- und geschichtsverwandten östlichen Brüder aufzuhetzen mit großem Erfolge unternommen.

**) Trotz geänderter Lage mag obiges im Winter 1916 Geschriebenes so stehen bleiben.

reich bis in unser deutsches Elsaß hinein (Zabern) haben die Engländer augenscheinlich besonders geschickt gewirtschaftet*). Aber gerade dieser geschickten Anlage wegen ist ihr Bild nicht so deutlich. Jedenfalls dürfen wir nicht glauben, daß nur blindwütiges Revanchegeschrei Frankreich mit uns hätte entzweien können, denn mehr als gegen Deutschland ist den Franzosen der Haß gegen England eingewurzelt und durch seine Geschichte ja auch erklärt, so sehr er in dieser Zeit naturgemäß im Bewußtsein der Franzosen zurücktritt.

„Frankreichs Regierung muß die englische Monarchie vernichten oder darauf rechnen, selbst durch Korruption und Intrigen dieser geschäftigen Insulaner vernichtet zu werden." Dieses Seherwort des jungen Napoleon, ehe er nach Ägypten ging, 1797, zeigt jedem denkenden und für die Größe seines Vaterlandes begeisterten Franzosen, was er von den Engländern zu halten hat. Napoleons Marterjahre auf St. Helena oder die Geschichte des Suezkanals rücken es vor aller Augen, und wahres französisches Empfinden sprechen die Worte von G. de Maupassant aus: „Trotz meiner Abneigung gegen den Deutschen und meines Verlangens nach Vergeltung verachte ich ihn nicht, hasse ihn nicht aus Instinkt, wie ich den Engländer hasse, den wirklichen Feind, den Erbfeind, den natürlichen Feind des Normannen, weil der Engländer diesen Boden meiner Vorfahren zwanzigmal verwüstet und ausgeraubt hat und weil die Antipathie gegen dieses perfide Volk in mich durch die Muttermilch eingepflanzt worden ist."

Auch bei Rußland liegt die Sache etwas, aber nur wenig anders, als das Schema es verlangt. Die einst so england-feindliche obere russische Gesellschaft mußte dem englischen Geschmack gewonnen werden, und ihr Gegenpol, die revolutionssüchtigen, vernachlässigten Volksmassen in den Industriestädten galt es gleichfalls, für das Phantom britischer Freiheit zu gewinnen. Beide waren geschwächt durch die revolutionären Bewegungen nach dem japanischen Krieg, besonders hatte der baltische Adel, der festeste Stein im russischen Beamtenstaat, schwer gelitten. Nun lag die Aufgabe für England so, den herrschenden Schichten durch den Krieg mit Deutschland die Möglichkeit, ja Gewißheit einer Herrschaftsverfestigung vorzuspiegeln, den herrschsüchtigen Revolutionären aber natürlich das Gegenteil, Möglichkeit des Zusammenbruchs des Zarismus, Aufrichtung des rein parlamentarischen Herrschaftsstaates der Großbanken und der Presse, gegebenenfalls unter der vorgeschobenen Zwischenbildung sozialistischer Versuche.

Die Kriegsmittel der Zentralmächte, vor allen Dingen Deutschlands, und des Vierverbandes sind besonders zu Anfang ihrem Wesen nach ganz ungeheuer verschieden gewesen. Sie haben sich ein wenig, wie das in allen Kriegen von einiger Dauer der Fall sein muß, einander genähert, denn erfolgt nicht der Zusammenbruch der feindlichen Macht sehr schnell, so wird es notwendig, diejenigen Waffen, mit denen der Gegner erfolgreich ist, nach Vermögen nachzumachen. Auf den Pressekrieg von Englands Seite her und alles, was damit zusammenhängt,

*) Freilich darf nicht übersehen werden, daß die „Methoden der Straße" ursprünglich französische Erfindung sind (ausgebildet in der Großen Revolution); ihre Benutzung bei fremdem Volk zu eigenen Herrschaftszwecken und ihre Ausdehnung auf die meisten romanischen Staaten ist aber doch der Hauptsache nach englisch.

haben wir in Deutschland unser Nachrichtenwesen sehr bedeutend ausbauen müssen. Die Versorgung der Neutralen auf allen möglichen Wegen mit unserer Sache dienendem Lesestoff ist in großem Maßstabe eingerichtet worden, wobei wir neben so manchen Nachteilen den großen Vorteil vor England haben, die scharfbleibende Waffe der Wahrheit gegenüber der Lüge handhaben zu können, denn die Lüge trifft nur anfänglich, aber schließlich wird sie stumpf.*) Es wird nach dem Kriege eine lohnende Aufgabe sein, der Entwicklung der Volksstimmung in den neutralen Ländern, z. B. der Union und Spanien, nachzugehen. Auf der andern Seite hat sich England gezwungen gesehen, trotz seines angegebenen Kampfes gegen den Militarismus zu einer Art allgemeiner Wehrpflicht zu schreiten. Wiederum ist unser U-Bootskrieg, soweit er die Beschränkung von Zufuhren nach England zum Ziel hatte, ganz ausgesprochen der Gegenzug gegenüber dem englischen Aushungerungsplan gewesen.

*) Der große amerikanische Präsident Abraham Lincoln, den die Engländer gleich unsern Kaiser förmlich für eine Art Satan ausschrieen, hat gesagt: „Ihr könnt alle Welt für einige Zeit dumm machen und einige Leute für alle Zeit, aber ihr könnt nicht alle Welt für alle Zeit dumm machen.“



Rings um das Vaterland

I.

Im Westen

Der Plan, Deutschland durch Aushungerung zur Unterwerfung zu zwingen, ist einigermaßen ungewöhnlich. Er überträgt das sonst nur bei einzelnen Städten Mögliche auf weite Landschaften. Die gewöhnliche, man kann fast sagen durchgängige Kriegführung besteht ihm gegenüber darin, daß man die Machtmittel des Feindes zerbricht oder doch bis zur Erreichung seiner Nachgiebigkeit schwächt. Diese Machtmittel sind Heer und Flotte nebst allem, was zu deren Erhaltung notwendig ist. Im Kriegsfalle stellen sich daher die beiderseitigen Streitkräfte an der Grenze auf und versuchen, durch Vorstöße ins Feindesgebiet den heimischen Boden freizuhalten, die gegnerischen Kräfte zu schlagen. Die politischen Grenzen der Staaten sind daher die obersten geographischen Erscheinungen nach diesen Staaten selbst, um die es sich bei kriegsgeographischen Betrachtungen handelt. Das Feste, Unveränderliche, was sie in Friedenszeiten haben, verlieren sie bei Kriegsausbruch sofort und werden eine bewegliche Erscheinung. Wie ist die bisherige Grenze historisch entstanden? Welche Wirkungen auf eine mögliche Verschiebung machen sich jetzt geltend? Welche davon sind schon vorher zu erkennen gewesen? Mit welchen Forderungen und Wünschen treten die streitenden Parteien an sie heran? Das sind einige von den Fragen, die hier ebenso natürlich sind wie sonst etwa in der Erdkunde die Frage nach der Entstehung, Umgestaltung und Weiterentwicklung eines Tals, eines Vulkans, einer Koralleninsel, einer Siedelung. Aber es steht auch so mit diesen Fragen, daß sie wie jene neben ihrer örtlichen Bedeutung, um von allgemeiner Wichtigkeit zu werden, Züge aufweisen müssen, die ihnen Beispielswert geben, und daß hinter diesen Beispielen der große Allgemeinzusammenhang der Erdoberflächenerscheinungen immer wieder zu sehen sein muß.

Der große allgemeine Zusammenhang ist zunächst durch unser angegriffenes Vaterland, im weiteren durch die Stellung des deutschen Volkes auf der Erde zwischen den anderen Nationen gegeben. Wir werden daher gut tun, die Grenzsäume des Deutschen Reichs der Reihe nach zu betrachten. Daraus ergibt sich von selbst die Stellung Deutschlands zu seinen feindlichen, mitkämpfenden oder neutralen Nachbarn, und über sie hinweg gleitet der Blick dann weiter hinaus auch in die Ferne, wo deutsche Arbeit geleistet wird und nach dem Wunsch unserer Feinde vernichtet werden soll, aber ebenso auch in unser Land zurück, in das der Feind zerstörend vordringen möchte, und das unseren Heeren die Kräfte gibt ihn abzuhalten.

Im Westen wird das Deutsche Reich bekanntlich von den Niederlanden, Belgien, Luxemburg und Frankreich begrenzt.

England und die Niederlande

Die Niederlande sind ein Land mit niederdeutscher, eigener Schriftsprache, das sich, an den Rheinmündungen gelegen, aus seiner jahrhundertelangen Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche zu einem eigenen staatlichen Gebilde entwickelt hat. Es ist neutral geblieben, seine Stellung zwischen den beiden großen Mächtegruppen ist aber durchaus nicht einfach. Mit dem Deutschen Reiche und seinem politischen Vorgänger Preußen hat es nie ernsthaften Streit gehabt. Sein Handel, besonders der von Rotterdam, ist von dem ungemein reichen rheinischen Hinterland wirtschaftlich sehr stark abhängig. Frankreich hat es einst zu Napoleons Zeiten unterworfen gehalten. Die südbelgischen Festungen haben sich in der Zeit, als jenes Land zu Österreich gehörte (18. Jahrhundert) gegen Frankreich als „Barrierefestungen" holländisches Besatzungsrecht gefallen lassen müssen. Nach alledem hat so manchem Deutschen wohl die Frage auf der Zunge geschwebt: Warum schließt sich dieser bedrohte Kleinstaat nicht an seinen mächtigen Nachbar an, der ihm nie etwas getan hat?

Für eine Antwort mag man folgendes verwerten: Das reiche und behagliche Holland fürchtet jede Veränderung, die seiner friedensseligen Bevölkerung unge=



Abb. 8. **Die Seewege Hollands zu seinen Kolonien unter britischer Oberaufsicht.**
Der Weg um das Kap der Guten Hoffnung seit Überhandnahme des Dampferverkehrs außer Gebrauch geraten und überdies durch britische Flottenstützpunkte und die afrikanischen Kolonien bedroht.

wohnte und unerwünschte Opfer auferlegen könnte. Ein Zusammenschluß mit Deutschland würde sie unter allen Umständen für jeden einzelnen bringen, der wie ganz Holland von der Eifersucht der benachbarten Großmächte seinen Vorteil zieht. Die Sorge, daß die Natur und Gewalt der Dinge, wie jede Karte zu lehren scheint, dieses Mündungsgebiet unseres industriereichsten Stromes einmal in irgend einer Form Deutschland und Holland wieder zusammenschweißen würde trotz aller ehrlichen Beteuerungen unsererseits, uns fehle jede Eroberungslust den Holländern gegenüber, bringt jene mißtrauische Stimmung hervor, die der schwächere und bequemere Nachbar gegenüber dem rührigen Großunternehmer jenseits der Grenze immer hegen wird. Dann aber: Deutschland hat immerhin den Holländern noch nicht mächtig genug geschienen, um unbedingten Schutz gewährleisten zu können, selbst wenn man einige liebe Gewohnheiten aufzugeben gesonnen sei. Das mag als Wunschziel schon angehen. Aber jenseits der schmalen Nordsee liegt das meermächtige England, und weit in Ostasien liegen die holländischen Pflanzländer. Wie wollte Deutschland diese schützen? Wie hat der Niederländer sie anders bisher erhalten können als bei genügender Willfährigkeit gegenüber der großen Seemacht? Für diese aber ist Holland ein Stück des Glacis der englischen Wasserfestung auf europäischem Boden. Gewiß wird ein denkender und mit seiner Geschichte vertrauter Holländer in dem Engländer den Zerbrecher eigener nationaler Größe sehen. Aber jetzt war gegenüber dem Seegewaltigen nichts anderes als Unterwürfigkeit möglich, wenn schon der alte Geist der Ruijters und Tromps verschwunden scheint, und die begreifliche Sorge um den Wohlleben verbürgenden Kolonialbesitz, der zunächst einmal verloren gehen müßte, wenn die alte niederländische Seegröße wieder aufstehen sollte, beherrscht die Stimmung im Volke, soweit sie echt ist und nicht von britischer Seite beeinflußt wird. Immerhin haben die Niederländer nicht nur die Merwedekanal-Festungslinie ausgebaut, die Nord- und Südholland gegen einen östlichen Angriff als letztes Zufluchtsgebiet des Staates schützen soll, sondern sie haben auch gegen heftigste englische Einwirkung Vlissingen zu einer Festung ausgebaut und hierdurch die holländische Unterschelde, hinter der Antwerpen liegt, gesperrt. Wie sehr diese Sperrung uns bei der Eroberung Antwerpens zugute gekommen ist, haben wir wohl erfahren. Freilich beraubt sie uns anderseits seitdem des Vorteils, uns des Antwerpener Hafens unmittelbar zu bedienen.

England hat ein reichliches Jahrhundert früher seine politische Macht gebrochen. Wenn es sie wiedererringen wollte, müßte es sich bei seiner Kleinheit auf das deutsche Hinterland stützen können. Daß es sich von ihm einst losgelöst hat, hat im 17. Jahrhundert den Sieg der Briten trotz aller holländischen Heldentaten möglich gemacht.

Die Anschauung Englands, die Niederlande seien das natürliche Glacis auf dem Festlande, die gebotenen Grenzen lägen an der Maas, ist durch die Lage der britischen Inseln zum Festlande sehr wohl verständlich.*) Überall wo ein nicht gar zu weites Meer Gestade und Gegengestade trennt,

*) S. Abb. S. 81.

wird bei der Bedeutung des Wassers als verkehrserleichterndes Mittel das Bestreben fühlbar, zum eigenen Gestade auch das Gegengestade sich dienstbar zu machen. Man vergleiche Alt-Griechenland und die Westküste von Kleinasien, Dänemark und Schonen, Schweden und alle südlichen und östlichen Küsten der Ostsee, Japan und Korea, Frankreich und Algerien, Venedig und Dalmatien. In allen Beispielen, sie können leicht noch vermehrt werden, haben wachsende Staaten das Bestreben, Gegenküsten zu beherrschen, in Taten umgesetzt. Liegen die Staaten auf Inseln, die einem Festland vorgelagert sind, so hängt es von ihrer Größe ab, ob sie selbst ihren Fuß auf das Festland als Herrscher setzen können oder ihr Land Festlandsmächten dienstbar wird. Der Ausdruck „Größe" ist politisch gemeint, das will sagen, kleine Inseln können freilich keine starken und großen Reiche auf sich hervorbringen, aber das Wesentliche ist doch die auf der Insel erwachsene und gesammelte politische Macht. Venedig, das sich erst die italienische Lagunenküste unterworfen und dann Dalmatien, ist das anschaulichste Bild einer solchen räumlich kleinen Inselwelt, die aus der eigenen geschützten Stellung heraus die benachbarten Gegengestade durch geschicktes Ausspielen der dortigen untereinander eifersüchtigen Mächte sich untertan zu machen gewußt hat. Sansibars Geschichte weist ähnliche Züge auf. Nun handelt es sich für Europa darum, ob England unter Ausnutzung der europäischen Gegensätze einen solchen Festlandsrand als militärischen Schutz und zur wirtschaftlichen Ausbeute ausbauen und dauernd behaupten kann. Auf den Namen, den die Sache hat, kommt es dabei nur insofern an, als er um so nützlicher ist, je mehr er den wahren Sachverhalt verschleiert. Je mehr die Holländer sich für frei halten dürfen und alle Welt sie als Söhne eines kleinen freien Königreichs annimmt, um so wünschenswerter wäre das für England, wenn es gelänge, sie tatsächlich wirtschaftlich zu beherrschen und vermöge seiner Seegewalt auch politisch ausreichend in der Hand zu behalten.

Es gehört nicht sehr viel Weitblick für einen Engländer dazu, um eine derartige Abhängigkeit Hollands als eins der wünschenswerten Kriegsziele anzusehen, denn tatsächlich zeigt der bisherige Kriegsverlauf, daß diese Abhängigkeit doch in weiten Stücken noch recht unvollkommen ist. England hat bekanntlich die Blockade Deutschlands in der Nordsee zu Aushungerungszwecken erklärt. Der weitaus größte Teil der Grenzen des Deutschen Reiches und des verbündeten Donaustaates sind durch die feindlichen Kampflinien für den Verkehr tatsächlich gesperrt. Eine von den vorhandenen Lücken ist die holländische. Holland ist ein neutraler Staat, kann daher völkerrechtlich einführen, was es will. Wenn England schließlich beinahe alle Waren als Banngut erklärt, da sie ja die Kriegstüchtigkeit Deutschlands irgendwie unterstützen könnten, so dürfen bei effektiver Blockade, also in der Nordsee, auch neutrale Schiffe solche Waren nicht nach deutschen Häfen verfrachten, wohl aber ist es ihnen erlaubt nach dem Seekriegsrecht, solche Waren nach Rotterdam zu bringen. Damit kann also spanisches Erz oder amerikanisches Kupfer auf neutralen Schiffen, wie sich eigentlich von selbst versteht, auch jetzt nach Holland hinein. Ist es aber einmal in Holland, so hindert grundsätzlich die Holländer nichts, diese Waren wie alles andere, was sie

im Lande haben, über die deutsche Grenze zu bringen. Bei genügender Ausdehnung des holländischen Handels und des an den anderen noch zu besprechenden Lücken würde also Deutschland fast wie bisher mit den ihm fehlenden Roherzeugnissen versorgt werden können. Freilich hätten unsere großen Nordseehäfen den Schaden davon. Läßt sich dieser Zustand nicht ändern, so bricht der ganze englische Aushungerungsplan schon damit zusammen. Daß der holländische Handel aber bis jetzt nur eingeschränkt, aber nicht hat beseitigt werden können, zeigt daß die Stärke der wünschenswerten Abhängigkeit noch nicht erreicht ist. Natürlich aber ist der Druck Englands auf Holland sehr groß. Durch abhängige Zeitungen wie den „Telegraaf" sucht man Unzufriedenheit mit der vorsichtigen Regierung im Volke zu schaffen, Abscheu gegen Deutschland und damit Willfährigkeit gegenüber englischen Eingriffen, die ja dann als selbstgewollt erscheinen. Man geht aber auch unmittelbar vor, indem man den nach Deutschland gehenden Handel durch Agenten überwachen läßt und solche Überwachung dann von der holländischen Regierung fordert. Soviel als Holland zu seiner eigenen Ernährung und Befriedigung gebrauche, solle hineingelassen werden, mehr könne es auch nicht verlangen. Was darüber hinaus wäre, also nach Deutschland hineingehen würde, stärke nur den gemeinsamen Feind der Zivilisation. Einen eigenen Überwachungsdienst an der deutschen Grenze würden die Engländer gern übernehmen. Die Durchführung solcher Vorschläge bedeutet die vollständige Knebelung des holländischen Handels und die Oberaufsicht von Engländern über wichtige Teile der holländischen Regierungshoheit, ja die tatsächliche Vernichtung Hollands als selbständigen und neutralen Staates.

Die deutsch-welsche Sprach- und Kulturgrenze

Holland reicht mit der Umgebung von Maastricht an der Maas gegenüber seinen sonstigen Grenzen sehr weit nach Süden. Dort ungefähr, wo in der Mitte zwischen Maastricht, Aachen und Lüttich die preußischen, holländischen und die ehedem belgischen Länder zusammenstoßen, ist auch ein für die Sprachgrenzen wichtiger Punkt. Bis dorthin reicht ziemlich genau das Verbreitungsgebiet des Wallonischen, das eine romanische Mundart ist. Von dort nach Westen bis über die französische Grenze in der Gegend von Lille hinweg verläuft die Linie, an der niederdeutsche Sprache an welsche stößt, und von eben dort fast rechtwinklig ansetzend verläuft die Grenze erst zwischen Wallonisch und Rheinfränkisch, dann zwischen Französisch, Mittelfränkisch und Allemannisch, kurz die deutsch-französische Sprachgrenze. Sehen wir von den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts ab, so scheint der Verlauf der Grenze zwischen deutscher und welscher Sprechweise seit dem frühen Mittelalter fast unverrückt festgelegen zu haben. Verfolgen wir ihn noch einmal auf einer der gewöhnlichen Sprachenkarten, so ist die Stelle, an der Französisch und Flämisch an der Kanalküste sich berühren, zwar nicht klar erkennbar. Der Grund liegt in Veränderungen während der letzten 50 Jahre, über die wir nachher sprechen. Dann umzieht die nach Osten gehende Linie die großen Städte Gent, Brüssel, Lüttich so, daß nur Lüttisch ins wallonische Sprachgebiet fällt. Der östlich ansetzende südliche Schenkel läßt einige kleine Teilchen des Rheinlandes (Malmedy) außerhalb der deutschen Sprachgemeinschaft,

schwenkt beim Zuge über die Ardennen ein wenig mehr nach Südsüdwesten, so daß das ganze Großherzogtum Luxemburg, ja noch der ehemals belgische Bezirk von Arlen zur deutschen Sprache rechnet, geht dann im Reichsland zwischen Diedenhofen und Metz über die Mosel und nach Südosten zurück, zieht im wesentlichen die beiden Haupt-Vogesenkämme entlang, läßt aber dabei einige kleine romanische Sprachinseln im elsässischen Gebirgsteil liegen. Sie zieht dann über die Burgundische Pforte, fast genau der Reichsgrenze folgend, überschreitet den Jura und schlägt in der Schweiz den Kanton Neuenburg zum Welschland, ebenso den Kanton Freiburg westlich der Saane, um über die westlichen Berner Alpen ins Wallis zu steigen, und dann auf den Walliser Alpen an der italienischen Sprachgrenze ihr Ende zu finden.

Diese durch so lange Jahrhunderte fast festliegende Grenze befand sich, abgesehen von Flandern, bis in neuere Zeit hinein innerhalb des alten Reiches. Sie ist wohl entstanden dort, wo die dichten Siedlungen germanischer Bauern aufhörten und der in der Römerzeit romanisierte, im wesentlichen keltische Bauer mit ihnen zusammenstieß. Ein größerer Kulturgegensatz ist natürlich nicht vorhanden gewesen. Die Sprache der höheren Berufe war hier wie dort das dem gemeinen Mann unverständliche Latein; die Sprache des Adels war im frühen Mittelalter bis in die späten Karolingerzeiten auch im Westen Fränkisch, also eine deutsche Mundart. Erst der Zerfall des alten Reiches im Osten und die Bildung und aufsteigende Macht des französischen Nationalstaats hat hierin Änderungen hervorgerufen, indem allmählich sich das Gefühl im Westen ausbildete, man gehörte einer fortgeschritteneren Form staatlicher, bürgerlicher und ästhetischer Kultur an und sei berechtigt, von dem unklaren, barbarischen Gebilde im Osten so bald und so weit es ging, alles abzureißen, mit dem man sich in Sprache und Sitte vereinigt fühlte, ja mehr als das: man müsse wohl auch jenen zurückgebliebenen Barbaren selbst die Segnungen eigener Kulturhöhe bringen, erführe man ja doch an der sklavischen Nachahmung, die man von dort her erlebte, wie Gutes man dadurch zum Ruhme des eigenen Volkes und zur Verbreitung wahrer Gesittung leiste. Sehr wesentlich wurde dieser Druck nach Osten dadurch unterstützt, daß in Italien aus der Wiederbelebung des klassischen Altertums, dem sogenannten Rinascimento, eine neue außerordentlich farbenreiche ästhetische Kultur emporgeblüht war und sich von dort ganz besonders Frankreichs bemächtigt hatte, das sich nach dem politischen Zusammenbruche Italiens im 16. Jahrhundert, dem der künstlerische folgte, der Fortentwicklung dieser neuen Kultur in dem geeinten Nationalstaate der ersten Bourbonen eifrig befliß.

Das Deutschland des 15./16. Jahrhunderts, an Eigenkultur reicher als das alte Frankreich, dasselbe gilt auch für heute, hatte sofort unternommen, das neue italienische Kulturgut in eigener Weise umzubauen. Das bedeutet allein schon, daß es für den schnellen Effekt hinter Frankreich zurückblieb. Und nach dem großen Aderlaß des 30jährigen Krieges sanken seine Hände ermattet hin. Damit blieben die Völker mit romanischer Sprechweise zunächst beinahe allein für Kulturfragen übrig, denn England, das protestantische, stand noch ganz abseits und hatte mit sich genug zu tun. Auch Holland führte seinen

100jährigen Krieg mit Spanien, und die Flamen waren Unterworfene desselben Landes.

Das ist die geschichtliche Grundlage der romanischen Kulturgemeinschaft. In dieser Form hat sie sich unter französischer Führung von der allgemeinen des Mittelalters zu lösen versucht und seine eigene Weiterentwicklung als allgemein-romanische ausgegeben. In Wahrheit aber sind die Romanen untereinander fast so verschieden, wie sie sich von den Germanen abheben. Der Spanier steht dem Italiener oder dem Franzosen mindestens so fremd gegenüber wie das etwa der Engländer und der Deutsche tun. Die Erkenntnis einer etwas engeren sprachlichen Zusammengehörigkeit, die eigentlich erst das 19. Jahrhundert gebracht hat, hat im Grunde nur ein bequemes Schlagwort geschaffen, um nicht-französische Völker in den Dienst der französischen Idee zu stellen. Diese lautet also etwa, um es noch einmal zusammenzufassen: Wir sind im Gegensatz zu den Deutschen oder sonstigen Barbaren die unmittelbaren Erben der antiken Kultur und damit berechtigt und verpflichtet, unsere Sprache und Gesittung als die beste so allgemein gültig zu machen wie möglich. Frankreich wiederum hat sich als die politisch stärkste Nation erwiesen, die „Schwesternationen" haben also nichts Besseres zu tun, als sich ihm anzugliedern und womöglich allmählich durch Francilisation der oberen Schichten der Allgemeingültigkeit des Französischen vorzuarbeiten, neben dem ja die Sprachen Dantes und Cervantes', soweit sich das mit den politischen Absichten der jeweiligen französischen Machthaber verträgt, weiter geduldet werden können.

Die Sache ist nicht so wahnsinnig wie sie aussieht. Ist doch tatsächlich seit 1648 die lateinische Sprache aus dem internationalen Diplomatenverkehr verschwunden und durch die französische bis auf den heutigen Tag ersetzt worden. Noch immer ist ein angehender junger Staatsmann von einer fließenden Beherrschung der französischen Sprache abhängig, und auf einem anderen Gebiete läßt der leichtlesbare französische Roman im spanischen Südamerika wie in Italien die einheimische Literatur in den Schmollzimmern der Damenwelt kaum zu ihrem Recht kommen. Fast dasselbe gilt von Holland und ganz und gar von Flamland. Wer nach der Türkei ging, mußte Französisch können; ja muß es noch jetzt. Ebenso war es in den Kreisen des russischen hohen Adels. Der Franzose fühlt sich den germanischen Mundarten gegenüber also als Träger der Kultursprache. „Flämisch ist keine grammatikalische Sprache," antwortet er jemandem, der ihn zu seinem Erstaunen darauf aufmerksam macht, daß die Liller Straßenjugend noch flämisch versteht und spricht.

Trotz dieser Stellung des Französischen ist die sprießende Wurzelkraft des Deutschen, das Flämische mit eingeschlossen, für sehr lange so stark gewesen, daß gleichwohl wesentliche Verschiebungen der Sprachgrenze nicht haben erreicht werden können und im 17. und 18. Jahrhundert zwar über die alten reichsdeutschen Gebiete mit französischer Sprache hinaus deutscher Sprachboden in französische Abhängigkeit hat geraten können, aber doch Städte wie Straßburg z. B., und erst recht das elsässer Land noch zu Goethes Zeit unter französischer Oberhoheit vollkommen seinen deutschen Charakter hatte bewahren können.

Neue Kampfmittel haben dem Franzosentum die Ideen der französischen Revolution gebracht. Unter ihrer Ausnutzung ist dann von Napoleon sogar der Versuch gemacht worden, Europa durch das französische Schwert zu einigen. Man steht diesem Versuch in Deutschland jetzt wohl etwas verständnisvoller gegenüber als noch vor kurzem. Der bittere Zwang, eine gewisse Einigkeit Europas gegenüber der englischen ozeanischen Weltmacht und dem russischen Landkoloß zu pflegen, ist von ihm zuerst erkannt worden. Wenn er sich in den Mitteln je länger je mehr vergriffen hat, besonders es auf die Dauer nicht verstanden hat, aus dem engherzigen Gedanken des französischen National-staats mit unterworfenen Grenzlandschaften herauszukommen und ganz besonders Wesen und Kraft des Volkes der europäischen Mitte, Deutschlands, gründlich verkannt hat, so ist das eine andere Sache. Weniger entschuldbar als er sind seine Nachfolger, die jeweiligen Machthaber Frankreichs, die den zweiten Zusammenbruch des Volkes 1870 durch dasselbe Verkennen vorbereitet und verschuldet haben. Sie haben es nicht begriffen, daß das deutsche Volk seiner ganzen alten Kultur entsprechend, wie der in ihm vorhandenen Lebens- und Willenskraft mindestens als gleichberechtigter Nationalstaat neben dem französischen zu dulden war, wenn man überhaupt jemals ohne gegenseitiges Sich-Zerfleischen und Verbluten zu einer Lösung der europäischen Frage kommen wollte. Sie haben es nicht begriffen, weil von den beiden Wurzeln, aus denen das neue Reich erwachsen ist, der preußischen und der altdeutschen, ihnen die preußische, der militärische Einheitsstaat, etwas ferngerückt lag und in untrennbarem Zwiespalt zu dem sonstigen Charakter der Deutschen zu stehen schien, wie sie ihn von ihren Grenzlanden her kannten, und weil der Gedanke, das alte Reich wiederaufzurichten, ihnen eine echt deutsche, romantische Träumerei, längst Abgelegtes wieder lebendig zu machen, erschien. Trotzdem ist bekanntlich das Reich von 1870 begründet worden und hat in über 40 Friedensjahren eine Jugend erwachsen sehen, die den alten Zustand der Zersplitterung nicht mehr erlebt hat und sich als Bürger eines einigen, mächtigen Reiches von klein auf gefühlt hat. Da die Franzosen unter dem Kennwort „Revanche" ihr altes Ziel, ein geschwächtes Deutschland, über das sie kulturell, politisch und wirtschaftlich gebieten, nicht aufgegeben haben, so ist, sobald die beiden großen Weltstaaten die Gelegenheit geboten haben, der Deutsch-Französische Krieg notwendig geworden.

Die politische Grenze

Wir können, wenn wir den Grenzstreifen entlang gehen, drei Abschnitte unterscheiden: den schweizerischen, den mittleren, auf dem Deutschland und Frankreich unmittelbar zusammenstoßen, und den belgischen.

In dem schweizerischen, neutralen Abschnitt wird der Krieg natürlich nicht mit militärischen Mitteln durchgekämpft, aber gerade auf diesem Gebiet kann man die Gegensätze, die zwischen deutschem und welschem Wesen im Kampf liegen und von denen eben die Rede gewesen ist, besonders deutlich erkennen: Eine deutsche Mehrheit, die sich aus Überneutralität mehr vom deutschen Wesen zurückhält als es ihren innersten Wünschen und Bedürfnissen entspricht,

in ihr Zersetzungserscheinungen, die von außen, von welscher Seite hereingetragen sind: von welscher Außenkultur oder welscher Phrase Benebelte, im ganzen aber doch das Bild deutscher, ruhiger Sachlichkeit und Strebens nach dem erreichbar Besten. Auf welscher Seite hoch aufflammender, wildschäumender Haß, Vergessen oder Vergessenwollen von allen Kulturzusammenhängen, stärkstes Bekenntnis zu den Sprachverwandten jenseits der eidgenössischen Grenzpfähle, trotzdem doch Genf oder Lausanne die Tatsache, daß sie neben Paris weit mehr sind als irgend eine französische Provinzstadt, nur dem Umstande verdanken, daß sie von einem im Kerne deutschen Staatswesen gegen französische Ländergier und Gleichmacherei jahrhundertelang geschützt worden sind.

Die eigentliche deutsch-französische Grenze ist in ihrem Verlauf durch den Frieden zu Frankfurt a. Main, 15. Mai 1871, festgelegt worden. Sie überschreitet, wenn man von der Schweiz kommt, das niedrige Hügelland der Burgundischen Pforte, zieht dann nacheinander die beiden Hauptkämme der Vogesen entlang und schwingt etwa westlich vom Donon quer über die lothringische Platte zur Mosel hin, die sie südlich Metz überschreitet, um dann nur wenig westlich dieser Festung so nach Luxemburg zu ziehen, daß zwischen dem Großherzogtum und Frankreich nur eine verschwindend kurze Grenzstrecke übrigbleibt. Durch diese Grenzfestsetzung ist das Elsaß mit Ausnahme der Umgebung von Belfort und der kleinere nordöstliche Teil von Lothringen wieder zum Deutschen Reiche gekommen, während die Freigrafschaft im Süden und der größere Teil von Lothringen (von kleineren, eingeschlossenen Gebieten ist abgesehen), die dem Deutschen Reiche einst auch angehört haben, Frankreich verblieben sind, zu dem sie auch nach Volkstum und Sprache gehören.

Der erste Teil der geschilderten Grenze, der zwischen dem Jura und dem Südpfeiler der Vogesen, stellt eine Einbruchspforte nach beiden Richtungen hin dar. Durch sie, die Burgundische Pforte, führt der einzige, wesentliche Gebirgshindernisse ganz vermeidende Weg von der Rhone zum Oberrhein, von Lyon nach Straßburg und Frankfurt a. Main, ja schließlich vom Mittelmeer und Marseille nach der Nord- und Ostsee, oder nach Hamburg und Lübeck. Seit der Vereinigung des Elsaß mit Frankreich knüpfte auch der Rhein-Rhone-Kanal Burgund und Elsaß zusammen. Als kriegerisches Verschlußstück sperrt Belfort den Weg. Wer es in Besitz hat, macht es dem Gegner schwer, den Krieg in Feindesland zu tragen, ist aber selbst imstande, Vorstöße dorthin zu unternehmen. Soweit der lebendige Wall der Menschen nicht ausreicht, hätte daher ein Franzosenheer links des Rheins erst Straßburg zu fürchten gehabt, nur daß ein Flankenstoß aus der Gegend von nördlich Basel zu besorgen wäre. Es ist zu verstehen, wie sehr man es bedauert hat, daß 1871 Belfort nicht mit zum Reiche geschlagen worden ist. Es scheint, als wenn diplomatische Gründe (englischer Druck) wirksam gewesen sind, und die militärischen Sachverständigen keinen unbedingten Wert auf die Feste gelegt haben. Wenn aber jetzt noch immer in einem schmalen Grenzstreifen Franzosen sich halten können, wenn Mülhausen 5 Tage in ihren Händen gewesen ist, so hängt das mit dem französischen Belfort zusammen. Man wird auch nicht fehlgehen, daß die Nähe Belforts und das daher stammende Gefühl im oberen Sundgau, unter seinen Kanonen zu leben, gerade

diesen Teil des Reichslandes zu dem bevorzugten Sitz des Protestlertums gemacht haben.

Der zweite Teil der Grenze verläuft auf den Vogesenkämmen. Im Gegensatz zu früheren Kriegen haben Gebirge als Kriegsschauplätze eine ganz besonders große Rolle gespielt. Während in älterer Zeit die Gebirge nach Möglichkeit umgangen wurden, hat dieser Krieg die Vogesen- und Argonnenkämpfe, die Isonzo- und Karpathenschlachten, die Erstürmung des Lowtschen und die serbischen Gebirgskämpfe gesehen. Noch der Krieg von 1870 hatte außer einigen Franktirörscharmützeln keine Vogesenkämpfe erlebt, ebensowenig die österreichische Besetzung von 1814. Jetzt aber haben uns die Kämpfe um den Hartmannsweilerkopf und Reichsackerkopf, im Fechttal und an den Westabhängen des Donon nur zu oft beschäftigt. Die Sache liegt wohl so: Früher sind Gebirge wegen ihrer schweren Zugänglichkeit starke Kriegshindernisse gewesen, und die Kriegsgeschichte berichtet uns weniger von großen Kämpfen in ihnen als von geglückten Übergängen einzelner Heere, wenn der Gegner noch entfernt war. So sind ja auch die Gebirge die Zufluchtsgebiete zurückgedrängter Völkerschaften gewesen*).

Die Vervollkommnung der unmittelbaren Kriegsmittel, wie der Kanonen, die auf viel größere Entfernungen zerstörende Wirkungen hervorzurufen imstande sind, und daneben die Vervollkommnung der Verkehrsmittel (Eisenbahn, Auto, Telegraph u. a.), die Verschiebungen von Heeresmassen ungeahnt schnell ausführen lassen, haben nun die Stellung der Gebirge fast in der Weise geändert, daß sie jetzt nicht mehr von beiden Teilen umgangene Hindernisse sind, sondern großen Naturfestungen verglichen werden können. Wo Gebirgsvölker für ihre Freiheit gefochten haben, hat es sich übrigens auch schon manchmal um eine ähnliche Aufgabe der Gebirge gehandelt, mit wie verschiedenen Mitteln auch immer jene alten Freiheitskämpfe geführt werden mußten. Bei der Art der Verwertung der Gebirge ist weiter hervorzuheben, daß der Kampf um ihren Besitz, so hartnäckig und mannigfaltig er auch geführt worden ist und wird, und so erheblich einzelne errungene Vorteile auch einmal sein können (der Besitz des Hartmannsweilerkopfes gestattete z. B. dem Feinde, die große Bahnlinie Mülhausen—Kolmar zu gefährden) so wird doch wohl nicht ein Durchbruch, sondern eine Überflügelung dieser Naturfestung die Entscheidung bringen müssen. In der Erkenntnis, daß der Charakter des Gebirges darauf hinweist, sind von den Franzosen rechts Belfort, links der Beginn der großen Festungskette bei Epinal ausgebaut worden, während die sogenannten Sperrforts in der südlichen Hälfte den Besitz des Grenzkammes gewährleisten sollten, was sie ja auch getan haben. Auf deutscher Seite ist außer den Befestigungen von Mutzig, um das Breuschtal zu decken, aus Friedenszeiten nicht viel bekannt.**) Metz deckt den

---

*) Hier in den Vogesen z. B. scheinen die kleinen Weiler mit welscher Sprechweise nördlich vom Münstertal und an einigen anderen Stellen Restsitze der Bevölkerung aus der römischen Zeit zu sein, während die Alemannen das ebene Fruchtland, die Vorhügel und großen Talzüge besiedelt haben.

**) Das Breuschtal entwickelt sich zwischen den beiden Hauptkämmen der Vogesen. In der Nähe seines oberen Endes springt bei Saales die Grenze vom westlichen Kamm auf den öst-

rechten Flügel, der linke wird eben, weil Belfort fehlt, nur unvollkommen vom Idsteiner Klotz über Basel, am Ausgange des Wiesetals versorgt.

Jenseits Metz entspricht der französischen Festungskette auf deutscher Seite nichts. Die große feste Linie ist dann erst der Rhein. Das keilförmige Hineinspringen von Belgien bewirkt die Trennung von Frankreich und Deutschland. Der Besitz von Metz hat das 1867 als Bundesfestung verloren gegangene Luxemburg voll ersetzt, nicht aber unsere offene rechte Flanke zu decken vermocht. Hier liegt der Kern der belgischen Frage.

Der belgische Staat

Der belgische Staat, durch den quer hindurch die französisch-niederdeutsche Sprachgrenze zieht, ist Anfang der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts geschaffen worden. Er besteht aus einer Reihe von Landschaften mit altehrwürdigen Namen: Flandern, Brabant, Hennegau usw. Gelegen in der verkehrsgünstigsten Stelle der europäischen Westfront, haben sie es trotz verschiedener schwerer kriegerischer Verheerungen immer wieder zu hohem Wohlstande gebracht. Ursprünglich fast alle Teile des alten Reichs, sind sie im Burgundischen Staat zusammengefaßt worden und so als Maria von Burgunds Erbe an das Haus Habsburg übergegangen, soweit sie nicht, wie z. B. das Bistum Lüttich oder die Abtei Stavelot, reichsunmittelbar waren. Sie haben dann die Zeit der spanischen Herrschaft und wiederum der österreichischen durchgemacht, sind den französischen Eroberern in der Revolutionszeit zum Opfer gefallen und nach Belle-Alliance mit Holland zu einem Staatswesen zusammengeschlagen worden. Als sie sich 15 Jahre darauf empörten und von Holland wieder losreißen wollten, ist das Kunstprodukt des Belgischen Staates auf Englands und Frankreichs Betreiben zurechtgemacht und seine Neutralität erklärt worden.

Seit Jahrhunderten hatte die Geschichte einen fortwährenden Druck Frankreichs auf dieses Land gesehen. Wenn Frankreich nunmehr seine Neutralität erklärte und versprach, so hat es das sicher mit dem Hintergedanken getan, der ganz französisch zu machende kleine Nachbarstaat werde so oder so doch einmal ihm zufallen. England aber, dessen Interessengrenze ja an der Maas liegen soll, hat als zukünftigen Angliederer Belgiens gewiß auch nur Frankreich gesehen; denn Frankreich hatte ja Belgien zur Zeit der ersten Republik schon einmal erobert und hat es später trotz aller Neutralitätserklärungen unter Napoleon III. wiederum zu erwerben versucht. Ist so Deutschland bei der Schaffung des neutralen Belgiens gar nicht in Frage gekommen — es gab ja damals kaum ein politisches Deutschland —, so hat freilich Preußen die Neutralitätserklärung seinerzeit mit übernommen. Daß Deutschland den Krieg nach Belgien trotzdem hineingetragen hat*), ist bekanntlich eins der

lichen, während ebenfalls dort über den nach Norden absinkenden östlichen Hauptkamm der Weg ins Weilertal, Hohkönigsburg und Schlettstadt führt.

*) Das Deutsche Reich hat nie eine Neutralitätserklärung für Belgien ausgesprochen. Bei der ganzen Behandlung der Frage in der Öffentlichkeit ist das britische Bedürfnis, einen Kriegsgrund vorzuspiegeln, der entscheidende.

Hauptagitationsmittel unserer Feinde geworden. Für uns steht es aber fest, daß Belgien durch vertragsartige Abmachungen mit den Westmächten längst seine Neutralität gebrochen hatte und daß wegen der Art des französischen Festungsnetzes und bei der Schnelligkeit, die der Einbruch in Frankreich wegen der Russengefahr nötig hatte, die Selbsterhaltungspflicht Deutschlands oberstes Gesetz sein mußte. Hätte England seine Hände aus dem Spiel gelassen, so wäre Aussicht gewesen, den Durchzug so friedlich wie durch Luxemburg gestalten zu können. Da er dann noch schneller vonstatten gegangen wäre, hätte er auch den letzten Rest flandrischen Bodens rechtzeitig in unsere Hände gebracht, und Belgien wäre von den Schrecken des Krieges gänzlich verschont geblieben. Liest man auf englischen Werbeanschlägen immer wieder: Gedenke Belgiens! so würde ein ehrliches Gedenken die Engländer veranlassen müssen, sich die Hauptschuld an den Verwüstungen zuzumessen.

Sollte Belgien infolge des Krieges verschwinden, so würde ein Gebiet auseinandergerissen werden, das sich wirtschaftsgeographisch gut ergänzt, völkisch erst dann einheitlich wäre, wenn die Flamen als Volk vernichtet worden wären. Das Ardennenhochland mit seinen Weiden, Wäldern, Eisenerzen und Kohlengruben am Nordrande und das fruchtbare, acker- und gartenbautreibende Tiefland davor, das ist ein guter wirtschaftlicher Gegensatz. Aber er wird wettgemacht durch den völkischen Gegensatz: hie Wallone, hie Flame. Die gänzliche Unterdrückung des Niederdeutschen war den Französlingen eine Aufgabe, deren Lösung sie trotz aller Zähigkeit des Flamentums sich nahe glaubten. Der wachsende Druck der benachbarten deutschen Volkswirtschaft, die ungemeine Stellung, die der deutsche Handel in Antwerpen sich erworben hatte, ist dann als Gegengewicht aufgetreten. Die Gefahr eines allmählich sich verdeutschenden Antwerpen als Erbe Londons auf dem Festlande hat dazu die Engländer auf den Plan gebracht.

Daß der deutsche Handel bisher in Antwerpen nicht seine volle Kraft hatte entfalten können, liegt besonders an dem Übelstande, daß der Wallone als Gebildetensprache nur das Französisch kennt, der Flame aber Flämisch, nicht etwa Hochdeutsch spricht, wenn er nicht gar als Francillon (Maeterlink—Vandervelde) sich ins französische Lager hatte ziehen lassen. Ganz besonders übel ist es dabei gewesen, daß Deutsche und Flamen sich zur Verständigung des Welschen zu bedienen pflegten. Hier liegt ein schwerer, in unserm Schulwesen begründeter Mißstand vor. Es ist sehr zu begrüßen, daß die jetzige regierende Gewalt im Gouvernement Brüssel das Französische nicht nur nach Kräften zu beschränken versucht, sondern durch niederdeutsche Beamte unmittelbare Fühlung zwischen den Stammesgenossen zuwege bringt. Aber nie wieder darf eine fremde Sprache als Vermittlerin zwischen Deutschen und Flamen sich breitmachen. Das ist eine Lebensfrage für die Flamen, vielleicht auch für uns Hochdeutsche.

Das flämische Nordbelgien steht uns indes nur sprachnahe, hat aber eine andere Schriftsprache. Es ist praktisch dieselbe wie die holländische. Trotzdem hat sich das Land 1830 von den Wallonen übertölpeln und von Holland mit abreißen lassen. Die getrennte Geschichte seit dem Abfall der Niederlande und

die Verschiedenheit der Religion*) ist schuld daran gewesen. Sieht man aber einmal von allen jetzigen politischen Gestaltungen ab und träumt sich ein geeintes Europa, so wäre vermutlich das Wallonenland ein Teil Frankreichs, Flamland wieder mit Holland vereinigt, beide durch den Rhein näher an Deutschland gebunden als an Frankreich. Wohlgemerkt aber: das wäre erst eine Lösung, wenn die Niederlande aus ihrer Zwischenstellung zwischen den politisch uneinigen großen Nachbarreichen in irgend einer wirksamen Form erlöst wären. Eine Einigung des Festlandes mit Ausschluß Englands wäre hierfür Vorbedingung. Indessen so weit sind wir lange noch nicht.

Bisher haben die militärischen Auseinandersetzungen zwischen Franzosen und Deutschen seit Jahrhunderten auf ihrem Nordflügel ihr Gepräge davon bekommen, daß mit Ausnahme des unmittelbaren Küstenstreifens, dessen Marschen unbenutzbar gemacht werden können, die großen Entscheidungen zwischen den Vogesen und der Nordsee haben gesucht werden müssen. Hierbei ist der küstennahe Abschnitt dem englischen und dem holländischen Einflusse ausgesetzt, der nächstfolgende findet in den Ardennen größere Schwierigkeiten, besonders in den ziemlich tief eingeschnittenen geschlängelten Talzügen. Der letzte Abschnitt, etwa von der Maas an, weist die geringsten natürlichen Schwierigkeiten auf und wird damit zum Hauptfeld der französisch-deutschen Entscheidungen. Die Ereignisse auf dem ersten wurden vom flankierenden Eingreifen Englands mitbestimmt.

Durch Flandern und die ersten Ardennenhöhen haben die französischen Revolutionsheere ihren großen Vorstoß gemacht, ehe das überraschte England einzugreifen vermochte. Eben auf diesen ersten Höhen sind andererseits die Entscheidungen von 1815 gefallen. Von hier aus wurde der Eroberungszug Blüchers und seines englischen Begleiters angetreten. Eben auf diesem Gebiet haben Ludwig XIV. Heere mit denen des Prinzen Eugen und seines englischen Verbündeten gerungen. Hier hat sein Staat ein über das andere kleine Landfetzchen abzureißen verstanden.

Quer über die eigentlichen Ardennen ist erst dieser Krieg dahingebraust. Mit dem Durchzug des rechten Flügels der großen deutschen Einbruchsarmee August 1914 über alle Hindernisse für den Außenstehenden fast mühelos hinweg ist jene neuartige Behandlung der Gebirge zum erstenmal aufgetreten, von der oben die Rede war. Freilich sind die Ardennen noch lange keine Vogesen.

Von der Gegend von Sedan an etwa bis zum Nordwestrande der Vogesen haben wir den dritten Abschnitt und damit das Hauptkampfgebiet der beiden ringenden Völker. Die Ardennen, wie das Rheinische Schiefergebirge ein Horst ziemlich fester älterer Gesteine, und die Vogesen, die sich in ihrer Südhälfte zum Teil aus noch älteren festen Graniten und Grauwacken aufbauen, haben zwischen sich in der Lothringischen Platte und ihrer östlichen Fortsetzung, der Pfalz, und der Landschaft um die Nahe, eine Art Lücke, die im allgemeinen von weniger festen Gesteinen aus dem Mittelalter der Erde sich aufbaut,

*) Immerhin sind die katholischen Provinzen Nordbrabant und Limburg bei Holland geblieben und fühlen sich wohl dort. Die heutige holländisch-belgische Grenze, die der alten der Generalstaaten nicht entspricht, ist ein Kunstprodukt auswärtiger Diplomatie, die über das Wohl und Wehe der Nordflamen zu entscheiden hatten.

weniger hoch ist, meist reicheres Fruchtland trägt, die Flüsse in breiteren Tälern durch sich ziehen läßt.*) Durch diese breite Öffnung sind die Preußen und Österreicher 1792 dem Revolutionsheere entgegengezogen, durch sie mußten sie zurückfluten, als die Kanonade von Valmy ihnen Halt gebot. Hier sind die Preußen 1814, die Deutschen 1870 vorgestoßen. Hier auch das erste französische Invasionsheer in den Augusttagen 1914. In der Voraussicht, daß hier die großen Stöße Entscheidendes würden bringen müssen, haben die Franzosen hier ein wenig nach rückwärts ihre gewaltige Festungslinie aufgebaut, Epinal, Nanzig, Toul, Verdun mit all den dazwischen liegenden Verbindungsfesten, während sie die Festungen ihres linken Flügels etwas vernachlässigen zu dürfen geglaubt hatten. Sie haben sich wohl im Besitz ihrer Abmachungen mit England und Belgien sicher genug gefühlt. So sind denn die nordfranzösischen Festungen Maubeuge, Lille u. a. verhältnismäßig schnell in unsere Hand gekommen.

Denn die belgischen Festungen Lüttich, Namen und Antwerpen haben bekanntlich ihre Schuldigkeit trotz ihres zum Teil wunderbaren Aufbaues nicht getan. Antwerpen nicht, weil es genau genommen außerhalb der Angriffslinie liegt und sich von Rechts wegen gegen England wendet, Lüttich nicht infolge taktischer Maßnahmen der deutschen Truppen von bisher unerhörter Art, Angriff mit immobilen Truppen, Durchstoß und Besetzung der nicht armierten Stadt im Rücken der noch nicht gewonnenen Forts, Namen schließlich, das von Rechts wegen die belgische Neutralität gegen Frankreich zu verteidigen gehabt hätte, weil man sich wohl auf Lüttichs Stärke eine Weile verlassen zu können geglaubt hatte.

Ein besonderes Wort verlangt noch Antwerpen. Es ist an der für größte Seeschiffe zugänglichen unteren Schelde gelegen, so recht eigentlich der Seeplatz, der seiner Lage nach zum Hauptausgangspunkt des europäischen Weltverkehrs bestimmt scheint, so etwa wie Neuyork für den nordamerikanischen Erdteil. Wir sehen daher auch im Weltreich Karls V. Antwerpens Handel in hellstem Glanze blühen. Er wird dann gebrochen durch den Ablauf der spanisch-niederländischen Kämpfe. Denn die Niederländer, die unterhalb Antwerpens beide Ufer der Schelde in der Hand zu halten verstanden hatten, machten damit den Seeausgang Antwerpens zu eigenem Territorialgewässer und sperrten auf Jahrhunderte hinaus die Seefahrt des unangenehmen Wettbewerbers. Nach der Freigabe der Unterschelde unter französischer Herrschaft blüht die Stadt, die Napoleon einen Dolch genannt hat, der nach dem Herzen Englands zielt und für die er ungemein großartige Hafenanlagen geplant, gewaltig auf. Jetzt vor dem Kriege war sie in ihrem Hafenverkehr Hamburg schon nahe gekommen, wobei freilich zu beachten ist, daß die belgische Zählung mit etwas kleineren Tonnen rechnet und damit zum Vergleich ein wenig zu große Zahlen bringt. Vor Rotterdam, das an der Rheinmündung und gleichzeitig an der der Maas

*) Man vergleiche die Mosel ober- und unterhalb Trier, wo sie ins Rheinische Schiefergebirge eindringt, die Nahe, die so gut wie ganz in den mesozoischen Gest einen ihren Lauf nimmt, mit dem Seraing, dessen Talschlingen ganz an die der Ruhr oder der unteren Mosel erinnern.

gelegen, nach üblichem Schema den größeren Vorteil voraus haben sollte, ist Antwerpen augenscheinlich dadurch begünstigt, daß das unmittelbare, aber ziemlich weit reichende Hinterland, eben Belgien, schon sehr reich ist und von Antwerpen nicht durch breite Wasserlinien sich getrennt sieht. Auch jetzt wie in Napoleons Tagen und in denen Philipps II. ist ein großer Teil des Krieges, besonders auch in seinen diplomatischen Formen, ein Ringen um diese Stadt. England in Antwerpen, wie es Churchill plante, ist ein Fuß im Nacken Europas, viel drückender als England in Calais oder Le Havre. Was aber Antwerpen in der Hand einer von England freien Festlandsmacht bedeutet, das hat ja Napoleon klar ausgesprochen.

Das Wandern der Grenze

Wenn man in diesem Ringen an unserer Westgrenze den Beginn eines neuen Abschnittes in dem immer noch nicht zu Ende gefochtenen Kampfe um



Abb. 8. **Das Vorrücken der französischen Ostgrenze** vom beginnenden Verfall des Deutschen Reiches bis Napoleon I. und ihr Zurückweichen auf den Stand von 1871.

Deutschlands Freiheit und Selbstbestimmungsrecht gegenüber den von Westen kommenden imperialistischen Vorstößen sieht, so ist es gut, sich in einer Skizze die wichtigsten Dauerlagen des Grenzzuges vor Augen zu führen. Vor Cäsar sehen wir germanische Völker am Oberrhein und in den Vorardennen Fuß fassen und sich ausbreiten, ohne daß für uns die Bestimmung einer Grenze möglich wäre. Cäsar, mit dessen Amt ja das Wort Imperialismus in die Welt gekommen ist, wirft das Germanentum bis an den Rhein zurück. Seine Nachfolger sichern im Norden die Rheingrenze und ziehen Südwestdeutschland in das allgemeine Imperium hinein (bis zum Limes). Nachdem dann die Völkerwanderung die germanische Herrschaft bis weithin gebracht hat, bleibt doch germanische Volkssprache hinter den Reichen der Vandalen und Goten sehr erheblich zurück, und fällt wie oben gezeigt, von kleineren Verschiebungen abgesehen, mit der in allen folgenden Jahrhunderten zusammen. Anders steht es mit der Hoheitsgrenze. Die Ehre des Imperiums ist auf den deutschen König übergegangen und weite welschsprechende Landschaften stehen unter seinem Zepter. Mit dem Schwachwerden der Reichsgewalt (16. Jahrhundert) gehen sie und darüber hinweg deutsches Land verloren. Der 30jährige Krieg bringt den Franzosen die Rheingrenze im Süden und bei dem Aufbau Süddeutschlands mit ihr dort den überwiegenden Einfluß. Napoleon verstärkt diesen Einfluß bis zu wirklicher Herrschaft, ganz Süddeutschland wird ein Gebiet an Frankreich angegliederter Kleinstaaten. Im Norden erweitert er Frankreich schließlich bis zur Ostsee (Lübeck). Ebenfalls stößt ein angegliedertes Kleinstaatendeutschland hier an das mächtige Kaiserreich. Der napoleonische Zusammenbruch wirft Frankreich wieder auf den Bestand Ludwigs XVI. zurück, infolge von 1870 muß es seine politische Herrschaft über den letzten unterjochten deutschen Stamm im Elsaß und an der lothringischen Grenze des Rheinlandes aufgeben, ja eine Viertelmillion Französischsprechender kommt, um den Zug der Grenze rund zu machen, unter deutsche Abhängigkeit. Weiter im Norden löst sich freiwillig Luxemburg politisch ganz aus der Zugehörigkeit zu seinem östlichen Nachbar, doch bleibt es mit ihm wirtschaftlich in allerengster Verbindung. Belgien wird das Feld heftiger, wenn auch in vielen Formen unter der Oberfläche spielender Kämpfe zwischen Deutschtum und Welschtum. Welches Schicksal wird dem Lande der deutsch-französischen Auseinandersetzungen dieser Krieg einst bringen? Wird es gelingen, Deutschtum und Welschtum so zum Ausgleich zu bringen, daß diese ewige Wundnaht Europas nicht mehr dem Ausbeuter jenseits der Nordsee für seine Pläne dienen kann? Wer weiß es?

Paris und das Ruhrkohlenbecken

Eine kriegsgeographische Erscheinung, die nicht übersehen werden darf, ist schließlich die Lage wesentlichster für die Erhaltung und Gesundheit des Gesamtstaates unbedingt nötiger Landesteile verhältnismäßig nahe an der Grenze. Es sind dies in erster Linie in Frankreich das Seine-Becken mit Paris, in Deutschland das Ruhrkohlengebiet.

Das Seinebecken ist gleichzeitig die Herzlandschaft Frankreichs. Aber die Lage von Paris ist mathematisch betrachtet stark exzentrisch. Der Mittel-

punkt Frankreichs liegt etwa bei Bourges. Dorthin hat auch einmal der französische Konvent die Regierung Frankreichs zu verlegen geplant, entsprechend den Konstruktionen der sogenannten reinen Geographie, der Frankreich die Zerreißung seiner alten, geschichtlich gewordenen, also durch die Natur des Volkes und Landes bedingten Provinzen verdankte und ihren Ersatz durch nach Flüssen und Bergen abgegrenzte willkürlich geschnittene Departements. Im Falle Paris-Bourges blieben Vernunft und Natur Siegerin, also wie man weiß, Paris die Hauptstadt. Seine Lage in dem weiten sogenannten Pariser Becken ist für sein Aufkommen das wesentlichste. Wie ineinandergelegte, immer kleinere Teller folgen sich von den Vogesen, den Ardennen, der Auvergne und der Bretagne her die mittleren und jüngeren Glieder unserer geologischen Formationen, vom Buntsandstein bis zum Tertiär. Fast im Mittelpunkte des obersten Tellers liegt Paris. Hier ist das große Sammelbecken der Flüsse, die die untere Seine speisen. Damit liegt auch hier der Punkt, wo die den Flüssen folgenden Verkehrslinien sternförmig zusammenlaufen. Keine Stadt Frankreichs hat eine entfernt ähnlich zusammenfassende Lage. Und das um so mehr, als gerade hier etwa, genauer bei Fontainebleau, die Seine sich dem Loiregebiet am meisten nähert und damit enge Beziehungen zum fruchtbaren Südwesten bekommt. Auch nach dem Südosten, dem Rhonegebiet, ist der Zugang Seine- oder Yonneaufwärts über die Hochfläche von Langres nicht unbequem.

Bei allen diesen Lagevorzügen für den Zusammenschluß Frankreichs in Paris hat man aber die Nähe der östlichen und der Kanalgrenzen im Auge zu behalten. Der Zwang, sich gegenüber dem englischen Feinde zu behaupten, wollte man als Nationalstaat bestehen bleiben, die bittere Notwendigkeit, Paris den Engländern wieder abjagen zu müssen, als es verlorengegangen war, sind entscheidende Dinge in der Geschichte des Zusammenhangs Frankreichs mit seiner Hauptstadt gewesen. Dem östlichen Nachbar aber gegenüber, dem man sich seit Ludwig XIV. so überlegen fühlte, saß man in Paris unweit der Grenze und fand Übergriffe um so verlockender. Dann hat sich der Spieß umgedreht, 1814/15 und wiederum 1870/71 war der Weg nach der Hauptstadt für uns Deutsche nicht allzu weit, und in ihr konnte das Haupt des Widerstandes gebrochen werden. Auch August 1914 ist es augenscheinlich der Plan der deutschen Heeresleitung gewesen, wie im Sturmwind Paris zu nehmen, dadurch den Feindesring zu sprengen und schnell den Festlandskrieg zum Glück für alle Welt mit Ausnahme der englischen und russischen Verschwörer niederzuschlagen.

Ebenso wie Paris liegt das rheinisch-westfälische Industriegebiet unweit der deutschen Grenze, östlich von ihr. Holland und Belgien, ja zum Teil die Nordsee, trennen es von den Feinden, und ein Feind am Niederrhein oder in Lüttich wäre verhängnisvoll. Ist das Industriegebiet auch nicht die Hauptstadt Deutschlands — auch Berlin ist ja nicht Hauptstadt in dem Sinne wie Paris — so ist doch gerade dort ungestörte wirtschaftliche Arbeit zur Gesunderhaltung des inneren Lebens der Nation wie zur Herstellung unserer Abwehrwaffen unbedingt nötig. Dieser Sachverhalt zeigt den entscheidenden Zwang für uns, gleich zu Anfang den Krieg so schnell wie möglich über das von England gekaufte Belgien weit von unseren Landesgrenzen hinwegzutragen, von einer neuen Seite.

II.

An der Ostgrenze

Zwischen Europa und Asien

Sehr verschieden von den Verhältnissen an unserer Westgrenze liegen die im Osten. Das erste, was uns beim Betrachten der Karte auffällt, ist die wachsende Raumgröße. Europa, diese vielgliedrige, große westliche Halbinsel des asiatischen Kontinents oder von Eurasien, wie die Amerikaner sagen, verwächst in immer breiterer Fläche mit den ungeheuren Weiten des Ostens. Schon die Einschnürung zwischen dem Kanal und dem Golf von Lion übertrifft die zwischen dem Golf von Biskaya und dem Mittelmeer bedeutend, aber von Hamburg nach Triest oder erst recht von Danzig nach Odessa werden die Strecken immer länger, um gleich jenseits der Reichsgrenze durch Abbiegen der Ostseeküste nach Norden, der des Schwarzen Meeres nach Südosten gar erst ins Ungemessene sich zu steigern. So hat denn das deutsche Volk gegen Westen hin auf scharf begrenztem Raum, der durch die Alpen noch bedeutend verschmälert ist, seine Kämpfe mit dem französischen Welschtum auszufechten gehabt. Gegensätze, Ansprüche, Erfolge und Rückschläge, sie alle haben einen Zug von Bestimmtheit aufzuweisen. Als deutlichstes Zeichen kann wohl dafür gelten, daß es kaum eine einzige Sprachinsel im eigentlichen Sinne des Wortes an unseren Westgrenzen gibt.

Wie anders im Osten! Eine von den beliebten Sprachenkarten über die andere aus jenen Gebieten, aus der Provinz Posen so gut wie aus der Bukowina oder Süd-Ungarn oder irgend einem dazwischen liegenden Landstrich zeigt uns ein wirres Bild von Ansiedlungen, deren Bewohner sich der verschiedensten Muttersprachen bedienen. Dieses Bild beherrscht auf dem ganzen breiten Streifen die Karte, die zwischen den geschlossenen Wohnsitzen des deutschen Volkes und denen der Moskowiter liegt. Hier ist irgend etwas nicht in Ordnung, das fühlen wir. Dieses vielsprachige Durcheinander, oft bis ins kleinste, in die einzelne Dorfschaft hinein, kann nicht mehr für die Dauer so bleiben, ohne daß wir gleich begreifen können, wie es hat entstehen und sich so lange halten können, und ohne daß wir eine einfache Formel dafür zu finden wüßten, wie es zu beseitigen wäre.

Die Hauptursache dieser buntscheckigen Mannigfaltigkeit liegt in dem eigenartigen Verlauf der deutschen Kolonisation nach Osten. Als sich das deutsche Volk in den ersten Jahrhunderten des 2. Jahrtausends n. Chr. genügend politisch und wirtschaftlich erstarkt sah, hat es sich der Tatsache gegenüber gefunden, weite Gebiete im Osten vor seinen Sitzen zu haben, die viel schwächer besiedelt waren und für die Aufnahme der höheren deutschen Kultur durchaus bereit. In verschiedenen Formen, die im einzelnen bei den betreffenden Landschaften zu erwähnen sein würden, hat sich dann dieses Eindringen deutschen Volkstums und deutscher Kultur im Osten vollzogen. Der Vorgang ist einigermaßen vergleichbar mit der Westwärtsbewegung der Amerikaner im 19. Jahrhundert über die Prärien und das Felsengebirge bis zum fernen Meere hin. Nur ist von vornherein der Unterschied bedeutungsvoll, daß die Indianer und die kleinen spanischen Städtchen des fernen amerikanischen Westens gegenüber der amerikanischen

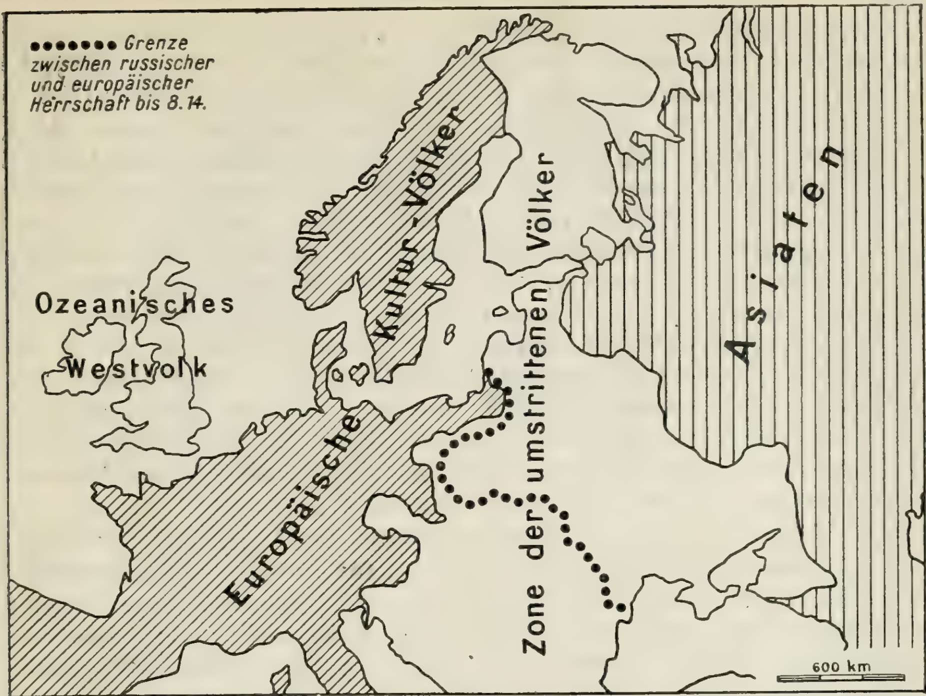


Abb. 10. **Zur moskowitischen Herrschaft über Völker europäischer Kultur.**

Volkswelle doch immerhin an Zahl und Widerstandskraft sehr viel weniger ins Gewicht gefallen sind als die östlichen alten Grenznachbarn der Deutschen im Mittelalter. Dadurch hat die deutsche Kolonisation nach Osten hin es von Anbeginn schwerer gehabt und hat nicht so große Gebiete zu erfassen und zu durchdringen vermocht. Als dann die politische Kraft Deutschlands im späteren Mittelalter zurückging, ist die Kolonisationstätigkeit ebenfalls zum Abschluß gekommen. Die Pflanzstätten deutscher Sprache und Kultur blieben je weiter draußen, um so mehr auf sich selbst angewiesen, von fremdem Volkstum umbrandet, das nicht selten, durch deutsches Blut verstärkt, erst dadurch die Kraft gewonnen hatte, seinerseits angriffsweise vorzugehen. In den Jahrhunderten politischer Ohnmacht hat es aber trotzdem nicht ganz an weiteren deutschen Neusiedelungen im Osten gefehlt. Die Zuverlässigkeit des deutschen Bauern hat es ja an so vielen Stellen in der Welt mit sich gebracht, daß seine Ansiedlung auch von nicht-deutschen Regierungen als höchst willkommen angesehen worden ist. So sehen wir denn im 18. Jahrhundert die Kaiserin Katharina II. von Rußland in weitem Umfange auf dem ehemals türkischen Boden Südrußlands und an der mittleren Wolga deutsche Dörfer anlegen, ganz gewiß nicht, wiewohl sie selbst eine Deutsche war, um eine Eindeutschung Rußlands vorzubereiten. Andererseits kann man bei der Gründung der deutschen Dörfer in der Osthälfte des Donaustaates unter Joseph II. sehr wohl an eine bewußte Stärkung des Deutschtums denken. Eine neue Form deutscher Durchdringung des östlichen Landes bis in

die Moskauer Gegend hin hat dann die Zeit bis zum jetzigen Kriege gebracht. Der deutsche Unternehmer, der deutsche Kaufmann ziehen den Industriellen, den Gelehrten, den gelernten Arbeiter, den Mann im Gasthofsgewerbe hinter sich her, die alte deutsch-jüdische Einwanderung aus dem Mittelalter hat mit ihrem Jüdisch-Deutschen (Jiddisch) eine Vermittlungssprache hervorgebracht und bis heute erhalten, durch die die Verständigung mit der großen Menge slawischsprechenden Volkes wesentlich erleichtert worden ist. Jedenfalls ist die wirtschaftliche Stellung der Deutschen, man kann beinahe sagen im ganzen russischen Reiche, ungemein stark gewesen, und man kann es vom Standpunkte des Russen aus immerhin begreifen, wenn er den jetzigen Krieg als einen Befreiungskrieg von einem übermächtigen deutschen Druck ansieht. Nur ist sehr zu bezweifeln, ob dieser Krieg das geeignete Mittel für solchen Zweck sein kann. Das richtige Mittel würde vermutlich Fleiß und größerer Ordnungssinn des Russen selber sein, während er jetzt nur die Wahl haben wird, ob der alte deutsche Wirtschaftsdruck sich wieder erneuert, oder der unbedenklichere, für ein Volk viel verhängnisvollere englische Druck sich an seine Stelle setzen soll.

Wir sehen im Osten die Sitze des deutschen Volkes nicht mit geschlossener Grenze dahinziehen, sondern in tausendfache Splitter aufgelöst. Ursache ist die ursprünglich kräftig einsetzende und dann infolge ungünstiger politischer Entwicklung ins Stocken geratene koloniale Ausbreitung Deutschlands im Mittelalter. Nach Wiederzusammenschluß des deutschen Volkes und damit erreichter Wiedererstarkung macht sich ein erneuter Druck nach Osten bemerkbar, der sich als wirtschaftlicher Druck bezeichnen läßt und ein Glied in der Ursachenkette des Weltkrieges ist.

Der bisherige Grenzverlauf

Die Strecke von der Weichsel- zur Donaumündung ist so lang, daß wesentliche Unterabteilungen auf ihr sich höchstwahrscheinlich feststellen lassen werden. So ist es auch. Von der Ostsee bis zu den ersten Karpathenhöhen haben wir Tiefland. Außer den Flüssen, die das Land quer durchsetzen, allerlei Sumpfstrecken und Seenplatten, gibt es keine größeren Hindernisse für die Züge von Völkern und Heeren von Osten nach Westen oder umgekehrt. Was von Osten kommt, muß sich auf immer schmalerer Grundlinie zusammendrängen. Aber freilich haben wir außer dem Mongolensturm, der bis Walstatt kam, und den Russeneinbrüchen im Siebenjährigen Krieg, die bis zur Oder reichten, eine kurze Besetzung Berlins durch ein Streifkorps abgerechnet, von keinem gelungenen Zuge nach dem Westen Kunde. Wer von Westen kommt, erliegt der Gefahr, sich zu weit ausdehnen zu müssen oder umflügelt zu werden. So sind denn auch umgekehrt sowohl Karl XII. wie Napoleon mit ihren Vorstößen gescheitert, so haben unsere so viel größeren Heere an einer Front Halt gemacht, die sie noch auszufüllen hoffen konnten. Unbestimmt und unentschieden sind auch alle Grenzfestsetzungen geblieben, die sich auf diesem Gebiet gezeigt haben. Auch die scheinbar so scharf gezeichnete Grenze Ostpreußens — wer kennt nicht den liegenden Hühnerkopf von seinen ersten Geographiestunden an — hat sich gerade in diesem Kriege als be-

sonders naturwidrig erwiesen und verdankt ihre lange Beständigkeit auf unserer Seite der Entlegenheit schon dieser Gegenden vom deutschen Kulturzentrum und dem wenig wünschenswerten Zustande des jenseits der Grenze gelegenen Landes auf der anderen Seite, erst auf lange Zeit der Schwäche Polens, dann der „traditionellen" Freundschaft Rußlands und Preußens im 19. Jahrhundert.

Von den Karpathen an beginnt ein ganz neuer Abschnitt der Grenzlandschaften. Die Welt der europäischen Mittelgebirge dringt mit dem Karpathenbogen weit nach Osten vor. In seinem Schutz hat sich auf beiden Seiten der Donau von deutschen Marken im Westen aus, Österreich und Steiermark, der Donaustaat entwickeln können. Hierbei ist die räumliche Zusammenfassung nach Osten hin durch den Karpathenbogen auch insofern sehr wesentlich, als er in den ungarischen Tiefebenen große Landflächen einschloß. Sie sind von in der Hauptsache nicht-deutschem Volkstum erfüllt, und ihre Eindeutschung, wenn sie versucht sein sollte, ist nicht gelungen, es ist vielmehr zu der Bildung des politisch sehr selbstbewußten madjarischen Volkes gekommen. Aber auch dieses hat sich an Volkskraft bisher zu schwach erwiesen, um den ganzen Innenraum auszufüllen. Nirgends in der Welt gibt es ein Reich wie Österreich-Ungarn, dessen sprachlich so weit auseinander tretende Bürger doch durch den Zwang geographischer Verhältnisse, in erster Linie Karpathenbogen und Donau, allen auseinander strebenden Wollungen zum Trotz so deutlich sichtbar fest zusammengehalten werden.

Nach Norden und Nordosten hat sich das Reich auch das Glacis seiner Karpathen-Naturfestung in Galizien und der Bukowina zu sichern gewußt, während auf dem letzten Abschnitt die siebenbürgisch-rumänische Grenze auf dem Hauptkamme entlang zieht, ein an die Vogesen erinnernder Zustand.

Hiermit sind wir schon an der Südostecke des kämpfenden Mitteleuropas angelangt. An ihr treten Beziehungen der Mittelmächte, des Mitteleuropas Naumanns, zum Südosten Europas neu hinzu, für die die Betrachtung zurückgestellt werden kann.

Wir dürfen aber bei unserer Abwanderung der Ostgrenze vor allem jene große Macht nicht vergessen, die etwa in der Mitte des 15. Jahrhunderts so weit erstarkt gewesen ist, daß sie auf ganz anderer Grundlage als die übrigen Großmächte, auf der Grundlage einer großen, gleichmäßigen, innerkontinentalen Fläche, angriffslüstern wie nie eine europäische Macht zuvor, über ihre Grenzen greifen konnte, Rußlands oder des Moskowitischen Reichs. Dieser kontinentale Ursprung Rußlands auf von Anfang an großer Fläche hat drei für die Geschicke des eigenen Reichs wie der Nachbarn wesentliche Eigenheiten gezeigt. Die Größe des Reiches hat mit Menschenmassen zu arbeiten gestattet, die es in seinen Kriegen hoffnungsvoll machten, kulturellen Tiefstand gegenüber dem Feinde durch die Stärke der aufgebrachten Heere auszugleichen. Einflüsse älterer Kultur sind aus dem Süden von den Byzantinern und nicht vom Abendlande her aus Rom und über Deutschland gekommen. Dadurch ist äußerlich wie innerlich der alte Riß in der Kirche, der Rom und den Orient einst getrennt hatte, in vertiefterer Form wieder aufgelebt und zeigt sich nun in der anderen Schrift, im anderen Kalender, ebenso wie in einer durchgängig anderen Seelenstellung des Volkes. Drittens hat der Kontinentalkoloß zwar an seinen

Grenzen stets kleinere und schwächere Staaten gefunden, ist trotzdem aber nicht bis zum freien Weltmeer vorgedrungen, nach dessen Küsten sein Streben geht (s. o.). Die beiden Meere in Europa, deren Herrschaft zu gewinnen für Rußland als Aufgabe vorschweben kann, sind die Ostsee und das östliche Mittelmeer. Sie flankieren, das Mittelmeer allerdings in einiger Entfernung, den Grenzstreifen, dessen Behandlung uns augenblicklich obliegt. Es wird daher nötig sein, bei seiner weiteren Besprechung auch auf sie gelegentlich den Blick zu werfen, wenn auch die Ostsee und der Süden noch eine eigene Besprechung verdienen.

Die Ostsee im besonderen macht sich geltend bei all den Vorgängen, die sich auf dem Grenzgebiet zwischen Deutschland und Rußland abspielen, und mit denen wir uns jetzt genauer befassen müssen. Wir können dieses Grenzgebiet ungefähr zusammenfallen lassen mit all dem Land, das seit dem August 1914 vom Kriege unmittelbar betroffen worden ist, oder wenigstens noch nahe daran grenzt oder das Ziel künftiger kriegerischer Ereignisse sein könnte. Das wären unsere vier östlichen Provinzen, alles besetzte Land bis zu unseren Schützengräben, darüber hinaus Ostgalizien, Wolhynien und im Norden Livland und Estland.

Auf dem Boden des alten Polenreichs

Zwei politische seitdem verschwundene Mächte haben hier ihre Spuren hinterlassen, das Königreich Polen-Litauen und das Deutsche Ordensland der baltischen Provinzen.*) Daß beide einst wirkliche Mächte gewesen sind, beeinflußt noch heute das politische Geschehen wie die Wünsche des einzelnen; denn sind sie auch verschwunden, so ist doch dem Boden, den sie besaßen, und dem Volke, über das sie geboten, so stark ihre Eigenart aufgedrückt, daß jede künftige Gestaltung mit ihrem einstigen Vorhandensein wird rechnen müssen. Im großen gesehen handelt es sich hierbei um die Tatsache, daß mehr im Süden von der Warte bis zum Bug und von den Karpathen bis zum Masurenland das polnische Volk seinen Sitz hat und sich gegenüber Deutschtum wie Russentum bemerkenswert abhebt. Es hat seine eigene Geschichte und Tradition; stolze Bauten halten die Erinnerung an sie aufrecht, in Krakau wie in Warschau, ja bis nach Wilna hinauf, wo die polnische Sprache erlischt. Von den Russen trennt sie ihre Zugehörigkeit zur abendländischen Kirche, und ihre slawische Sprache wird mit lateinischen Lettern geschrieben. Sie haben eben ihre Kultur, mag sie für uns fremdartige, an die Steppe erinnernde Gewohnheiten haben, von Westen bekommen. Und daß sie mit den Deutschen zusammen Wien von den Türken befreit, daß die sächsischen Wettiner auf ihrem Thron gesessen, knüpft sie nur noch enger an die westliche Welt. Von den Deutschen trennt sie der große Gegensatz der Sprache, im Norden meistens auch der der angrenzenden Konfession. So wollen die Masuren Ostpreußens nicht gern für Polen gelten, und die katholischen Bamberger-Dörfer um Posen haben mitten im 19. Jahrhundert unter preußischer Regierung ihr Deutsch verlernt. Von den Deutschen trennt aber auch die Polen

*) Als dritte ist die Ukraine zu nennen, deren volle politische Selbständigkeit allerdings teils weit zurückliegt, teils umstritten war.

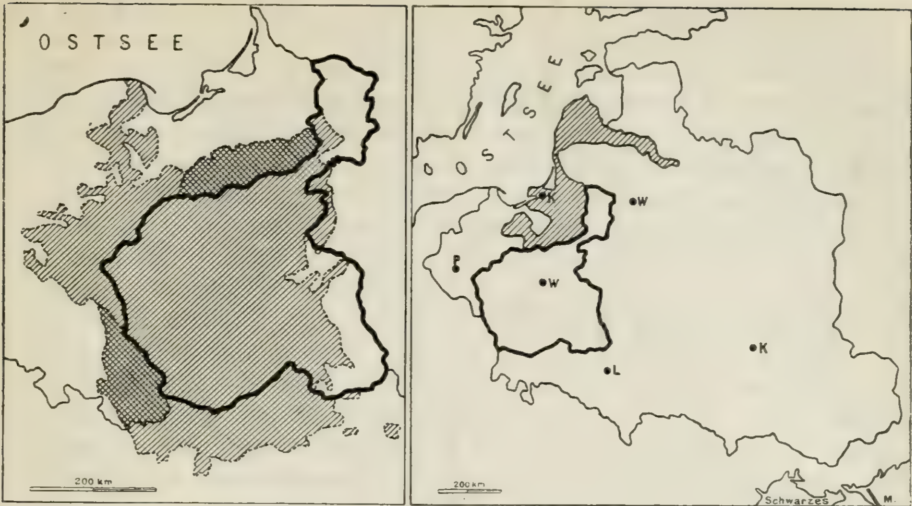


Abb. 11.

1. **Kongreßpolen** (Weichselgouvernements). Schraffiert = Gebiet mit polnischer Mehrheit; doppelt schraff. = Masuren und Oberschlesier.

2. **Polnisches Reich um 1600.** Schraffiert = Lehnsländer; mit dicker Linie umzogen = Kongreßpolen.

im sogenannten Kongreßpolen, d. h. in dem 1815 zu Rußland geschlagenen größten Teil des polnischen Sprachgebietes, daß sie in einem Jahrhundert russischer Herrschaft allmählich ziemlich stark auf russische Kulturhöhe herabgedrückt worden sind. Im Gegensatz dazu erfreuen sich die österreichischen Polen um Krakau einer politisch glänzenden Stellung und haben die preußischen Polen von dem wirtschaftlichen Aufschwunge im Deutschen Reich ihren gemessenen Anteil bekommen. Es ist nicht unsere Aufgabe, eine Lösung zu finden, wie diese drei sehr verschiedenen Teile des polnischen Volkes, die politisch einflußreichen, etwas verwöhnten Polen Galiziens, die straff organisierten und bei ihren Sitzen für den preußischen Staat unbedingt notwendigen Polen im Deutschen Reich und die heruntergewirtschaftete Welt der russischen Polen, künftighin so zusammenzubringen sein werden, daß politisch mögliche und dem Volksempfinden entsprechende Bildungen dabei entstehen. Hier wollen wir nur feststellen, daß die einstige Aufteilung Polens, deren Beginn bald 1½ Jahrhundert zurückliegt, innerhalb des polnischen Volkes doch recht erhebliche Gegensätze sich hat entwickeln lassen, und diese im allgemeinen darin bestehen, daß die preußisch-österreichischen Anteile der höheren Kultur erhalten geblieben sind, ja besonders im preußischen aus der „polnischen Wirtschaft" herausgezogen wurden, während der größte Teil in russischen Händen dem völkischen Verfall bis zum Ausbruch dieses Krieges hat entgegengehen müssen. Wenn man daran denkt, daß Friedrich der Große und Joseph II. wie Leopold II. gewiß waren, das ganze Polenreich würde von Rußland verschluckt werden, wenn sie nicht eingriffen, so ist diese Erhaltung der westlichen Teile des Polenvolkes für höhere Kultur schon ausreichend, ihre Politik zu rechtfertigen, wenn nicht die allerhöchste Rechtfertigung

in dem notwendigen Schutze ihrer eigenen Länder gegen die eindringende Hochflut des östlichen Barbarentums es gewesen wäre.

Wenn man die Karte, die den Verlauf der jetzigen Kampfgrenze im Osten zeigt, betrachtet, so hat man gewiß den Eindruck größerer Natürlichkeit. Sie hat wohl nicht ganz die Linie erreicht, die als wünschenswertestes Ziel unserer Obersten Heeresleitung vorgeschwebt haben mag, aber sie zeigt doch eine viel gesundere Abgrenzung Mitteleuropas gegenüber den Moskowitern. Das wird um so deutlicher, je mehr man mit ihr die alte Grenze und ihre Entstehung vergleicht; denn diese greift mit Kongreßpolen wie ein Angriffskeil zwischen Ostpreußen und Galizien weit nach Westen hinein, und als solcher ist er auch von der russischen Heeresleitung schon im Frieden verwendet worden. Die eigentümliche Natur des Landes und ihres Flußsystems hatte die Anlage eines Befestigungsgürtels möglich gemacht, der als Bedrohung für den Westen äußerst wirksam war, während er andererseits zur Sicherung des weiten Reiches im allgemeinen nur so weit dienen konnte, als die Hoffnung bestand, auf ihn gestützt, würde man von Anbeginn den Krieg in Feindesland tragen können. Das Wesentliche dieses Festungsgürtels ist folgendes: der breite Bogen der Weichsel bietet eine erste Linie zu Anlagen dar, der Bug dahinter eine zweite, weiter zurückgelegene, der Narew sichert die rechte Flanke, was um so wichtiger ist, als der gefürchtetere Feind von dort aus drohte. Andererseits ist die Nähe der See verlockend, das Abkneifen Ostpreußens durch einen ernstlich geführten Stoß von Süden her auf die Weichselmündung ein sehr erstrebenswertes Ziel. Die Art der Anlagen, ganz im Gegensatz zu den meisten auf Felsengrund gestützten Festungen im Westen, nutzt weite Sumpflinien und Wasserläufe aus, wie das eben der Natur des Landes entspricht. Die einzelnen festen Plätze sind durch die Vorgänge des Kriegssommers 1915 in aller Munde und auf beifolgender Skizze noch einmal vor Augen geführt. Man sieht die ganz überragende Stelle, wo sich Bug, Narew und Weichsel nähern und schließlich zusammenfließen. Hier ist der Natur des Landes entsprechend die Entscheidung über seinen Besitz gefallen, wie vcn hier aus auch in früheren Zeiten die Oberhoheit der polnischen Könige ausgestrahlt ist. Jenseits des Bug und von Brest-Litowsk beginnt das unsichere Wasserscheidengebiet zwischen Ostsee und Schwarzem Meer, das uns als Pripjet-Sümpfe am meisten geläufig zu

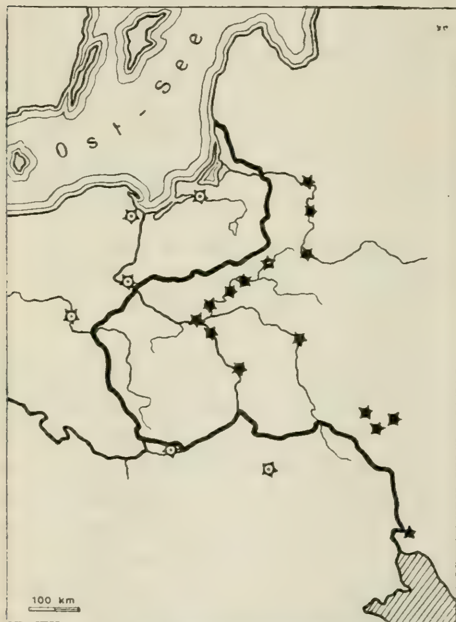


Abb. 12. **Die Festungsfront hinter der russischen Grenze.**

sein pflegt und das jetzt meist als Polesz je bezeichnet zu werden pflegt. Seine weite Ausdehnung, so viel auch letzthin zur Entwässerung getan ist*), hat die Sitze der Polen von Innerrußland zu allen Zeiten sehr gut abgehoben, und bis zu diesem Kriege haben Heerzüge die Sümpfe in Norden und Süden umgangen. Wenn auch eine mit französischem Gelde erbaute strategische Bahn Brest-Litowsk quer durch die Sümpfe mit dem Innern Rußlands verbindet, so sind doch auch jetzt noch die Hauptverbindungsgebiete im Norden durch Litauen, im Süden durch Wolhynien geblieben. Hier ist von den Russen der polnische Festungsgürtel nach Norden und Südosten herumschwenkend, weitergeführt worden. Im Norden hat die Memellinie auf ihrer südnördlichen Strecke sehr gute Dienste geleistet und hat die bekannten Festungen an ihren Ufern entstehen und ausbauen sehen. Im Süden, in Wolhynien, hat nicht einer, sondern eine ganze Reihe nordsüdlich zum Dnjestr gerichteten Flüsse und der Übergang ins Poleszjegebiet den Riegel nach dem Innern festzumachen sehr erleichtert. Daß die Russen aus dem äußersten Ostgalizien, Tarnopol, zurzeit nicht verdrängt sind und dementsprechend auch Rowno in Wolhynien in ihrer Hand geblieben, hängt wohl mit dieser eigentümlichen Beschaffenheit des Landes zusammen, die in ganz Ostgalizien und dem nördlichen Vorland — beide sind nur durch eine willkürlich gezogene Linie getrennt — eine Reihenfolge von nordsüdlich gerichteten gewundenen Flußtälern zeigt, die eine alte einheitliche Platte zerschnitten haben, nun aber jedem Verteidiger ungewöhnliche Vorteile, jedem Angreifer große Schwierigkeiten bereiten.

Ehe wir uns den Landschaften weiter im Nordosten zuwenden, müssen wir die auf unserer und österreichischer Seite Kongreßpolen umgebenden Gebiete noch kurz ins Auge fassen. Auch sie sind ja zum Teil kriegsbetroffen, zum Teil wenigstens dieser Gefahr sehr ausgesetzt gewesen. Außerdem boten sie die erklärten Kriegsziele der Russen dar. Denn *Errichtung eines Gesamtpolens*, natürlich *unter russischem Protektorat*, also *Zerstörung des polnischen Volkstums* auch auf preußischem und österreichischem Boden, ist ja als eingestandene Aufgabe ausgesprochen worden. Bei dem Durcheinander der Wohnsitze würde ein russischer Sieger also so weit die polnische Zunge reicht, wieviel Deutsche auch dazwischen sitzen, die Grenze haben ziehen können. Das bedeutet, Westpreußen, Posen und Oberschlesien bis über Oppeln hinaus wären vom preußischen Staat abzutrennen gewesen, ganz Galizien vom österreichischen. Es kann nur ein Zweifel bestehen, ob „das Prinzip der Nationalität“ auch für das fast rein-deutsche Ostpreußen so einfach anzuwenden gewesen wäre. Aber die Methoden, die die Russen schon bei ihrem ersten Einfall in die Provinz gebraucht haben, geben einen deutlichen Wink, wie leicht der Schwierigkeit aus dem Wege zu gehen gewesen wäre, waren doch die einziehenden Kosaken zum Teil schon in der Lage,

*) Das Sumpfgebiet reicht ungefähr von Brest-Litowsk bis Mohilew und Kijew und hat etwa 80000 qkm Fläche (> Bayern). Seit 1874 sind bis 1905 über 5000 km Entwässerungskanäle gebaut worden, wodurch etwa 25 % Ackerland und so viel Wiesen geschaffen sind, daß die Sumpffläche nur etwa 1/3 der ehemaligen ausmacht. Der Wert des neuen Ackerlandes hat sich bei angeblich 11½ Millionen Mark Kosten von 32 Millionen auf 350 Millionen gehoben.

die Gehöfte zu bestimmen, die sie als Eigentum festzuhalten gesonnen waren. Wir haben dann Anfang Januar 1915 jene große Entsiedlung der deutschen Bauernschaften in Rußland gesehen, und im Sommer die Formen, in denen die Polen landflüchtig gemacht worden sind, um zu begreifen, wie einfach es für die Russen ist, ein deutsches Land wie Ostpreußen, wenn sie es in der Hand haben, in eine ihren Muschiks zur Verfügung stehende Wüste zu verwandeln.

Die westpreußische Frage ist anders. Westpreußen ist das Land der unteren Weichsel. Kongreßpolen ist sein natürliches Hinterland. Daß beide seit über einem Jahrhundert durch politische Grenzen voneinander getrennt sind, ist eine wirtschaftliche Unregelmäßigkeit, die sich alle Zeit seither als Spannung fühlbar gemacht hat. Thorn und Danzig haben unter dieser Abschneidung ihres Hinterlandes nicht zur vollen Blüte kommen können. Das polnische Land dahinter hat sich in seinen natürlichen Bedingungen beschränkt gefühlt, und es ist nur mit Mühe an das Wirtschaftswesen des weiten Ostens angeknüpft worden. Freilich bis zum Kriege waren gewisse so entstandene Bande von nicht geringer Kraft vorhanden. Da der industrielle europäische Westen von Rußland durch hohe Zollgrenzen abgesperrt war, ist er in Gestalt der Stadt Lodz gewissermaßen über die Grenze gesprungen und hat sich in der fast unnatürlichen Bildung dieser Stadt, der für ihre Industrie die ganze unendliche Weite Rußlands offen stand, entwickelt. Aber der Pole empfindet Lodz als eine ihm nichts nutzende fremde Wucherpflanze auf seinem Boden, die nur dem Deutschen und dem Juden Gedeihen bringt. Und ob der Deutsche in Lodz, dessen Reichtum aus seiner Vorzugsstellung gegenüber Rußlands Märkten erwachsen ist, und der sich nun abgeschnitten sieht, ein vollwertiger zuverlässiger Pionier für die Ausbreitung des Deutschtums ist, wird man abzuwarten haben. So bleibt es dabei, daß Polen und Westpreußen zueinander gehören, mindestens wirtschaftlich. Diese Zusammengehörigkeit hat es ja auch mit sich gebracht, daß, als die Kraft des Deutschen Ordens infolge der Niederlage bei Tannenberg 1410 zusammengebrochen war, sich auf die Dauer nicht alles von ihm eroberte und besetzte Land halten ließ, das erstarkte Polen Westpreußen als sein Ausgangsland zur Ostsee in Besitz genommen hat, während es dem abgelegenen Ostpreußen einen gewissen Grad von Freiheit gestattete.

Nach Südwesten schließt sich an Westpreußen unsere Provinz Posen. Hier ist der Zwang einer wirtschaftlichen Notwendigkeit wie im Weichsellande nicht vorhanden. Das Warteland kann grundsätzlich mit jedem anderen Lande zusammengefaßt werden, an das es stößt. Es ist so recht ein Zwischenland, zwischen Berlin und Warschau, zwischen Schlesien und Pommern. Aber es weist völkisch insofern einen besonderen Zug auf, als es von der deutschen mittelalterlichen Einwanderung weniger ergriffen worden ist, als die Länder an der Ostsee und an der oberen Oder, Pommern und Schlesien. Was an Deutschen durch die polnischen Könige hierher gerufen worden ist, das hat wohl sein Deutschtum im wesentlichen in allen polnischen Zeiten behalten, aber nicht herrschend machen können. Umgekehrt hat der Erzbischof-Primas von Polen, der gesetzliche Regent des Landes vor jeder Königswahl, in Posen bzw. in

Gnesen seinen Sitz gehabt und für den polnischen Charakter des Landes viel bedeutet. Die Frage der endgültigen polnisch-deutschen Verständigung hat daher nicht wie in Westpreußen hauptsächlich einen wirtschaftsgeographischen Charakter, sondern einen historisch begründeten. Und sprechen wir es ruhig einmal aus, im Falle eines russischen Sieges würde erst das Deutschtum hier überall unter russischer Herrschaft auf die Knie gebracht werden zugunsten des Polentums, und dann dieses in jenen Formen, mit denen im Gouvernement Warschau verfahren worden ist, verrußt werden. Wie die Dinge aber jetzt stehen, und da uns und unsern Verbündeten an der Donau voraussichtlich die Sorge für die Zukunft des gesamten polnischen Volkes auf die Seele gelegt sein wird, werden wir der Aufgabe ernsthaft näher treten müssen: Wie ist diesem unglücklichen und zerrissenen Volke innerhalb der Gesamtkultur Mitteleuropas zu einer seinen besten Anlagen entsprechenden Blüte zu verhelfen, die uns Deutsche im übrigen vor weiteren Angriffen von Osten schützt und den Notwendigkeiten unseres Volkstums nicht zu nahe tritt? Innerhalb des kleinen Gesichtskreises, der an unseren Landesgrenzen Halt zu machen pflegte, ist vielleicht unsere bisherige Auffassung der Polenfrage auch nicht ohne Kleinheit gewesen. Die Furcht, irgendwo und irgendwann von Polen überflügelt zu werden, das ängstliche Nachrechnen kleiner statistischer Verschiebungen, die Sorgen über die Stadtväterversammlungen unbedeutender Provinzialstädte und was es dgl. mehr ist, haben einen solchen Zug ins kleine nicht ganz verleugnet. Wenn die Größenstellung, mit der unser Volk nach diesem Kriege vor der Menschheit sich zeigen wird, erst von jedem einzelnen Deutschen innerlich empfunden ist, dann wird solche Angst vor polnischer Aufsaugung weit von ihm gewichen sein.*) Gerade aber daß der Pole in der Art unserer Stellung zu ihm bis dahin Angst und Sorge wittern mußte, hat ihn verhindert, dem großen Mächtigen, dem seine Weltgeschicke nun einmal mit anvertraut sind, seinerseits Vertrauen entgegenzubringen, so sehr er in dem Jahrhundert preußischer Zugehörigkeit wirtschaftlich und kulturell hat vorwärts kommen können.

Die letzte preußische Provinz, die an Polen grenzt, ist Schlesien. Ihr südöstliches Drittel wird, stark mit Deutschen durchsetzt, von polnisch sprechendem Volk erfüllt. Aber diese sind seit vielen Jahrhunderten nicht mit dem übrigen Polenland verbunden gewesen. Sie haben sich ausgesprochen als Schlesier, Österreicher, Preußen gefühlt. Unter den oberschlesischen Volksliedern polnischer Mundart sind in den Freiheitskriegen entstandene, ausgesprochen preußisch-nationale durchaus keine Seltenheit. Erst die moderne Entwicklung hat Ansätze eines Nationalpolonismus in das Land getragen, nicht zum geringsten Teil durch Ungeschicktheiten auf dem Gebiete der Kirche und Schule mit verschuldet, während die überwiegende Volksmasse noch immer durch ihre Anhänglichkeit an die Zentrumspartei dartut, daß sie zwischen sich und den Bewohnern des ehemaligen Königreichs Polen politisch einen Strich zu machen gesonnen blieb.

*) Dies wird um so sicherer geschehen, je mehr sich die neuen Grundsätze zur Pflege der eigenen Volkskraft durchsetzen, die mit dem bisherigen Raubbau an ihr brechen und unsere heutigen staatlichen und gesellschaftlichen Organisationen von den Zügen befreien, die ihnen heute den Stempel eines Prämiensystems auf Ehelosigkeit und Kinderbeschränkung aufdrücken.

Das äußerste Oberschlesien umfaßt ein sehr wichtiges Kohlengebiet. So groß es jetzt schon ist, so ungeheure Schätze ruhen noch unerschlossen im Boden. Die Absprengung des oberschlesischen Industriebezirks wäre für unser Reich ein sehr bitterer Schlag gewesen, wenn auch nicht voll so tödlich wie die Vernichtung des Ruhrkohlengebiets. Kleinere Teile des Bezirks der Kohlenfelder reichen auch nach Galizien und Kongreßpolen hinein. So ist denn auch drüben Industrie entstanden, in Kongreßpolen südlich von Czenstochau, dort kommt die geförderte Kohle besonders den Lodzer Unternehmungen zugute.

Das zu Österreich gehörige Grenzland ist Galizien und die Bukowina. Hier besteht die merkwürdige Tatsache, daß nur ein verhältnismäßig kleiner Teil, kaum ein Drittel Galiziens, von Polen bewohnt wird; von der starken jüdischen Beimischung in den Städten ist abgesehen. Wirklich polnisch ist nur das Land bis an den San, im Gebirge setzt die polnische Grenze noch weiter nach Westen zurück. Przemysl liegt hart an der Sprachgrenze. Weiter östlich, ja in den Karpathen auch südlich, haben Ruthenen ihre Sitze. Sie sind noch stärker als die Polen mit Juden untermischt. Im größten Teil der Bukowina werden sie weiterhin von Rumänen abgelöst. Deutsche Kolonien, besonders in der Bukowina, hier auch einzelne madjarische, sind vorhanden, aber die Polen besitzen in Galizien als Großherren im wesentlichen den Grund und Boden. Erhebliche polnische Enklaven sind vorhanden, und vor allem ist die große Stadt Lemberg, so weit sie nach Osten verschoben ist, doch seit langem eine Polenstadt. Ferner gehören nur die Polen (von den Deutschen abgesehen) ohne weiteres zur römischen Kirche, die Ruthenen sind uniert, d. h. sie sind mit der römischen Kirche zwar vereinigt, haben aber aus ihrem alten griechischen Ritus Gebräuche und Lehren mit hinüber nehmen dürfen. In der Bukowina überwiegt das griechische orientalische Bekenntnis. Die Ruthenen sind also das zahlreichste Volk und nehmen den größten Teil des Landes ein. Sie sind aber nicht Herren des Bodens, sondern eben der polnische Adel ist es, beziehungsweise dessen Gläubiger. Von diesem Adel sind die Ruthenen außer durch die Sprache auch durch das Bekenntnis geschieden. Sie sind beides nicht von den sogenannten Kleinrussen oder Ukrainern, die den Südwesten Rußlands einnehmen und in Kiew ihren Mittelpunkt, ja ihre alte Hauptstadt haben. Hat es doch ein altes Reich von Kiew gegeben, in dem Methodius und Cyrillus zuerst das Christentum lehrten, und das das eigentlich „Russische Reich" gewesen ist, bis es dem Mongolensturm zum Opfer fiel. Es hat sich seitdem zu politischer Selbständigkeit nicht wieder aufschwingen können.*) Bis zur ersten polnischen Teilung ist es ein Stück Polens gewesen, trotz der Verschiedenheit der Konfession, dann ist es von Katharina II. an den Moskowiterstaat gebracht worden, den neuen Russenstaat nach dem Sprachgebrauch, den die heutigen östlichen Machthaber Europa beigebracht haben.

Wesentlich ist nun folgendes: Die Ukrainer halten an ihrer alten Sprache fest und fühlen sich in ihren besten Vertretern als Unterdrückte Moskaus, mit

*) Das eigentümliche Gebilde des sogenannten Kosakenfreistaates ist ein eigenes, allgemein anerkanntes europäisches Reich nicht gewesen.



Abb. 13. **Die Ukraine.**

Wohnsitze der Ukrainer, im Osten mit fremdem Volkstum bis zur Hälfte gemischt, um Kiew bis 80 v. H. der Bevölkerung ausmachend.

1. Bis zur zweiten Teilung Polens 1792 unter polnischer Herrschaft (im SW unter madjarischer).
2. Seit dem Frieden von Andrussow 1667 unter moskowitischer Herrschaft.
3. Neueres Ausbreitungsgebiet der Ukrainer.

dem sie andererseits das Bekenntnis gemein haben und in dessen Reich ihre Wohnsitze ganz überwiegend gelegen sind. Man zählt im Lande einige 30 Millionen Ukrainer. Ihre Stammes- und Sprachgenossen in Galizien und der Bukowina, die Ruthenen, könnten sich auch Unterdrückte nennen, aber solche der Polen, von denen sie, wie wir wissen, auch durch das Bekenntnis abweichen. Die Russen bezeichnen nun die Ruthenen als Zuerlösende, haben sie, wo man ihr Sprachgebiet hat besetzen können, soweit das russischen Behörden möglich ist, geschont und mit orthodoxen Popen beglückt. Ja schon vor dem Kriege ist eine ganz unbedenkliche Hetzpropaganda bis nach Ungarn hinein betrieben worden. Vom Donaustaat aus sieht man umgekehrt in den Ukrainern die höherstehenden Unterdrückten des Moskowitertums, deren Bestrebungen zu einer möglicherweise zu erreichenden Befreiung man wohlwollend gegenüber steht und deren Märtyrern man eine Zufluchtstätte bietet. Aber es ist nicht zu übersehen, daß bei dem sehr ungleichen Schnitt durch das ukrainische Volk, den die alte galizisch-russische Grenze zieht, sich von Rußland die Ukraine als ein großer Staat ablösen müßte. Daß das geschehen könnte, ist vielleicht unwahrscheinlich. Von Österreich hätte andererseits nur ein nicht gar zu großes Stück Grenzgebiet herausgeschnitten werden müssen.

Immerhin darf nicht übersehen werden, daß die gesamte Ukraine trotz der kirchlichen Gegensätze jahrhundertelang ein Teil des Königreichs Polens gewesen ist, und weitaus der größte Teil erst infolge der ersten polnischen Teilung zu Rußland gelangt ist. Wenn ein völliger Zusammenbruch des russischen Staatswesens würde eintreten können, nicht etwa eine siegreiche Revolution, die Kräft hätte, das Reich wieder zusammenzufassen, — von ihr haben wir noch weniger zu hoffen als vom Zarismus, — so ist es immerhin denkbar, daß aus den Trümmern ein Neubau des ukrainischen Staates, gestützt auf die Zentralmächte, erfolgen könnte. Wie gesagt, das mag zurzeit noch unwahrscheinlich sein, ist aber durchaus nicht undenkbar. Erst der ukrainische Staat aber würde Europa dauernd von dem Alp des Moskowitertums erlösen, der auf ihm mit zunehmender Heftigkeit seit den Tagen Iwans des Schrecklichen gelegen hat. Der größte Teil von Neurußland, d. h. das fruchtbare junge Koloniallland von der Urkaine bis zum Schwarzen Meer, das die Russen im 18. Jahrhundert den Türken abgenommen haben, würde von selbst der Ukraine zufallen. Es hat keineswegs großrussischen Charakter, seine Bevölkerung ist, wie das einem Kolonialland entspricht, gemischt und unausgeglichen. In ihm liegen die Sitze der jetzt zerstörten, zahllosen, reichen deutschen Bauernschaften. Hier schiebt sich rumänisches Volkstum dazwischen, hier finden wir noch Bekenner des Islam. In den reichen Hafenstädten, vor allem in Odessa, wohnt eine internationale Bevölkerung.

Die Fläche des neuen und doch in seinem Wesenskern altbegründeten Staates, der von Rußland abzugliedern wäre, wie wir uns einmal denken wollen, reichlich doppelt so groß wie das Deutsche Reich, umfaßt das gesamte alte Fruchtland, auf dessen Besitz hin Rußland das gewaltige Getreideausfuhrland der bisherigen Weltwirtschaft geworden ist. Es ist das Fruchtland, aus dem schon die Athener ihren Weizen geholt haben und dann die Römer, und die dem Genuesen und dem Venezianer so begehrenswert erschienen sind. Und nicht nur das. Auch das einzige Kohlengebiet des europäischen Rußlands, das Donezbecken, breitet sich hier aus. Seine Bedeutung erkennt man schon unschwer auf einer Bevölkerungsdichtekarte. Denn diese weist uns bis in die Gegend von Charkow eine breite Zunge dichterer Besiedelung auf, die aus Mitteleuropa her dort hinzieht.

Die weitere Betrachtung der kriegsgeographischen Verhältnisse nach Südosten und Süden hin müssen wir hier nun abbrechen, um uns wieder nach Norden zu wenden.

Balten

Der nördlichste Teil des von unsern Truppen im Sommer 1915 besetzten Gebietes ist bekanntlich das Herzogtum Kurland. Wir können von ihm nicht sprechen, ohne über seine Grenze, die Düna, mit dem Geiste hinwegzuwandern, und Estland und Livland ebenfalls in den Kreis unserer Betrachtungen zu ziehen. Es sind diese drei Länder, wie jetzt alle Welt weiß und wie es bis zum Kriege fast unbekannt geworden war, die vielgenannten Ostseeprovinzen. Eine an sich wohl geschlossene Landmasse mit alter, deutscher Geschichte, alte deutsche Kolonien. Sollten wir sie nicht wieder erobern müssen? Betrachten wir

die Karte, so tritt uns sofort eine große Schwierigkeit entgegen. Die Kolonien hängen mit den Grenzen unseres Reiches nicht oder so gut wie nicht zusammen. Nur ein schmaler Landstreifen, dessen südliche Fortsetzung immerhin schon verbreitert, im Nordzipfel von Ostpreußen zu erkennen ist, hat von Kurland nach dem alten Deutschland weiter im Südwesten allezeit geführt, eine verbreiterte Landfeste fast an der Küste. Im Innern aber, nach Osten zu, folgten Litauen und hiermit ein Teil des alten polnischen Reiches. Wenn wir daher das Wünschenswerte eines völkischen und politischen Zusammenhangs mit den Ostseeprovinzen für uns feststellen, so dürfen wir dabei nicht vergessen, daß dann auch notgedrungen Litauen in den Bereich fällt, der im engsten Zusammenhang mit dem Reiche stehen müßte. Die Schwierigkeit, die in dieser Lage liegt, hat sich in der ganzen Geschichte der Provinzen und ihrer Beziehungen zum Deutschtum immer wieder ausgesprochen. Aber wie dem auch sei, von allem Lande rings um die Grenzen Mitteleuropas herum ist uns das Baltenland doch am meisten ans Herz gewachsen, und wir müssen es ausführlicher betrachten als irgend ein anderes.

Die deutschen Ostseeprovinzen, Estland, Livland und Kurland, seit einen halben Jahrhundert häufig auch Baltenland oder kurzweg Balten genannt, liegen um den Rigaischen Meerbusen herum und sind dem Finnischen südlich angelagert. Die älteste Bevölkerung, die wir kennen, waren finnische Stämme, Esten, Liven und Kuren. Von ihnen sind die ersteren erhalten, die anderen fast ausgestorben, verdrängt von den mit den alten Preußen und Litauern verwandten Letten. Sie waren Seeräuber, das brachte sie in den Kampf mit Lübeck, in dessen Verfolg sich der Lübecker Kaufmann bei ihnen als erster Kulturträger ansiedelte. Dem Lübecker Kaufmann folgte die deutsche

Die Flächen entsprechen den Bevölkerungen.

Abb. 14. **Balten. Volkssprachen**

in ihrer Verbreitung — in ihrem Verhältnis zueinander.

Kirche und die deutsche Ritterschaft. Erzbischof Hartwig II. von Bremen hat Riga erbaut, der Schwertbrüderorden (1237 mit dem Deutschen Orden vereinigt) das Land unter dem Gesamtnamen Livonia 1207 als Reichslehen empfangen. Die deutschen Ostseeprovinzen sind die einzige deutsche Kolonie des Mittelalters. Wie Preußen führen sie den schwarzen einköpfigen Adler im Wappen.

In den Zeiten des beginnenden Niederganges im alten Reich ist das Land von 1558 an durch die Horden Iwans des Schrecklichen 23 Jahre lang furchtbar verwüstet worden. Im weiteren Verfolg, da das Reich seine Pflicht nicht tat, kam Estland unter die Botmäßigkeit von Schweden, das es um Hilfe gerufen hatte. Kurland wurde polnisches Lehen unter weltlichen Fürsten; um Livland kämpften beide Reiche, Schweden und Polen, noch bis 1629, in welchem Jahre Polen auf das Land in seiner heutigen Ausdehnung verzichtete.

Während des Nordischen Krieges wurden die beiden schwedischen Provinzen aufs neue von den Russen furchtbar heimgesucht und gelangten 1710 in den tatsächlichen und 1721 durch den Frieden von Nystadt (Westküste von Finnland) in den völkerrechtlichen Besitz Rußlands (Peter der Große). Kurland, das noch Friedrich Wilhelm I. für sich zu erwerben hatte hoffen können, ist bei der letzten Teilung Polens 1795 gegen Kauf an Rußland gefallen, doch hat Rußland der letzten Herzogin nie das Geld ausgezahlt. Trotz mannigfacher Bedrückung aller fremden Herren, trotz der entsetzlichen Verwüstungen durch die Russen hat das Land sein deutsches Gepräge durch alle Zeit behalten. Erst unter Alexander III. sind die Russen gegen die deutsche Kultur ernsthafter vorgegangen durch Beschränkung der deutschen Verwaltungs- und Gerichtssprache, Vernichtung des deutschen Unterrichtswesens usf. In der Revolution 1905/6 haben die Balten nichtsdestoweniger treu zur Regierung gehalten, sind aber ungeheuren Drangsalen von seiten der aufgehetzten Bevölkerung ausgesetzt gewesen. Nach Niederkämpfung der Revolution sind deutsche Schulen wieder zugelassen worden und in kurzer Zeit wieder aufgeblüht. Was seit Beginn des Weltkrieges mit den Deutschen geschehen ist, das werden in vollem Umfange erst spätere Zeiten aufklären können.

Im Norden und Westen wird Balten vom Meer bespült. Diese Meereslage macht das Land für alle Herrschaftsfragen an der Ostsee außerordentlich wichtig. Das Hin- und Herschwanken vom Deutschen Reiche zu Schweden, zu Polen, zu Rußland ist mit aus dieser Lage begründet. Bei der Besprechung der Ostsee werden wir darauf einzugehen haben. Jetzt sind uns die Landgrenzen wichtiger, mit denen die Provinzen im Osten und Süden breit an das übrige Land stoßen. Klar und gut gesichert ist der Abschnitt im Nordosten, wo die Grenze von der Narowa stromaufwärts und dann den großen Peipussee entlang zieht. Dann aber, bis sie nördlich von Memel wieder ans Meer stößt, fehlt es an einer natürlichen Scheidelinie. Eine solche wäre am ersten in der Welikaja gegeben, die von Süden in den See mündet, und weiter nach Südwesten in den besonders für Truppen schwierig zu erkämpfenden Seenplatten, die von der mittleren Welikaja im flachen Bogen auf Kowno zu und an die Memel ziehen, vermutlich einer Stillstandslage altnordischer Eismassen entsprechend.

Auch in seinem Aufbau ist das Land ein Übergangsgebiet. Von den Urgesteinen Schwedens und Finnlands ist es durch den tiefen Grabenbruch des Finnischen Meerbusens getrennt, so daß diese in ihm von flach hinstreichenden Schichten aus dem Altertum der Erde überlagert sind. Sie können entsprechend ihrer Lagerung mit ihrem Wechsel von mehr oder minder widerstandsfähigen Gesteinen keine besonders eindrucksvollen Formen hervorrufen, sondern nur sanfte, niedrige Schichtstufen, hier Glinte genannt. Die Eisdecke der Eiszeit ist über das Land hingegangen. Der Norden gehört wie Finnland noch im allgemeinen dem Gebiete der Ausräumung an, daher treten die alten Gesteine hier vielfach kahl und entblößt hervor, im Süden hat das Eis gerade wie in Norddeutschland den mitgebrachten Gesteinsschutt liegen lassen müssen. Außer der äußeren Stillstandslage, die wir oben als zweckmäßigste Begrenzung des Baltenlandes kennen gelernt haben, scheint eine zweite innere durch das Land zu ziehen, beide im Halbkreis um das Depressionsgebiet des Rigaer Meerbusens. Beide Endmoränengürtel sind wie bei uns durch ihre Seen, ihren Geschiebemergel, ihren kuppigen Aufbau, ihre größere Höhenlage ausgezeichnet und stellen Gegenden dar, die dem Angreifer besondere Schwierigkeiten bereiten, dem geländekundigen Verteidiger aber viele Vorteile. An solchen Schwierigkeiten fehlt es freilich in den zwischenliegenden Niederungen auch nicht, denn diese bestehen nicht nur aus flacher Grundmoräne oder im Norden aus freigelegtem Grundgebirge, sondern in großem Umfange auch aus Sumpfland. Dementsprechend ist die Entwässerung der jungen Oberflächenformen noch wenig ausgeglichen. Der Hauptfluß ist die weit aus dem Innern kommende Düna. Sie muß beide Seenplatten durchbrechen und tut dies mit starken Windungen in der Gegend von Dünaburg und unterhalb Jakobstadt. Erst kurz oberhalb Riga ist sie wirklich schiffbar, bleibt aber auch schon vorher für die Flößerei aus dem Innern von Wichtigkeit. Nur unbedeutend sind ihre Zuflüsse, immerhin erheblicher die rechten; die Oser ist der wichtigste. Aber auf beiden Seiten strömen zwei Aa genannte Flüsse auf sie zu, deren Mündungsformen durch die Nehrungsbildungen im Rigaer Meerbusen bestimmt werden. Die kurländische Aa, eine Art Spiegelbild der Weichsel, fließt von dem zeitweise vielfach genannten Örtchen Schlock an der Küste entlang, durchbricht auch einmal die Nehrung, vereinigt ihre Hauptmündung aber doch mit der der Düna. Die livländische Aa biegt, kurz ehe sie in die Strandseen rechts der unteren Düna hätte münden können, rechtwinklig aber auf das Meer zu. Im westlichen Kurland tritt noch die auch strategisch wichtig gewordene Windau hervor, im livisch-estländischen Grenzgebiet die Pernau. Das weitaus eindrucksvollste Gebilde aber ist der Peipussee, der mit seinem südlichen Anhange, dem Pleskauer See, 130 km lang ist, also vom Stettiner Haff bis Küstrin reichen würde und mit einer Fläche von 3500 qkm den Bodensee fast um das Siebenfache übertrifft. Dabei ist er ganz flach und reicht mit seiner Sohle trotz seiner niedrigen Lage, 30 m, auch entfernt nicht unter den Meeresspiegel herab.

Das Klima zeigt den allmählichen Übergang von unserem nordostdeutschen, also mit Ausnahme der Gebirge kühlsten Klima, zu nordischen Witterungszu-

ständen einerseits, inner-russischen anderseits, von denen es doch immerhin sehr weit absticht. Über die Verteilung von Regen und Wind ist nicht viel Neues zu sagen.

Die allmähliche Temperaturabnahme nach dem noch immer meernahen Norden und dem immer meerferneren Osten vollzieht sich so, daß an der Küste in erster Linie die Frühlinge kälter werden (Reval ist im April kälter als Petersburg) und nach Osten die Winterkälte zunimmt, während der Sommer eigentlich nur kürzer wird (Dorpat hat einen wärmeren Sommer als Königsberg, Moskau gar als Berlin). Jedenfalls zeigt sich, daß das Klima zwar für anspruchsvollere Pflanzen schon vielfach versagt, für den Nadelwald und die Birke, aber doch auch für unsere gewöhnlichen Ackerbaugetreide noch ganz gut zureicht. Da ja daneben der Boden besonders im Süden z. T. sehr gut ist, kann es kein Wunder nehmen, daß Kurland sogar des Namens „Gottesländchen" sich von alters her erfreut.

Wir stellen uns meist fälschlich auch die Waldbedeckung viel zu geschlossen vor. Demgegenüber wird es überraschen, daß selbst die waldreichste Provinz Kurland mit etwa 31 % Wald nicht ganz an die Mark Brandenburg heranreicht, und Livland mit 25½ %, Estland 20 % wesentlich darunter bleiben. Natürlich gibt es große Wälder, und das Ackerland weist kaum halb so viel Anteil am Boden auf als in der Mark (18 in Estland, 27½ in Livland, 26 in Kurland, 45½ in der Mark), Wiesen und Weiden, die in der Mark nur etwa 13 % einnehmen, dehnen sich in Balten um so weiter aus und beanspruchen bald die Hälfte des Bodens. Und während in der Mark noch nicht der vierte Teil auf die Weide kommt, steigt diese in Balten auf mehr als ein Drittel. Man sieht, hier ist ein Land, das so wie es ist, schon erhebliche Mengen an Getreide liefern kann, aber noch eine viel erheblichere Stellung in der Aufzucht des Viehes (Schafzucht) haben kann, vor allem besitzt es noch Boden genug für umfangreiche Neuansiedlung von Bauern.

Damit kämen wir zu den Bewohnern. Bei ihnen ist das erste, das auffällt, der Gegensatz zwischen der Tatsache einer fremdländischen Bevölkerung und der Behauptung, das Land wäre ein deutsches Kulturland. Wie steht es eigentlich hiermit? Fangen wir vom Anfang an, d. h. mit der Bevölkerungsdichte. Sie ist auffallend gering, auch gegenüber Rußland. 1910 wurden 2,6 Mill. Bewohner gezählt, von denen noch nicht ½ Mill. auf Estland, noch nicht 1½ Mill. auf Livland, fast ¾ Mill. auf Kurland kamen. Das bedeutet eine Dichte von 23,7; 31,9 und 27,4 auf das qkm, wobei allein die Großstadt Riga die Überlegenheit Livlands veranlaßt. Es sind dies Dichtezahlen, die hinter denen unserer nordöstlichen Provinzen um die Hälfte zurückbleiben, während wir im Westen unseres Vaterlandes auf entsprechender Fläche eine fünf- bis sechsfache Bevölkerung beherbergen. Die ländliche Bevölkerung tritt sehr stark hervor. Im Grunde genommen ist nur Riga mit seiner ⅓ Mill. Einw. ein ansehnliches städtisches Gemeinwesen. Lebhaft ist sein Handel, der Hafen leidet nicht zu sehr unter dem Eise, 1910 blieb die Schiffahrt sogar einmal gar nicht gesperrt. Prächtig ist der Blick auf die alte Stadt, die vollkommen einer der westlicheren Hansestädte gleicht. Riga ist der rechte Mittelpunkt von ganz Balten, vor dem Weltkriege die reichste Stadt im

Zarenreiche. Über die ersten 100000 hinaus hat es auch Reval gebracht (131000), die schönste Stadt im Baltenlande, stattlich, hoch auf Felsboden an einer Einschnürung des Finnischen Golfs gelegen. Sie ist die alte Hauptstadt des estischen Landes. Auch sie verwebt in ihrem Bilde den alten Hansegeist, während das nahe westliche Baltisch-Port mit seinen Kriegshafenanlagen als russisches Ausfalltor gegen deutsche Geltung in der Ostsee gedacht war. Als friedlicher Wettbewerber gegen den Handel von Königsberg und Danzig ist Libau erwachsen (86000). Es liegt an der freien kurischen Westgrenze und ist immer eisfrei. Vor den preußischen Städten hatte es den Vorteil, keine nahe russische Zollgrenze zu besitzen, den Nachteil, daß es an keinem schiffbaren Flusse liegt. Von den kleineren Städten im Innern ist Dorpat die berühmteste. Sie ist der Stolz der Balten, und gewaltig ist das Geistesleben seiner gefeierten Universität gewesen, die auch unter russischer Herrschaft lange hat blühen dürfen, und von der ein unmeßbarer geistiger Segen auf Rußland wie Deutschland ausgestreut worden ist, bis Alexander III. sie mit blinder Faust hat erdrücken lassen. Sonst möchte nur noch Mitau (etwa 40000) aus den kleinen Landstädtchen etwas herausragen, der freundliche alte Regierungssitz der ehemaligen Herzöge von Kurland. Das vielgenannte Dünaburg aber (82000) liegt schon am rechten Dünaufer und außerhalb des heutigen Baltenlandes. Es ist ein wichtiger Stützpunkt an der Bahn Wilna—Petersburg — denn wir haben nicht die geringste Ursache Petrograd zu sagen — und gehört zu jenem kleinen südöstlichen Teile des alten Livlandes, der im Anfange des 17. Jahrhunderts abgetrennt und mit dem polnischen Reiche vereinigt worden ist.

Im ganzen besitzt Balten nur 27 Städte, die so gut wie alle aus der alten Zeit der deutschen Besiedlung stammen. Sie haben um ihren deutschen Charakter mit großer Treue gekämpft und ihn in den schweren letzten Jahrzehnten mit aller Kraft zu bewahren versucht, so groß der russische Druck und der Ansturm anderen Volkstums oft auch gewesen ist.

Denn gehen wir von der Bevölkerungskarte aus und ziehen wir das daneben stehende Diagramm zu Rate,*) so sehen wir, daß die deutschsprechende Bevölkerung zwar die russisch sprechende überall erheblich übertrifft, aber doch hinter der anders sprechenden weitaus zurücksteht. In Estland machen die Esten fast 90 % aus, in Livland Letten (Litauer) und Esten je etwa 40 %, in Kurland die Letten nahe an 80 %. Das sind Zahlen, die bei flüchtiger Betrachtung die Behauptung, hier handle es sich um deutsches Land, fast wunderlich erscheinen lassen, und wenn auch seit der letzten Zeit gewisse Verschiebungen bis zum Kriegsausbruch eingetreten sind, auf der einen Seite einige russische Bauern angesiedelt wurden, auf der anderen Seite 30000 südrussische deutsche Rückwanderer vom baltischen Adel seßhaft gemacht worden sind, so ändert das doch an dem Grundcharakter des ganzen Bildes nichts. Und doch besteht die Behauptung zu ihrem vollen Recht, Balten ist deutsch.

Deutsch sind die führenden Stände, der grundbesitzende Adel, die alteingesessene Bürgerschaft der Städte, die Träger der geistigen Kultur Richter,

*) S. 69, Abb. 14.

Ärzte, Geistliche. Gerade die letzteren haben eine ungeheuer wichtige Rolle, denn Balten ist trotz der starken Arbeit der russischen Kirche ein evangelisches Land. In Estland gehören fast 90 v. H., in Livland fast 80 v. H., in Kurland 76 v. H. der lutherischen Kirche an. In Kurland treten daneben Katholiken und Juden etwas stärker hervor, während gerade hier die Orthodoxen nur 3,7 v. H. ausmachen, während sie doch in Estland und Livland immerhin über 9 % und über 14 % betragen, Zahlen, die freilich, sobald Druck und Verfolgung fortgenommen sind, schnell sinken werden. Alles höhere Kulturgut ist von den Deutschen gekommen und wird von ihnen noch verwaltet.

Esten und Liven sind unter sich ganz getrennte Völkersplitter, die alles Gemeinsame nur in ihrer deutschen Kultur besitzen. Sie sind wohl in eine törichte Revolution hineingehetzt worden, denn für die Russen war es ja sehr wertvoll, die Bevölkerungsteile untereinander zu entzweien, wollten sie auf der zerstörten deutschen Kultur ihre Herrschaft über Letten und Esten aufrichten. Außerhalb des Baltenlandes aber fühlen sich Esten und Letten selbst in Rußland fast immer als Deutsche, deren Sprache eben ihre Kultursprache ist, und sie sind auch an Ort und Stelle auf dem Lande als deutsche Bauern mit estnischer oder lettischer Volkssprache zu bezeichnen. Als wurzellose Völkersplitter haben sie in diesem Zeitalter der Aufsaugungen infolge der Verkehrsentwicklung nur die Möglichkeit, entweder vom Russentum überwältigt zu werden oder unter Bewahrung ihrer Volkssprache, solange sie diese halten wollen und können, wie die Wenden im Spreewald, als Kulturdeutsche weiter zu leben. Das wissen sie und hoffen als Erben eines mehr als halbtausendjährigen deutschen Kulturzusammenhanges als Lutheraner gegenüber der Kirche des weißen Zaren das letztere. Eingefügt auch in die politische Gemeinschaft des deutschen Volkes würden sie sich bald zu seinen treuesten Söhnen rechnen.

Zusammenfassung

Vergegenwärtigen wir uns die Landschaften, die wir im Osten bisher durchflogen haben, die Sitze des polnischen Volkes in der Mitte, in Flügelstellung und weiter nach Osten vorgeschoben, die Ukraine und das Baltenland, so gäbe es, wenn wir uns diese durch eine gemeinsame Grenze nach Osten abgeschlossen dächten, wieder einen neuen mittleren Keil ähnlich dem alten aus Kongreßpolen bestehenden. Füllen wir ihn aus durch eine Linie vom Baltenland nach Süden hin, so würde diese unserer heutigen Schützenlinie entsprechen, aber noch ein gewisses Stück weiter östlich verlaufen. Sie würde aber auch dann noch nicht durch das eigentliche Großrußland hindurchgehen, und wie es unsere Schützenlinie heute auch schon wenn auch unvollkommen tut, einst nicht den Moskowitern unterworfene Bevölkerungen dem Westen wieder angliedern; es wären Litauer in einem nördlichen kleineren Teil um Wilna herum, sogenannte Weißrussen, weiter nach Süden, bis in Wolhynien die ukrainische Sprachgrenze erreicht wird. Hierbei ist dann zu beachten, daß zwar Ukrainer und Weißrussen auch wie die Moskowiter orientalische Christen sind, die Litauer aber Katholiken. Immerhin trennt auch die Weißrussen ihre andere Geschichte (sie waren bis zu den polnischen Teilungen Glieder des polnischen Reiches) von den Moskowitern ab.

Eine eigene Stellung hat in all diesen Landen der polnische grundbesitzende Adel. In Ostgalizien (s. o.) hat er das ukrainische Volk nicht in die Höhe kommen lassen und dadurch manche Werbebemühung der Russen vor dem Kriege erleichtert. In Litauen ist er allmählich von den Litauern ganz verdrängt worden. Weiter nach Osten, soweit die Grenzen des alten Polenreiches gingen, sitzt er z. T. noch weit verbreitet über einer Bevölkerung, die anders spricht und eine andere Religion hat.

Jedenfalls ist die ganze Fläche ein Gebiet noch ungeklärter Volksverhältnisse, die das alte polnische Reich nicht in gedeihliche Bahnen zu lenken verstanden hatte, und die dadurch nur noch schwieriger werden, daß in ihm auch die dichtesten Sitze des Ostjudentums sich finden. Diese ganzen weiten Flächen mit Ausnahme von Balten sind von Deutschland her betrachtet fremder Sprachboden, und sind es erst recht mit Einschluß von Balten von Moskau aus betrachtet. Aus sich selbst können sie nichts schaffen, sie müssen entweder der mitteleuropäischen Kultur angegliedert werden, und man mag dann hoffen, daß sie deren Höhe allmählich erreichen, oder sie erliegen dem Moskowitertum. Was von beiden für uns das einzig Erstrebenswerte ist, ist eine Frage, die keiner weiteren Beantwortung bedarf. Ob aber ein wohlwollender Außenstehender für Land und Volk selbst eine andere Beantwortung als die uns selbstverständliche denken könnte, sollte wohl auch nicht fraglich sein.

III.

An der Nordgrenze des Reiches

Nur im Norden grenzt Deutschland an die See. Zwar erhebt die Kraft seines Volkstums Anspruch, auch nach Westen hin seinen herrschenden Einfluß bis an die Küste des Kanals auszudehnen, mindestens einen Fremden, über die See Kommenden dort nicht zu dulden; zwar ist der Besitz adriatischer Gestade in Österreichs Händen für uns eine noch größere wirtschaftliche und politische Notwendigkeit als Österreichs Zwang, die Elbmündung in sicheren deutschen Händen zu wissen; zwar gehen unsere Blicke, soweit sie wirtschaftspolitische Ziele verfolgen, auch nach Konstantinopel und zum Perser Golf und Roten Meer: aber in all diesen Fällen handelt es sich doch teils um notwendige Ansprüche, teils um Küsten, die wir in den sicheren Händen guter Freunde geborgen wissen wollen. Ost- und Nordsee bespülen tatsächlich und seit lange unser deutsches Gestade.

Ostseefragen

Sie sind uns in ihrem Küstencharakter wohl vertraut, vielfach schon seit unserer Kindheit. Die Ostsee liegt vor uns mit ihren leichten Wellen und freundlichen Bucheninseln, den Sunden und Buchten, mit den alten Hansestädten daran, den Strömen, die in sie münden, den Nehrungen und Haken mit ihren Kiefernwäldern und Fischerdörfern, im allgemeinen ein Bild des Friedens und des Behagens. Nur in großen Zwischenzeiten bei ungewöhnlichen Witterungsverhältnissen wird sie einmal wild und trifft das Land mit verheerender Sturm-

flut (1873, 1914). Die blonden Nachbarn jenseits der See, die Schweden, wohl auch die Dänen und die Balten, war man gewohnt fast als seinesgleichen anzusehen. Und begegnete einem einmal ein Kriegsschiff, so dachte man gleich an Kiel, an seinen Kanal und an die große freie See dahinter. Beinahe wie ein Binnengewässer mit nur freundnachbarlichem Verkehr hat sie in unserem Bewußtsein gelebt. Das erste trifft ja auch beinahe zu. Sie ist fast ein geschlossenes Meer, ein mare clausum. Aber sie ist es nicht ganz, und daß sie es nicht ganz ist, bedeutet viel in diesem merkwürdigen Krieg. Doch davon später.

Indes der freundnachbarliche Verkehr ist doch nicht allezeit für die Ostsee bezeichnend gewesen, wie er es ja auch jetzt wieder nicht ist, im Gegenteil, die Herrschaft um das Baltische Meer ist ein Gegenstand erbitternden Ringens gewesen und ist es auch wieder diesen Augenblick.

Also die Ostsee ist beinahe ein Binnensee. Wäre sie dies ganz und gar, so könnte man sich z. B. eine völlige friedliche Beherrschung der Ostsee durch eine europäische Macht, Rußland oder Deutschland, vorstellen, während gleichzeitig etwa England das Weltmeer beherrschte. Das ist, da nun einmal die Ostsee nicht ganz abgeschlossen ist, nur wie eben jetzt in Kriegszeiten denkbar. In alten Zeiten freilich lag die ganze Frage noch anders. Denn die Weltmeerwege nach Amerika oder um Afrika, ja selbst der Seeweg um das westliche Europa lenkten den Verkehr noch nicht ab.

Die ersten Herren über die Ostsee sind die deutschen Hansen gewesen. Ihre harte Handelsherrschaft hat den Widerstand der Skandinavier wachgerufen. Dänemark in seiner unvergleichlichen Sundlage hat dann gleichfalls die Herrschaft zu behaupten versucht. Aber es hat nur die Ausgänge der Ostsee, eben das Land seines eigenen Volkes, dauernd in der Hand zu halten vermocht. Weder Estland, in dem es einmal Fuß gefaßt hat, noch Schweden, das es sich angegliedert hatte, noch auch nur Schonen, das Gegengestade am Öresund, das es länger hatte festhalten können, noch den deutschsprechenden Südteil der Zimbrischen Halbinsel, Schleswig-Holstein, noch Norwegen, hat es dauernd behaupten können. Der unglückliche Gegensatz zwischen seiner beherrschenden Mittellage am Ausgange der Ostsee und der geringen Landfläche, auf dem sein Volk wohnt, gibt die Lösung. Überall an den Gestaden der Ostsee hat es mit seinen Ansprüchen auf die Dauer an stärkeres Volkstum stoßen müssen und hat seine jenseits der dänischen Volksgrenzen gelegenen Besitztümer um so eher eingebüßt, je vielseitiger und mehr auseinandergehend seine Ansprüche über See waren.*)

Viel einfacher und demzufolge mehr Erfolg versprechend ist die Lage von Schweden, das so recht mit breiter Zunge in die Ostsee hineinreicht und, wenn man das Kattegatt wegen seines verwandten Charakters noch der Ostsee angliedert (mit dem westlichen Teile bis Rügen bildet es wohl die sogenannte Beltsee), an seiner ganzen langen Küste nur von ihr umspült wird. Besser freilich sieht man im Kattegatt gerade den eigenen freien günstigen Ausgang

*) Ein Schulbeispiel für das künftige Schicksal Englands, wie auch dieser Krieg endigen wird.

zum offenen Meer, eben lang genug, um ansehnlichen Verkehr zu gestatten und doch nicht lang genug, daß seinetwegen die schwedische Ostseeküste zurücktreten müßte. Nach Niederbruch der Hanse und des Deutschen Reichs ist dementsprechend auch Schweden mit seiner Anwartschaft auf die Ostseeherrschaft hervorgetreten. Sie ist gegenüber Dänemark, Polen und Kurbrandenburg — auch Wallenstein ist für kurze Zeit zu nennen — ihm gehörte Mecklenburg — während des 17. Jahrhunderts ziemlich stark gewesen, am stärksten unter Gustav Adolf. Er hatte die Besiegung seines dänischen Wettbewerbers durch die Kaiserlichen erlebt, war von 1629 an (s. o.) gegenüber Polen unbestrittener Herr in Balten, und ihm gehörte bis zur Lützener Schlacht im Grunde genommen auch Norddeutschland. Hätte ein frühzeitiger Tod ihn nicht hinfortgenommen, so wäre ein mächtiges Ostseereich und damit eine völlige Zerreißung Deutschlands in einen baltisch-protestantischen und einen süddeutsch-österreichisch-katholischen Teil möglicherweise die weitere Folge gewesen. Aber auch nach seinem Tode ist die schwedische Oberherrschaft über die Ostsee erst stückweise durch die Kämpfe mit dem Großen Kurfürsten, dann völlig durch den Nordischen Krieg unter Karl XII. beseitigt worden, und nur der Bottnische Meerbusen blieb noch für ein Jahrhundert, bis Finnland Anfang des 19. Jahrhunderts an Rußland fiel, ausgesprochen schwedisches Gewässer.*)

Auch bei Schweden wie bei Dänemark hat sich der Übelstand geltend gemacht, daß das Land nur über geringe menschliche Hilfskräfte verfügt, mit denen schwerlich auf die Dauer die Küsten weit volkreicherer Gegenländer festgehalten werden können. Die deutschen und baltischen Küsten sind in seinen Besitz gelangt, als die politische Macht des deutschen, zum Teil auch des polnischen Volkes herabgesunken war. Schweden hat die deutschen Küsten wieder verloren, als im brandenburgisch-preußischen Staat ein ausreichender Teil des deutschen Volkes vorhanden war, die eigenen Küsten wiederzunehmen und zu sichern. Griff der brandenburgisch-preußische Staat in Ostpreußen auch ziemlich stark nach Osten hin aus, was durch die politische Schwäche des Polenreichs möglich war, so ist er doch nicht imstande gewesen, die alte deutsche Kolonie des Baltenlandes, als sie den Schweden entglitt, vor den Händen der Russen zu schützen, wie sie unter Peter dem Großen von Osten her und dem Binnenlande von den baltischen Ostseeküsten Besitz ergriffen. Schon Peter der Große hat dabei den Gedanken gehabt, aus der Ostsee ein russisches Meer zu machen, und ist mit seinen Plänen bis auf Mecklenburg gekommen. Auch jetzt wieder steht die Sache so, daß eine der Entscheidungen des Weltkrieges die Herrschaft auf der Ostsee sein wird.

Vor dem Kriege hat Deutschland durchaus die überragende Stellung innegehabt. Zwar sind seine Küsten kürzer als die russischen und selbst als die schwedischen, aber seine wirtschaftliche und maritime Überlegenheit ist unbestritten gewesen. Sie war um so größer, als der deutsche Kaiser-Wilhelm-Kanal ja gestattet, jederzeit auch unsere Nordseestreitkräfte in der Ostsee zu versammeln.

*) Jetzt können die Schweden infolge ihrer Vereinsamung sich nicht einmal in ihren Hoheitsgewässern russischer Übergriffe erwehren.

Dazu kommt, daß die Russen als altes Steppenvolk überhaupt verhältnismäßig wenig Begabung für das Seewesen mitbringen. Sie haben außerdem vor einem Jahrzehnt den größten Teil auch ihrer Ostseeflotte in der Seeschlacht bei Tschuschima eingebüßt; aber freilich sind die Menschenkräfte des Russischen Reiches bekanntlich sehr groß, und es ist vom Standpunkte des russischen Imperialismus durchaus verständlich, wenn sie bestrebt sind, den Weg, den Peter der Große ihnen vor 200 Jahren gewiesen hat, durch Ausbau ihrer Stellung in der Ostsee kraftvoll weiter zu beschreiten. Hangö in Finnland und Baltisch-Port in Estland flankieren als Kriegshäfen den Finnischen Busen, an dessen innerster Stelle Kronstadt die westliche Hauptstadt Peters des Großen, das Fenster, mit dem Rußland nach dem Westen blickt, Petersburg, deckt. So ist der Finnische Busen ein riesiges Zufluchts- und Ausfallbecken für eine russische Seemacht, die jetzt nicht groß genug gewesen ist, um uns wesentlich zu schaden, die wir uns aber sehr wohl in für uns verhängnisvoller Weise verstärkt vorstellen können. Der Plan der englischen Transportflotte für ein russisches Heer an der pommerschen Küste, der uns anfänglich wohl etwas beunruhigt haben mag, könnte eines Tages, allein auf russischer Schiffsgrundlage, wieder aufgenommen werden. Freie Verfügung über unsere gesamten maritimen Streitkräfte haben wir jedenfalls solange nicht, als uns eine irgendwie nennenswerte Ostseemacht im Rücken sitzt. Im Gegenteil, die Rolle, die wir Norddeutschen nach russischer Auffassung von Rechts wegen zu spielen hätten — die eines russischen Trabanten — könnte dabei in gefährliche Nähe gerückt werden. Umgekehrt wäre es mit der Möglichkeit einer Herrschaftsstellung der Russen in der Ostsee aus, wenn die Ostseeprovinzen, wie sie es nach Geschichte und Natur verdienen, mit Mitteleuropa wieder vereinigt würden. Erst dann würde auch für Schweden der Tag kommen, an dem es, ohne sein Volk in eine gar zu große Lebensgefahr zu bringen, seine alte Kolonie Finnland wieder aus der russischen Bedrückung befreien könnte. Zieht man auf einer Karte Europas eine politische Westgrenze Rußlands dort, wo das Großrussentum an finnisches und estnisches Volkswesen stößt, so bekommt man ein Bild, auf dem nur im innersten Winkel des Finnischen Meerbusens der Russische Staat an die Ostsee grenzt.*) Er würde hier in Petersburg für seine Aus- und Einfuhrbedürfnisse eine ausreichende Pforte geöffnet behalten, während Herrschaftspläne über das Ostseewasser von Deutschland und Schweden jederzeit durch Sperre vernichtet werden könnten. Es ist übrigens selbstverständlich, daß derartige Gedanken nicht Kriegsziele aussprechen wollen, sondern sich nur aus der nüchternen Betrachtung der politisch-geographischen Erscheinungen ergeben, wie auf anderem Gebiete etwa Betrachtungen über einen zu erwartenden Bergrutsch oder die Verschlammung von Flußmündungen, die auch nur Tatsachen und deren zu erwartende Folgen festlegen wollen, ohne ausgesprochene Forderungen daran zu knüpfen.

Verfolgen wir die vermutliche weitere Entwickelung einer angenommenen russischen Ostseeherrschaft noch einige Schritte weiter. Im Süden bleibt der Klotz des nach vielen Millionen zählenden deutschen Volkes bestehen, wenn vielleicht auch

*) S. S. 57.

geschwächt, und hinter ihm, wenn auch zurzeit mit ihm verfeindet, die anderen europäischen Kulturnationen, im Norden die kleinen skandinavischen Völker. Nach der Lehre vom Vordringen am schwächsten Punkte würde daher das erste neue Opfer Rußlands Schweden sein, und zwar in seiner ganzen Ausdehnung. Der Norden hängt unmittelbar mit russischem Boden zusammen, ist schon jetzt an das russische Bahnnetz angeschlossen und enthält die reichsten auf der Welt bekannten Eisenerzlagerstätten (Gellivara, Kirunavara, Luossavara). Hier haben die Schweden sich auch mit ihrer großen Lagerfestung Boden einigermaßen zu schützen versucht, würden das aber auf die Dauer nach Zusammenbruch des Deutschen Reiches aus eigener Macht nie durchführen können. Hier würde gleichzeitig auch Norwegen mit seinen eisfreien Häfen verloren gehen. Wären die Russen aber einmal Herren von Nordschweden und Herren der Ostsee, so ist keine Form zu sehen, in der Südschweden dauernd seine Freiheit würde behalten können. Anders liegt es mit dem Hauptteil von Norwegen, etwa südlich von Christiansund an. Nur bei Drontheim ist eine auch schon von den Schweden benutzte Einfallpforte von Osten her, außerdem der Zugang südöstlich von Christiania. Aber die atlantischen Häfen Norwegens liegen unter den britischen Kanonen. Es würde daher Norwegen höchstwahrscheinlich eins der Hauptkriegsgebiete werden, auf dem sich der Kampf um die Weltherrschaft zwischen Rußland und Großbritannien abspielte für den Fall, daß es eben Deutschland nicht gelänge, beide Widersacher der Völkerfreiheit in gebührende Schranken zurückzuweisen.

Der Seekrieg würde sich naturgemäß um die Belte abspielen, und auch Dänemark wäre in den Strudel dieses Kampfes hineingezogen, sei es nun, daß es England rechtzeitig gelänge, Kopenhagen zu besetzen, sei es daß die russische Flotte rechtzeitig bei der Hand wäre, um den Dänenstaat mit russischen Soldaten zu überfluten und — zu kultivieren. Jedenfalls ist es klar, daß erst der Tag eine völlige Beherrschung der Ostsee bringt, der den gesamten Dänenstaat und Schleswig-Holstein in sicherem Besitze Rußlands sieht.

Kommen wir von diesen Gedankengängen, die uns zeigen, wie es unter der Annahme eines russischen Sieges wohl einmal werden müßte, aber nicht werden wird, wieder zum heutigen Ostseebilde, so sieht es damit so aus: der Anwärter auf die Oberhoheit, Rußland, ist gleich zu Anfang an seinen eigenen Küsten schwer geschädigt worden und hat einen wichtigen Küstenabschnitt mit Libau und Windau in unserer Hand gelassen. Klimatische Ungunst verurteilt ihn während des Winters zu fast völligem Stilliegen seiner Kräfte, während er im Sommer vermutlich, von englischer Intelligenz unterstützt, immerhin diesen und jenen Schaden unserer Kriegsflotte hat zufügen können. Andere feindliche Seemächte — praktisch kommt natürlich nur England in Frage — sind, abgesehen von einigen U-Booten, aus der Ostsee ausgeschlossen gewesen, während wir durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal freie Ein- und Ausfahrt jederzeit besitzen. Die eigentümliche Beschaffenheit der Belte bringt diesen außergewöhnlichen Zustand hervor. Der Kleine Belt nämlich ist an seinem Nordrande bei Mittelfahrt so schmal wie ein breiterer Fluß, also dänisches Territorialgewässer. Und auch am Sund nähern sich im Norden die Küsten von Seeland und Schonen so sehr,

daß die schwedisch-dänische Hoheitsgrenze eine längere Strecke den Sund entlang zieht und kein freies Meer das Kattegatt mit der südlichen Hälfte des Sundes verbindet. Wäre auch der Große Belt an irgend einer Stelle so schmal, d. h. weniger als 6 Seemeilen breit, so hätten wir es überall mit dänischen Territorialgewässern zu tun mit Ausnahme der schwedischen, an der Küste von Schonen. Da aber der Große Belt breiter ist, läuft hier ein schmaler Streif freien Meeres hindurch, auf dessen Vorhandensein die oben berührte Rechtslage begründet wird, daß die Ostsee kein geschlossenes Meer ist, wie z. B. das Schwarze Meer, bei dem, wer in Konstantinopel und Gallipoli die politische Macht ausübt, den Schluß der See in der Hand hat. Nun sind zwar die drei dänischen Meeresstraßen durch deutsche und dänische Minen gesperrt, trotzdem bleibt die Ostsee ein offenes Meer, und die Engländer können ihre Blockade völkerrechtlich nicht effektiv machen, denn es können ja über die offene Ostsee deutsche und neutrale (schwedische und dänische) Schiffe nach deutschen Häfen gelangen und von deutschen Häfen ausfahren. Dies ist der große Schutz, den unser Handel und unsere Ostsee gegenüber England besitzen. Denn an sich sind die Ostseeküsten weit weniger gut geschützt als die unserer Nordsee, und eine englische Flotte würde sehr viel leichter wertvolle deutsche Städte zerstören können nach der Art ihrer üblichen Kriegführung, die sie auch in diesem Kriege beim bulgarischen Dedeagatsch bewiesen hat, 1882 bei Alexandria, 1814 an den Städten der Union bis zum Niederbrennen des Kapitols, 1807 mit Kopenhagen, freilich im Frieden. Um ihren bekannten Aushungerungskrieg wirksam auszubauen, haben sie sich daher genötigt gesehen, die neutralen skandinavischen Staaten, ähnlich wie wir es oben bei Holland zeigten, in ihrem legitimen Handel in der Form zu beschränken, daß sie die Lehre aufstellten, sie seien nur verpflichtet, soviel Ware durchzulassen nach den neutralen Ländern, als diese zur Erhaltung ihrer Eigenwirtschaft benötigten, der Überschuß käme ja doch dem Feinde zugute. Natürlich ist es für den Bürger des wahrhaft neutralen Staates ganz gleichgültig, wem die Ware zugute kommt. Das was man vor dem Kriege als Seerecht zu bezeichnen pflegte, wollte den neutralen Staaten höchstens nicht gern erlauben, Kriegsgeräte an eine feindliche Partei zu verkaufen. Deutschland hat es z. B. auch 1898 abgelehnt, Spanien mit Kriegsmitteln gegen die Union zu unterstützen. Aber von der Beschränkung aller übrigen Stoffe und Fabrikate ist keine Rede. Maßt sich nun England doch das Recht an, nach den skandinavischen Ländern nur so viel Ware gelangen zu lassen, als diese brauchen, so ist die Durchführung einer solchen Maßregel nur möglich, wenn der gesamte Seeverkehr der skandinavischen Staaten unter britische Kontrolle gestellt wird. Das aber bedeutet natürlich einen schweren Eingriff in die Unabhängigkeit dieser kleinen Staaten. Norwegen, das gegenüber England am wenigsten geschützt ist, uns aber am fernsten liegt — es ist ja auch kein Ostseestaat — scheint sich fast ganz der englischen Willkür gebeugt zu haben; in Dänemark gehen Strömungen widersprechender Art hin und her, die Vernichtung der dänischen Flotte, die Brandbomben auf Kopenhagen hat man den Engländern, 1864 den Deutschen nicht vergessen. Schweden, das England gegenüber am unabhängigsten daliegt, und das andererseits, wie wir gesehen haben, seine große russische

Gefahr sieht, ist am wenigsten geneigt, widerstandslos der englischen Willkür sich zu fügen.*)

An der Nordsee

Wir sind bei der mehrfachen Erwähnung Norwegens und ebenso des Nord-Ostsee-Kanals schon gelegentlich an unser anderes Meer gelangt, an unsere Nordsee, die die Engländer bekanntlich die Deutsche See nennen. Sie ist aber nur deutsch an ihrer Süd- und Südostgrenze, an den Gestaden der sogenannten Deutschen Bucht, sonst haben Skandinavien und Holland an ihr Anteil, und im Westen lagern sich die britischen Inseln quer davor. Diese Lage der britischen Inseln ist für unser Volk und für die Entstehung dieses Krieges verhängnisvoll. Die beiden großen Stromöffnungen, an denen deutsches wirtschaftliches Leben bis zum Meere drängt, die des Rheins und der Maas und die der Elbe und Weser, sind belagert und vom freien Weltmeer ab-

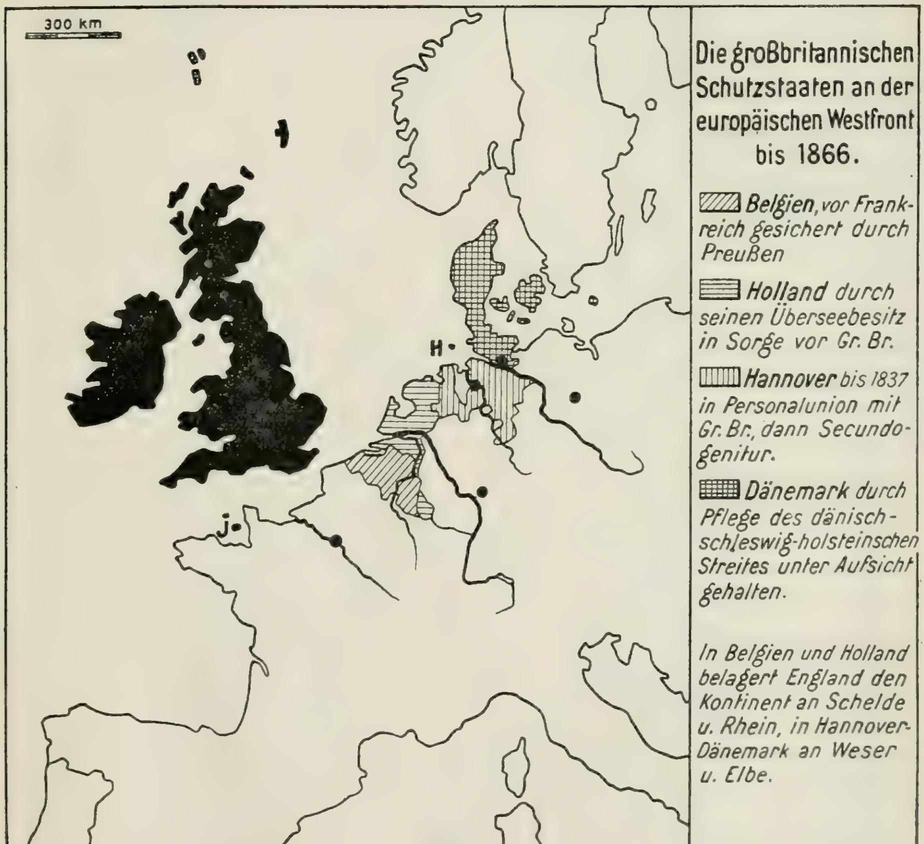


Abb. 15.

*) Im Winter 1915/16 geschrieben. Die seitherigen Fortschritte der Seeknechtung der freien Völker durch die Engländer zu schildern, ist nicht Aufgabe einer Geographie, sondern einer geschichtlichen Darstellung.

gesperrt durch diese Inseln. Bei Rhein und Maas hat der gleichzeitige Wettbewerb mit unserm westlichen Nachbar Frankreich es den Engländern möglich gemacht, uns ein freies Ausnutzen unserer volkswirtschaftlich wichtigsten Strommündungen sehr zu erschweren, indem es die Kleinstaaten Belgien und Holland in wachsender Abhängigkeit von sich zu halten wußte und vor allem jedes natürliche wirtschaftliche Zusammenwachsen von Hinterland und Küste hintertrieben hat. Ungemein ähnlich ist bis in die 60er Jahre die Lage an Elbe und Wesermündung gewesen. Westlich lag Hannover, ein englischer Tochterstaat, bis zum Regierungsantritt der Königin Viktoria sogar in Personalunion mit England, nordöstlich Dänemark; sie beide umklammerten die deutschen Hansehäfen Bremen und Hamburg vollkommen. Es scheint uns heute beinahe unfaßbar, daß man bis 1863 von Berlin nach Hamburg durch dänisches Gebiet reisen mußte. Die Hansestädte selber führten dabei in dem losen Gefüge des Deutschen Bundes ein wirtschaftliches und politisches Leben, das diese Freihandelsstädte selbst im Geschmack ihrer Bewohner beinahe als halbe Kolonien britischer Kultur auf deutschem Boden erscheinen ließ. So sehr aber in äußerlichen Formen englisches Wesen in den Hansestädten sich bemerkbar machen wollte, so unbestreitbar ist das große Verdienst, das Bremen und Hamburg durch den unermüdlichen Ausbau ihrer eigenen Schiffahrt, die Begründung und Entwicklung der großen Schiffahrtsgesellschaften, die allmähliche Herüberlenkung einzelner Stapelartikel des Londoner Marktes (Kaffee, Tabak) sich um die Seegeltung des erwachenden deutschen Volkes gemacht haben. Diese ist dann in den langen Friedenszeiten des jungen Reiches in jener erstaunlichen Weise gewachsen, die die Verwunderung, dann den Neid und schließlich den Willen zu ihrer Vernichtung bei den Engländern hervorgerufen hat. Die geographische Lage ist für einen solchen Vernichtungsplan der Engländer sehr günstig, die Absperrung der Schiffahrt bei genügender Flottenstärke nicht gar zu schwer durchzuführen. Wenn sich England dennoch einigermaßen geirrt hat, so liegen die Gründe weniger in der für uns so wenig angenehmen geographischen Lage als in der Tüchtigkeit, Tatkraft und Disziplin des deutschen Volkes.

Aber sehen wir uns die geographische Lage etwas genauer an. Die Nordsee gleicht einer geräumigen Bucht, die von Norden her in die europäische Landmasse einschneidet und die im Kanal einen langen und schmalen zweiten Zugang zum offenen Weltmeer besitzt. Leicht ist der Kanal, bei Zustimmung von Frankreich doppelt leicht, für fremden Handel zu sperren, sinkt seine Breite doch zwischen Dover und Boulogne auf etwa 30 km hinab. Umfangreichere Einrichtungen erfordert die „Versiegelung der Nordsee" im Norden. Denn die Öffnung zwischen Schottland und Norwegen ist nicht weniger als etwa 500 km breit. Freilich wird durch die beiden Inselgruppen der Orkney und Shetland, die beide in britischen Händen sind, ein westlicher Durchbruchsversuch aus der Nordsee sehr erschwert. Kommt nun hinzu, daß die britische Flotte, verstärkt durch eine große Menge von Hilfskreuzern, unter fast völligem Verzicht auf den eigentlichen Seekampf*) hier im Norden den Patrouillendienst leistet, Kirkwall

*) Geschrieben, natürlich, vor dem deutschen Skagerraksiege.

auf den Orkneyinseln scheint der Haupthafen geworden zu sein, so begreift man die Grundlage, auf der der Absperrungsplan der Engländer sich aufgebaut hat. Die Beschaffenheit der südlichen Nordsee unterstützt ferner ihren Plan durch die geringe Wassertiefe. Diese erlaubt fast überall das Anlegen von Minenfeldern. Ein solches Minenfeld, dessen Ausdehnung bekannt gegeben zu werden pflegt, engt, ehe vom Gegner seine Abfischung durchgeführt worden ist, die zur Verfügung stehende freie Wasserfläche naturgemäß erheblich ein, erleichtert also die Bewachung.

Immerhin stehen nicht alle Vorteile auf britischer Seite. Die deutschen Küsten der Nordsee sind ungewöhnlich stark verteidigungsfähig. Der breite Saum der Wattenmeere lagert sich von der dänischen bis zur holländischen Grenze derart vor die Küste, daß diese für jedwede Schiffsartillerie unerreichbar bleibt, es sei denn, daß die feindlichen Schiffe versuchten, in die schmalen, ihrer Seezeichen beraubten Fahrwasser selbst einzudringen. Hier würde aber so gut wie sicher überlegenes feindliches Feuer und explodierende Minen dem Versuche ein klägliches Ende bereiten. Ja hiermit noch nicht genug. Vor Elbe- und Wesermündung in der innersten Deutschen Bucht ist das Fahrwasser natürlich am breitesten, aber gerade hier liegt der weit vorgeschobene Außenposten von Helgoland. Das kleine aus rotem Sandstein aufgebaute Ländchen ist in jeder Weise gegen Wellen und feindlichen Angriff auf das allerstärkste geschützt. Ein umfangreicher Zufluchtshafen erlaubt überraschende Vorstöße deutscher Streitkräfte bei der vorgeschobenen Lage weit besser, als wenn diese erst vom Festlande her erfolgen müßten. Die Wasserfläche hinter Helgoland bis zu den Flußmündungen ist für jede Flottenbewegung zur Vorbereitung von Unternehmungen in der Nordsee groß genug. Zu dieser außerordentlich starken Verteidigungsstellung kommt dann die Anlage des Nord-Ostsee-Kanals hinzu, der natürlich nicht nur wie oben bemerkt, gestattet, die Nordseestreitkräfte in der Ostsee zu verwenden, sondern auch umgekehrt mit den Ostseestreitkräften überraschend in die Nordsee vorzubrechen.

Die englische Ostküste aber ist keineswegs so gut geschützt wie unsere deutsche Küste. Wir haben das zu unserer Freude in diesem Kriege ja schon erleben können, denn während kein Schuß von britischen Schiffen unseren Strand berührt hat, ist die mittlere englische Küste mit ihren Befestigungen schon gelegentlich wirksam unter Feuer genommen worden.

Es möchte auffallen, wenn an dieser Stelle nicht auch vom U-Boot, vom Wasserflugzeug und vom Zeppelin die Rede wäre. Der Zusammenhang zwischen ihnen und einer geographischen Betrachtung des Krieges ist aber gering. Es besteht nur eigentlich darin, daß die Notlage des in der Mitte gelegenen Deutschen Reiches die Anwendung besonderer und neuartiger Kriegsmittel hervorgerufen hat. Mit den U-Booten ist der Versuch gemacht worden, die englische Blockade Deutschlands durch eine deutsche Englands auszugleichen. Und mit den Zeppelinen und Flugzeugen hat man sich bemüht, den Krieg, den England in die friedlichen Gaue Europas im Gefühl seiner insularen Sicherheit zu tragen nicht gescheut hat, nun doch so gut es geht auch seinem Lande fühlbar zu machen. Freilich haben wir an Stelle der von England zugelassenen



Abb. 16. **Das Gebiet der deutschen Luftangriffe.**
Jeder Punkt eine Belegung mit Bomben (Zeit vom 19. Jan. 1915 bis 6. April 1916). Zusammen 26 Angriffe. Ziele: Ostküste, London, nordwestliche Industriestädte und Liverpool.

wahllosen Verwüstung Ostpreußens nur die Belegung solcher Stellen mit Bomben vorgenommen, deren Beschädigung die Kriegsmittel Englands herabzumindern geeignet ist, Hafenanlagen, Werften, Kriegsschiffe, Industrieviertel mit Munitionsfabriken u. dgl. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Wirkung dieser Belegungen viel nachdrücklicher ausgefallen ist, als es die Unvollkommenheit unseres Nachrichtenwesens uns übermittelt hat. Sentimentalen Regungen gegenüber möge man feststellen, daß es der englischen Bevölkerung frei steht, solche gefährdeten Bezirke zu meiden, und daß der Anfang mit solchen Versuchen, von oben her durch Bomben entsprechende Anlagen zu vernichten, abgesehen von den Franzosen, von den Engländern gemacht worden ist (vgl. den Flugzeugangriff auf Düsseldorf und seine Ballonhalle).

Wir haben schon oben einmal vom Aushungerungskrieg kurz gesprochen. Hier ist die Stelle, wo die eine Seite des englischen Plans zur Entscheidung kommen muß, denn es handelt sich ja bei seiner Vereitelung um zwei Dinge, erstens um möglichste Erweiterung und Verstärkung der Produktionsfähigkeit Deutschlands, zweitens um Zerbrechen der stählernen Ketten, mit denen England uns vom Seeverkehr absperrt, und Wiederbefreiung des Weltmeeres vom Joche der britischen Flagge. Soweit wir im eigenen Lande Ersatzstoffe für das finden, was uns die Tropen und die Ferne einst geliefert haben, soweit geht uns die Sache hier nichts an; soweit aber bleiben auch Hamburg und Bremen, ja auch Antwerpen in Totenstarre,*) die erst an dem Tage von ihnen genommen wird, wenn Großbritannien es nicht mehr verhindern kann, daß die Schiffahrt zu den großen festländischen Nordseehäfen wieder zurückkehrt. Wie diese endliche Befreiung Europas zu erreichen sein wird, das wird in diesem Augenblick wohl noch keiner genau wissen, und wer es wüßte, dürfte darüber nicht sprechen. Aber daß hier eine der allerentscheidendsten Stellen liegt, daß die erste deutsche Flagge, die frei in der Luft wieder durch den Kanal nach Westen zieht, den Beginn eines Großbritannien abgerungenen allgemeinen Kulturfortschrittes der Menschheit bedeutet, das ist nicht zu bezweifeln.

Wenn wir „England" sagen, so meint man ja damit eigentlich weder das Land noch das ganze Volk. Man tut das auch bei anderen Staaten nicht, aber man meint bei jedem Staate genau genommen etwas anderes. Man meint bei England als unserem Feinde die kleine Gruppe der englischen Herrscherkaste, die unter Formen, die als liberal und demokratisch ausgegeben werden, nicht nur die übrige Welt zu knechten trachtet, sondern auch das eigene Volk in einer sehr scharf angezogenen Geldknechtschaft hält. Da bei der völligen Beherrschung der Presse durch diese Herrschaftsschicht die große Menge schon seit langen Jahren nirgends zu einer unbefangenen Anschauung hat kommen können, so muß man freilich zugeben, daß auch „das Volk von England" besonders seit dem Ausbruch dieses Krieges den Beutekrieg seiner Herren willig mitmacht. Aber die Kluft zwischen der herrschenden Schicht und dem weitverbreiteten Elend ist doch in Großbritannien so groß, daß sehr erhebliche Teile der Bevölkerung, von vornherein so gut wie ganz die irische, zu dem Weltkriege innerlich eine völlig andere Stellung einnehmen, als dies bei uns der Fall ist. Was von seiten der Irländer in diesem Kriege zu ungunsten Englands geleistet worden ist, kann jetzt nicht beurteilt werden, und die abgelegene Lage der grünen Insel schwächt die Möglichkeit irgend eines Zusammenwirkens weiter ein. Das hat auch Napoleon, und das haben vor ihm die Bourbonen erfahren müssen. Irgend ein Befreiungsversuch Irlands von seiten des europäischen Festlands hat bisher noch nie einen dauernden Erfolg gehabt. Das englische Volk andererseits ist, so seltsam das bei den fast fortwährenden Kriegen Englands scheint, im höchsten Grade kriegsungewohnt in den Krieg gegangen.

*) Das erste H-U-Boot hatte bei Niederschrift noch nicht seinen Weg von Bremen nach Baltimore glücklich beendet. Die Weiterentwicklung eines H-U-Bootverkehrs, der doch immer bescheiden bleiben müßte, ist bei Niederschrift dieser Anmerkung noch nicht abzusehen.

Es hat seit Jahrhunderten im Schutz seiner Insel gesessen, und Flotte und Heer haben die Rolle von Beauftragten gehabt, seine Sicherheit zu gewährleisten und sein Ansehen zu vermehren. Dem einzelnen Engländer fehlt seit lange das Pflichtgefühl gegen den Staat. Dieser ist dazu da, mit seinen Mitteln, also auch mit Heer und Flotte, das Behagen des einzelnen Bürgers zu erhöhen. Der einzelne ist dem Staate gegenüber nicht verpflichtet, sondern sein anspruchsvoller Herr, es sei denn, daß finanzielle Schwäche oder jugendlicher Leichtsinn ihn veranlaßten, sich zum Dienst in Heer und Flotte anwerben zu lassen. Es ist das eine völlig andere Auffassung von Pflicht und Staat und Wert des Einzellebens, als bei uns. Sie ist in ihrer Entwicklung nur möglich gewesen in der Sicherheit einer Insel, aber sie wird ganz gewiß von unserem deutschen Pflichtbegriff unendlich übertroffen. Es ist nicht glaublich, daß wenn die Engländer jetzt zu einer Art allgemeiner Wehrpflicht übergegangen sind, auf Grund ihres Volkscharakters etwas wird geschaffen werden können, was unserem Volksheere zu vergleichen ist. Auf der anderen Seite darf man nicht verkennen, daß die Neigung des Engländers zu einem rüstigen und Sport geweihten Leben im Freien in einer ziemlich breiten Volksschicht eine körperliche Beschaffenheit des einzelnen hervorgerufen hat, die ihm in manchen Dingen auch für eine kriegerische Ausbildung von Nutzen sein muß.

Man kann von Großbritannien kaum sprechen, ohne seines weit verbreiteten Kolonialreiches und damit fast aller Gebiete der Erde zu gedenken und ebenso seines abgefallenen Tochterstaates, der Union. Aber es scheint doch wohl praktischer, die Behandlung beider Gegenstände an eine spätere Stelle zu verschieben und vorläufig Europa noch treu zu bleiben. Kehren wir daher auf den Kontinent zurück und wenden wir uns der Südost- und Südfront zu.

IV.

Südost- und Südfront

Schulter an Schulter oder vielleicht noch besser Rücken gegen Rücken kämpfen bekanntlich das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn in diesem Krieg. Wir wollen auch an dieser Stelle Bulgariens und der Türkei gedenken, aber doch nur insofern, als durch ihren jeweiligen Eintritt wichtige Neuentwicklungen im Weltkriege begonnen haben und im besonderen durch den sieghaften Vorstoß Bulgariens ein Glied in dem Ring unserer Feinde herausgesprengt worden ist: Serbien. Zunächst also betrachten wir die Lage Österreich-Ungarns.

Der Donaustaat

Die Geschichte und die Tatsache, daß die Ahnen der Kaiser im Donaustaate deutsche Kaiser gewesen sind, zeigen uns das überaus enge Verhältnis, das zwischen den Verbündeten naturgemäß besteht, auf das deutlichste. Dieser Krieg, der den Begriff Mitteleuropa als den einer unteilbar zusammengehörigen Ländermasse in aller Munde gebracht hat, wirkt weiter als Lehrmeister. Das alte Deutsche Reich, infolge seiner dem Genius des deutschen Volkes eigenen Duldsamkeit immer etwas ungefüge und schwerfällig und zu Absonderungen in seinen Randgebieten

neigend, lebt in verjüngter und lebenskräftigerer Form wieder auf, wenn auch die Zweiheit, hie Deutschland, hie Österreich-Ungarn, weil in der Natur von Land und Volk begründet, erhalten bleiben wird. Deutschland ist das Gebiet der Mittelgebirge, der ihnen im Nordwesten vorgelagerten Ebene und des durchgängigen Abfalls der Flüsse nach der Nordsee. Hierbei ist es keineswegs störend, sondern trägt nur wie eine Art Verzahnung zur größeren Verfestigung mit seinem Nachbar bei, daß, durch den Bayerwald hauptsächlich vorgezeichnet, der Böhmische Kessel, obwohl zur Nordsee entwässert, ein Teil Österreich-Ungarns ist, und zwischen ihm und Tirol sich das Donauland der Schwäbisch-Bayrischen Hochebene einschiebt. Österreich-Ungarn ist im Gegensatz ausgesprochener Donaustaat; um die große mittlere Lebensader lagern sich weiträumige Ebenen und um diese der Ring hoher Gebirge. Sie schließen das ganze Staatsgebilde zu einer überaus kräftigen Einheit zusammen. Dieser Einheit gegenüber steht die Vielheit seiner Völkerschaften. Die Donau hinab bis Preßburg und in den Gebirgen seiner Westhälfte haben die Deutschen als der Kopfzahl nach stärkstes Volk des Landes den Boden inne. Sie sind außerdem fast in jedem anderen Teile des weiten Staatsgebildes in den Städten oder in zusammenhängenden Landgemeinden vertreten. — Die großen östlichen Ebenen haben seit einem Jahrtausend die Madjaren als Mittelpunkt ihres Staatswesens ausgebaut. Rings um sie herum und in Böhmen weit nach Westen vordringend, sitzen andere Völker, deren Sprachgebiet bei den Polen und Ruthenen im Norden, bei den Bosniern im Süden weit über die Staatsgrenze hinausreicht. Das gilt erst recht für die beiden romanischen Völker, die Italiener und Rumänen, von denen die ersteren im Südwesten an die Deutschen, die anderen im Osten an die Madjaren grenzen. Gerade dieses Zerschneiden der Sprachgebiete durch die Naturgrenzen, die dem Donaustaate vorgezeichnet sind, haben die Entstehung der vielen schwebenden Fragen und deren Weiterentwicklung begünstigt. Ist doch, um nur an das ernsteste Beispiel zu erinnern, der Anspruch des von Rußland aufgehetzten kleinen Serbenvolkes, seine Staatsgrenzen

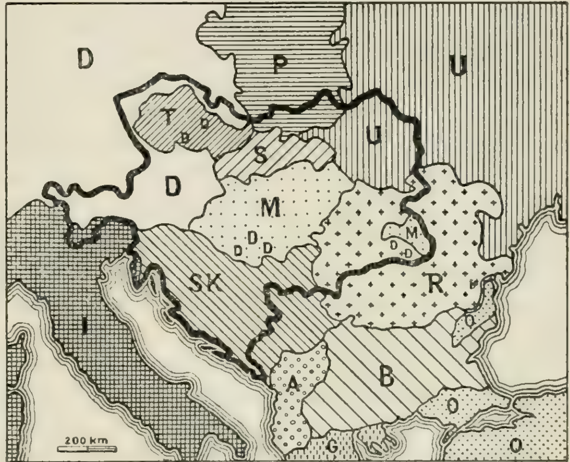


Abb. 17. Die „Nationalitätenfrage" in Österreich-Ungarn.

D Deutsche.
M Madjaren.
I Italiener.
SK Serbokroaten (Slowenen).
P Polen.
T Tschechen und Mährer.
S Slowaken.

U Ukrainer.
R Rumänen.

Außerhalb des Reiches:
B Bulgaren.
A Albanier.
O Osmanen.

Tschechen, Slowaken und Madjaren leben nur in der Monarchie. Alle anderen Nationalitäten haben Sprachgenossen auch jenseits der Grenze. Die Slowenen sind von den Serbokroaten nicht abgesondert.

auf Kosten Österreich-Ungarns um das Gebiet zu erweitern, in dem ähnlich sprechendes Volk wohnt, bekanntlich der Ausgangspunkt des Weltkrieges geworden. Man wird aus der Fülle der sich kreuzenden Ansprüche nicht herausfinden, wenn man sich nicht der Reihe nach die einzelnen vorhandenen Sprachgebiete vergegenwärtigt und vor allem, wenn man nicht versucht, in der Frage entscheidende Stellung zu nehmen, ob die Bevölkerung eines Landes, die eine gemeinsame Volkssprache ihr eigen nennt, unter allen Umständen, ja überhaupt den Anspruch, einen Staat bilden zu wollen, erheben darf.

Wir haben schon gegen den Anfang zwischen Volk und Nation in der Weise praktisch unterschieden, daß wir die Angehörigen derselben Sprache ein Volk (eine Nationalität) hatten ausmachen lassen wollen, während eine Nation die Mitglieder eines Staates zusammenfaßt, sofern sie diesen Staat wollen. Selbstverständlich ist ein anderer Sprachgebrauch möglich, aber wir wollen an diesem nun einmal festhalten, denn das Vorhandensein von beiden Gemeinschaften, Sprachgemeinschaften und Staatsgemeinschaften, ist ja unbestreitbar. Ein Staatsgebilde hat nun nur solange die Kraft sich zu behaupten, als seine Bewohner es erhalten wissen wollen. Die Gründe, aus denen sie dazu veranlaßt werden, sind mannigfaltig. Außer dem Gewicht der Überlieferung, die jedes vorhandene Staatsgebilde zu erhalten strebt, sind für das Leben der Staaten die natürlichen Grundlagen, auf denen er sich aufbaut, und die Sprachgemeinschaften, die sich auf seinem Boden ausbreiten, die wesentlichsten. Die britischen Inseln sind eine natürliche Einheit, und daher sind sie auf Grund des stärksten Volkes, das den größten Raum bewohnte, schließlich zu einem Staatswesen zusammengeschmolzen trotz der großen sprachlichen Verschiedenheiten zwischen Angelsachsen, Normannen und Kelten. Ein anderes natürlich umgrenztes Gebilde ist die Schweiz, und so hat sie seit ihrer Entstehung als Staatsgebilde zusammengehalten, und die Nation der Schweizer bekundet gerade in diesem Weltkriege ihren Willen zum Schweizerstaate, so gewaltig auch die völkischen Gegensätze sind, die Welsch-Schweiz und Deutsch-Schweiz trennen. Im Vergleich mit den britischen Inseln sehen wir freilich, daß, wenn es nicht einer Sprache gelingt, die wettbewerbenden anderen auf dem Staatsboden zurückzudrängen und sich zur alleinigen Staatssprache zu machen, eine erhebliche Erschwerung für das Staatsganze und sein Bestehen weitere Folge ist. Denn die Gemeinsamkeit im Staate wird durch dessen Mehrsprachigkeit stark herabgemindert, und die Blicke der Mitglieder der einzelnen Sprachen werden naturgemäß immer wieder über die Staatsgrenzen zu den Volksgenossen hinübergehen. Wirklich ohne größere Gefahren für das Bestehen eines Staates sind vermutlich daher nur kleinere Völkerschaften, die allein oder neben anderen in ihm ihre Wohnsitze haben. Solche Völkerschaften besitzen keine „unerlösten Gebiete" jenseits der Staatsgrenzen. Die Esten in Estland, oder die Rhäto-Romanen in Graubünden, oder die Bretonen Frankreichs mögen als Beispiele dienen.

Durch die Entwicklung der Zivilisation im 19. Jahrhundert ist ferner die Bedeutung der gemeinsamen Sprache ungeheuer gewachsen. Die Verbreitung der Schulbildung oder um nicht durch ein zu hohes Wort zu täuschen, der Lesefertigkeit, hat die große Masse des Volkes zur seelischen Teilnahme am politischen,

wirtschaftlichen und geistigen Geschehen in den einzelnen Staaten herangezogen. Die Macht großer Parteien, ja im Grunde genommen die ganze britische Weltmacht fußt heutzutage auf der Ausführbarkeit des Gedankens, durch das gedruckte Wort die große Masse in gewünschter Weise zu lenken. Sehr viele Staatseinrichtungen können ihrer Bestimmung gar nicht nachkommen, wenn sie sich nicht auf die Tatsache verlassen können, daß Gedrucktes durch Gelesenwerden aller Welt bekannt wird. Man führe sich den Unterschied vor Augen, den eine Bekanntmachung aus alter Zeit mit ihrem ausklingelnden Stadtsoldaten bildet, gegen unsere heutige Anschlagsäule und Zeitung. Durch Vielsprachigkeit wird aber jeder einzelne kleine staatliche Erlaß um das Doppelte oder Mehrfache erschwert. Es ist daher erklärlich, daß das 19. Jahrhundert den Begriff des Nationalstaates geschaffen hat und den des Territorialstaates als veraltet abzulehnen bestrebt war. Der Nationalstaat will Sprachgemeinschaften als Nationen anerkennen und die Staatsgrenzen durch Sprachengrenzen bestimmen. Der Territorialstaat fußt auf den durch die geschichtliche Entwicklung gerechtfertigten natürlichen Landschaften. Der eigentümliche Umstand, daß die von Alpen und Mittelmeer fast überall so klar begrenzte Apenninische Halbinsel von dem Volke der Italiener bewohnt war, aber tatsächlich aus einer Reihe von getrennten Staaten und Zugehörigkeitsgebieten fremder Staatsgewalt bestand, und daß die europäische Mitte vom deutschen Volk bewohnt, der politischen Einheit entbehrte, diese Zustände aber von den beteiligten Völkern als unnatürlich empfunden wurden, hat den Begriff des Nationalstaates als des erstrebenswerten und natürlichen sehr gefördert. Es ist wohl auch nicht zu bezweifeln, daß sowohl Italien wie Deutschland Gebiete sind, deren einstiger staatlicher Zusammenschluß naturgemäß gewesen ist, und daß die Gemeinsamkeit der Sprache hierbei sehr wesentliche Dienste geleistet hat, aus ihr vielfach die Antriebe sich hergeleitet haben, die zur schließlichen Durchfechtung der erstrebten Ziele geführt haben.

Es wird dabei aber übersehen, daß Italien und auch Deutschland doch vielleicht in erster Linie naturgemäß zusammengehörige Landflächen bedecken und die Gemeinsamkeit der Sprache vielmehr eine Folge des Naturzusammenhanges dieser Gebiete ist. Jedenfalls zeigt uns, wie wir weiter sehen wollen, eine Sprachenkarte, daß eine Auflösung Europas in Staaten nach Sprachgebieten nicht ausführbar ist. So sehr daher auch die Italiener von ihren unerlösten Brüdern sprechen, deretwegen sie den Krieg zu führen vorgaben, so sind sie doch bei der Angabe ihrer Ansprüche sofort zu einem anderen Grundsatze übergegangen und haben die „natürlichen" Grenzen Italiens im Osten gefordert. Diese fallen ihrer Erklärung nach mit den Wasserscheiden zusammen. Sie beanspruchen die adriatische Wasserscheide, d. h. in Tirol das Land bis zum Brenner, also Bozen und die Heimat Walthers von der Vogelweide mit eingeschlossen; sie ziehen sie weiter im Osten über den Karst, ohne sich daran zu stoßen, daß auf ihm oberflächliche Entwässerung nicht stattfindet und eine Wasserscheide sich nicht ziehen läßt, dann würde sie einen erheblichen Teil Süd-Bosniens umfahren. Nur einen verschwindend kleinen Teil des beanspruchten Gebietes bewohnen Italiener.

Jedenfalls haben wir nun drei Auffassungen über die richtigen Grenzen bei Staaten beieinander:

1. Staaten sollten mit den Sprachgrenzen zusammenfallen. Sie tun das in Wahrheit so gut wie nie, aber Sprachen sind ein wichtiges, vielleicht das wichtigste Mittel, Staaten zu verwalten, zusammenzuhalten, bzw. an ihrer Sprengung zu arbeiten.

2. Staaten sollten von Naturgrenzen umschlossen werden. Ein Inselstaat hat allein eine solche Naturgrenze, aber gerade solche Staaten, Großbritannien, Japan, neigen bei ihrer größeren eigenen Sicherheit zu Kriegsmißbrauch und Eroberung. In allen anderen Fällen wäre erst festzustellen, was eine Naturgrenze sein soll. Die Wasserscheide z. B. als Naturgrenze, eine Erfindung der französischen Revolutionszeit, hat vielleicht einige Bequemlichkeit für Verwaltungsgrenzen im Innern, sonst versagt sie.

3. Weder Sprach- noch sogenannte Naturgrenzen haben ein Recht, einem Staate Grenzen zu setzen. Die tatsächlichen Grenzen werden vielmehr bestimmt durch den Kräfteausgleich zweier in den Grenzgebieten aneinanderstoßender Staaten. Natürliche Schranken: Änderung des Sprachbodens wie Änderung der Erdbodenoberflächeformen können sehr wichtig werden, die einzige Entscheidung kommt aber weder dem einen noch dem anderen zu.

Es hat nötig geschienen, bevor wir uns dem österreichisch-ungarischen Staatsgebilde zuwenden, diese kurzen allgemeinen Ausführungen zu machen. Nun wollen wir die Staatsgrenzen Österreich-Ungarns nach ihrer natürlichen Beschaffenheit umfahren und dabei auch die Ausdehnung der einzelnen Sprachböden in den größten Zügen uns vergegenwärtigen.

Die lange deutsche Grenze ist hier nicht mehr zu besprechen. An der Dreikaiserecke Oberschlesiens beginnt Galizien und damit, wie schon oben erwähnt, das breite Vorgelände des die Donauebenen schützenden Karpathenbogens. Von der Südgrenze der Bukowina an springt die Reichsgrenze auf den Hauptkamm des Gebirges zurück. Ganz Rumänien ist nichts als die Fortsetzung des Festungsvorlandes. Österreich hat sich zweimal den Besitz dieses Stückes seines Vorlandes und damit die Sicherung der Donaumündung entgehen lassen; das erste Mal, als es auf dem Wiener Kongresse statt die Donaufürstentümer zu erwerben, die Lombardei und Venetien sich zurückgeben ließ, es hat sie doch später abgeben müssen; das zweite Mal im Krimkrieg, in dem es die Fürstentümer besetzte, aber wieder abgegeben hat. Es hat sich dadurch hier im Südosten verschärfte russische Gegnerschaft und einen durchaus nicht zuverlässigen Nachbar geschaffen.

Von der Stelle, wo die Donau durch das Gebirge bricht, und wo Transsilvanische Alpen und Balkan zusammenhängen, vom sogenannten Eisernen Tor an, sind Donau und Sau österreichische Grenze. Dort, wo die Drina von rechts in die Sau mündet, wird seit der Einverleibung von Bosnien, die Drina Grenzfluß, dann aber zieht die Grenze in ganz krauser Form über das westbalkanische Gebirgsland auf das Adriatische Meer zu. Kurz ehe sie dieses erreicht, umzieht sie noch ganz eng die vielgestaltige Bucht von Cattaro. Flußgrenzen entsprechen

selten den wirtschaftlichen und politischen Bedürfnissen der beiden Nachbarn. So verschieden sie nach der Größe des Flusses, der Wegsamkeit seiner Ufer, des Geländes auf beiden Seiten sein mögen, in der größten Mehrzahl der Fälle ist ein Fluß eine schlechte Grenze für einen Staat. Wir finden daher auch in Gebieten von Staaten mit verhältnismäßig festen Grenzfestsetzungen reine Flußgrenzen überaus selten, z. B. springt die deutsch-schweizerische Grenze auf der kurzen Strecke zwischen Bodensee und Rheinebene nicht weniger als viermal über den Fluß und zurück. Häufig deuten sie gerade auf unerledigte Zustände hin, auf Vorwärtsbewegungen eines Staates im Zustande der Ausbreitung, die an ihnen vorläufig in eine Ruhepause eingetreten sind. So ist die Donau als Grenze Österreichs gegen den weichenden Türkenstaat empfunden worden. So haben sie die Serben, die nach dem Banat schielten, empfunden. So haben die Franzosen bis 1870 über den Rhein hin die süddeutschen Verhältnisse zu beherrschen versucht. Erst recht die alte Grenze gegen Montenegro ist vollkommen willkürlich. Wir sind eben vom Eisernen Tor an auf der Balkanhalbinsel und in jener Welt, die um eine beständigere Gestaltung ihrer Staatsgebilde noch ringt. Hoffen wir, daß es mit Hilfe der Mittelmächte den tüchtigen Bulgaren und den anderen Nationen, deren Erhaltung wertvoll ist, gelingen möge, zu ihr jetzt zu gelangen.

Von der Gegend von Cattaro an bis über den Isonzo hinaus verläuft die Seegrenze des Reichs, sie ist ganz überwiegend außerordentlich verwickelt gebaut, eine Felsenküste, die das Hinterland für weite Strecken fast ganz absperrt. Um so wichtiger sind diejenigen Stellen, an denen der Zugang zum Hinterlande bequemer ist. Hierbei werden die beiden Meerbusen im Norden der Adria zu beiden Seiten der Istrischen Halbinsel von keiner anderen Küstenstrecke an Bedeutung erreicht. Der östliche, der Golf von Quarnero, hat in Fiume seinen Haupthafen, durch den die ungarische Reichshälfte an das Meer geschlossen ist. In der westlichen Bucht liegt Triest, das sich schon im 13. Jahrhundert, um vor Venedig Schutz zu haben, freiwillig in habsburgische Abhängigkeit gegeben hat. Es ist örtlich wenig günstig gelegen. Der Ausbau von Hafenanlagen ist bei der Nähe des Steilabfalles des hinter Triest aufsteigenden Karstes recht erschwert, und die Bahnverbindung mit dem Hinterlande, auf den Karst hinauf, ist mühsam genug, während die leichtere Linienführung im Isonzotal aufwärts und dann in das Tal der Wippach hinein das Doberdoplateau im Westen umzieht und daher gleich bei Kriegsausbruch, weil unter den Kanonen des italienischen Angreifers gelegen, hat eingezogen werden müssen. Ist die örtliche Lage Triests für einen großen Hafen einigermaßen unbequem, so ist die allgemeine Lage um so besser. Hier schneidet das Meer am tiefsten in den Leib Europas hinein. Bei Triest sind also die Entfernungen nach dem südlichen Meere am geringsten, und es ist kein Wunder, wenn auch erhebliche Teile des Deutschen Reiches nach Triest als ihrem Vorzugshafen hinneigen. Der Wettbewerb mit Genua, so sehr dies für den Verkehr nach dem Westen begünstigt ist und so erheblich der Zuschuß gewesen ist, den das Deutsche Reich für die Gotthard-Bahn geleistet hat, wird nach dem Kriege erst recht immer mehr zu Triests Gunsten sich entscheiden. Vollkommen ausgeschlossen ist es aber bei der Lage des Hafens zu Mitteleuropa, daß Österreich-Ungarn auf seine Zugehörigkeit

verzichten könnte, ja daß das Deutsche Reich ein solches Opfer seines Verbündeten würde ertragen können. Es ist auch nicht wünschenswert, daß die Italiener, wie sie möchten, auf der Ostseite der Adria Gebiete in ihre Abhängigkeit bringen. Alle Balkanvölker, wie sie auch staatlich geeinigt werden mögen, müssen den lateinischen Eindringling aus Lebensinteressen von sich fern halten, und Mitteleuropa kann nicht dulden, daß Italien als Herrin beider Adriaküsten sein „mare nostro" sperrt. Übrigens würde bei einem Zusammenbruch der Mittelmächte höchstwahrscheinlich eine italienische Herrschaft in Dalmatien auch nur kurze Tage zählen. Serbiens großer Hintermann, Rußland, würde dann bald die kleinen schwarzhaarigen Leute in die Adriafluten werfen.

Wenig westlich von Triest, jenseits der Isonzodeltaanschwemmungen beginnt von neuem die Landgrenze des Reichs. Sie zieht anfänglich durch ebenes Land, um sich dann bald auf die Alpen zu begeben, die hier nicht ganz die Küste erreichen. In dem östlichen Abschnitt weist sie ein recht erhebliches Stück des Gebirges Italien zu, während in der Mitte, um Etsch und Gardasee, mit dem weiter nach Süden reichenden Hochland die Tiroler Grenze bastionartig weit nach Süden vorspringt, um wenig westlich vom Gardasee fast südnördlich auf die Schweizer Grenze zuzusteuern. Diese letztere, an deren Ende das Deutsche Reich wieder erreicht wird, verläuft so gut wie ganz in den Alpen und ist für unsere Besprechung von geringer Bedeutung. Dagegen läßt sich über die italienisch-österreichische Grenze noch sehr vieles sagen, mehr als hier möglich ist, im allgemeinen folgendes:

Die Alpen sind eigentlich nie die Grenze großer Staaten gewesen. Das Römerreich hatte kaum die Poebene besetzt, als es auch schon nach Westen und Norden über das Gebirge hinauszugreifen versuchte, und in den Jahrhunderten seiner Blüte hat die Grenze nach dem freien Germanien weit nördlich am Limes und an der Donau gelegen. Nach den Jahrhunderten der Völkerwanderung, in denen sich die neu entfesselten Kräfte zu dauerhafteren Staatsbildungen durchringen mußten, hat das Heilige Römische Reich deutscher Nation wiederum auf beiden Seiten der Alpen gelegen. Sein Niedergang, der gleichzeitig die Entwicklung kleinerer staatlicher Gebilde bedeutete, und solche italienischer Zunge und deutscher Sprache durch die Alpen zu trennen begann, hat innerhalb der Alpen eine Reihe von besonderen Alpenstaaten hervorgerufen, deren Schwerpunkt gerade auf ihrer beherrschenden Lage zu den Hauptpässen der Alpen beruht hat, und die mit etwas wechselnden Grenzen so weit gegen oder über den Rand des Gebirges sich entwickelt haben, als das vorhandene Kräfteverhältnis mit den Vorlandstaaten es erlaubt hat. Der westlichste um den Großen St. Bernhard war Savoyen-Piemont, das erst 1859 verschwunden ist. Sein größerer Anteil, auf der Innenseite des Alpenbogens, hat sich zum Königreich Italien ausgewachsen, während Savoyen und Nizza auf der Außenseite an das außeralpine Frankreich gefallen sind. Man hat hier entsprechend der alten französischen Tradition die Wasserscheide Grenze sein lassen, während die Sprachgrenze Nizza dem italienischen, einen ansehnlichen Teil von Piemont dem französischen Sprachgebiet zuweist. Dann folgt der typischste Alpen- und Paßstaat, die Schweiz, die an der Gotthardstraße erwachsen, so weit an den Rand des

Gebirges und ins Vorland gedrungen ist, daß sie im wesentlichen an den großen randlichen Verkehrshindernissen der Alpenseen und des Juragebirges Halt gemacht hat. Ganz ähnlich der Schweiz ist die Lage von Tirol. An Stelle des Juragebirges treten die Bayrischen Kalkalpen, die beherrschenden Pässe sind Brenner und Reschenscheideck. Ja, damit nicht genug. Das Bistum Salzburg und das Herzogtum Kärnten stellen zusammen eine vierte staatliche Bildung ganz im Charakter der drei erstgenannten dar.*) Man wird nach diesem geschichtlichen Befunde wohl kaum daran zweifeln, daß es der Natur des Gebirges entsprochen hat, solche Gebirgs- oder Paßstaaten in sich zu entwickeln, und es wird trotz des bisherigen Schicksals von Piemont-Savoyen, das wohl doch kein endgültiges ist, wenn auch hier die Pässe am höchsten, die Täler gegen das Vorgelände am freiesten sind, zu der Auffassung gedrängt, daß solche Staaten entweder ihre Selbständigkeit wie die Schweiz behaupten werden, oder naturgemäß als Ganze in ihnen vorgelagerte Staaten eintreten müssen. Dies ist nun auch bei Tirol und seinen östlichen Nachbarlandschaften in der Weise geschehen, daß sie mit Ausnahme der Unterbrechung durch die napoleonische Gewaltherrschaft stets zum Donaustaat gehört haben.**) Es kann daher nicht die Rede davon sein, daß irgendein Naturzwang die Wasserscheide zwischen Inn und Etsch als italienische Grenze verlangte. Eher ist es richtig, wenn darauf hingewiesen wird, daß die Österreicher, die alten Herren von Venetien, versäumt haben, rechtzeitig die Tiroler und Kärntner Grenzen von einzelnen Schönheitsfehlern zu befreien, die, solange Venetien ihnen gehörte, harmlos waren. Es handelt sich besonders um das von der italienischen Grenze zurzeit umzogene Alpengebiet in den Dolomiten. Hier wäre es wünschenswert, daß die noch immer nicht ganz verwelschten kleinen Hochländer der 13 und der 7 Gemeinden südlich und östlich Rofreit zu Tirol geschlagen würden, und dieses ebenso das Alpengebiet nordwestlich der Linie Belluno—Ampezzo erreichten, das durch seinen Steilabfall und die in ihn eingeschnittenen Flußengen hier erst seine natürliche Grenze finden würde, während die heutige, die zwischen den Dolomitenstöcken auf den Hochmatten hin- und herpendelt, keinen Anspruch auf eine solche machen kann.

Die Randvölker des Donaustaates und ihre Zusammenhänge mit den Bevölkerungen jenseits der Grenze

Die große Zukunftsfrage des Donaustaates ist: Wie lassen sich seine Völker ausreichend einheitlich im Staatswesen zusammenfassen? Als wirtschaftliche und Verkehrseinheit steht der Donaustaat so günstig da, er lagert sich so ungezwungen um Wiener Becken und ungarische Tiefebenen, um Wien, Preßburg und Ofenpest, und seine Beziehungen zur Adria sind so klare, daß er aus diesen geographischen Tatsachen immer wieder die Kraft geschöpft hat, den sehr großen Schwierigkeiten standzuhalten, die aus der Buntscheckigkeit seiner Bevöl-

*) Genaueres bei Penck, Zeitschrift d. Ges. f. Erdk. z. Berlin, 1915. S. 329 ff.

**) Oder wenigstens wie die geistlichen Territorien von Trient und Salzburg zum Deutschen Reiche der Habsburger gehörten.

kerung ihm erwachsen. Entsprechend der Lebensbedeutung der Donau für den Staat haben die beiden Völker, denen die politische Leitung zugefallen ist, die Deutschen und Madjaren, das eigentliche Donauland mit seinen fruchtbaren Niederungen in den Händen. Die Deutschen haben den Vorteil, sich an ihre Volksgenossen im Deutschen Reiche unmittelbar anzuschließen. Sie haben den Nachteil, daß die westliche Reichshälfte, in der ihnen die Führung zukommt, bei weitem nicht die glückliche Gestalt besitzt wie das geschlossene Ungarland. Und sie haben mit der Erscheinung zu rechnen, daß deutsche Sprachinseln, fast überall im Reich zerstreut, sie vor besondere Aufgaben stellen, gewiß nicht immer ein Vorteil. Die Madjaren haben in einigermaßen geschlossenen Siedelungen das Kernland der ungarischen Reichshälfte besetzt. Sprachinseln sind weit weniger zahlreich, es kommt eigentlich nur das Szeklerland in Ost-Siebenbürgen und eine Reihe kleinerer Sprachinseln zur Geltung, die eine Art Verbindung des Szeklerlandes über Klausenburg nach dem Hauptgebiet der Madjaren herstellen. Sie stehen auch insofern den Deutschen nach, als sie sich nicht auf andere Sprachgenossen wie diese stützen können, sondern nur ein an Kopfzahl kleines Volk darstellen mit einer Sprache, die allen Umwohnern vollkommen fernsteht. Sie ist bekanntlich wie das Finnische und Türkische ural-altaisch. Ungefähr bis zur Theißmündung wird durch Deutsch und Madjarisch das Gebiet der Balkanslawen von dem der Slawen im Nordosten getrennt. Es ist eine Lebensfrage der Madjaren, daß diese Trennung erhalten bleibt. Sie ist es zurzeit noch, auf einer Völkerkarte betrachtet, vollkommen, denn als drittes Donauvolk schließen sich an die Madjaren die Rumänen, die, wie schon ihr Name sagt, eine aus dem Lateinischen abgeleitete Sprache sprechen. Aber die Frage der Rumänen ist nicht ganz einfach. Das rumänisch sprechende Volk bewohnt fast kreisförmig gelegene Sitze von der Ostgrenze der Madjaren, die etwa bei Arad oder Großwardein liegen bis zum Donauknie bei Galatz und von der Donau im Süden bis in die Bukowina hinein. Über dieses Gebiet hinaus bewohnen sie mit fremdem Volk gemischt Bessarabien, wo sie seit der Besetzung durch die Russen bedrängt werden und rechts der Donau die Dobrudscha, wo sie ihrerseits die Tataren zurückdrängen.*) Innerhalb des geschlossenen Rings rumänischer Bevölkerung im Schutz des Karpathenbogen liegt das erwähnte Szeklerland der Madjaren und liegen die Sitze der Siebenbürger Sachsen, also wesentliche Volksteile der beiden führenden Völker des Donaustaats. Die rumänische Bevölkerung selbst besteht aber noch zum sehr großen Teil aus Leseunkundigen und hat erst seit einem halben Jahrhundert größtenteils mit österreichischer Hilfe in dem Teil ihres Sprachgebiets, der außerhalb des Karpathenbogens liegt und nicht Rußland unterworfen ist, politische Freiheit und ein eigenes Staatswesen bekommen. Trotzdem ist es zu verstehen, wenn die Augen rumänischer Politiker über die Staatsgrenze hinausgehen und mit dem Gedanken spielen, die Rumänen jenseits in Ungarn dem eigenen Reiche einzuverleiben, wie sie es andererseits mit den bessarabischen Sprachgenossen in Rußland tun. Wenn sie

*) Kleinere Gebiete mit rumänischer Sprechweise auf der Balkanhalbinsel liegen in Ostserbien und im griechischen Pindusgebiet. Sie berühren die Hauptfrage nur sehr wenig.

Bessarabien mit ihrem Reiche vereinigen könnten, würden sie an fremdsprachlicher Bevölkerung nichts, das in höherer Kultur fest geworden ist, aufzusaugen versuchen müssen. In Siebenbürgen und im Banat Ungarns stände es mit den dortigen Deutschen und Madjaren durchaus anders. Aber vor diesem Kriege mag vielen Rumänen der Gedanke nahe gelegen haben, Österreich-Ungarn sei ein kranker, dem Zerfalle geweihter Staat, während man gegen das mächtige Rußland, das noch vor einem Menschenalter dem Verbündeten ein Stück des eigenen Landes weggenommen hatte, doch nicht aufkommen könnte. Auch das Bündnis Rußlands mit Frankreich hat in diesem Sinne gegen Österreich gewirkt. Die Rumänen glauben sich als Verwandte der Franzosen fühlen zu müssen. Freilich bedarf das wesentlicher Einschränkungen. Die Landbevölkerung Rumäniens ist in den Händen einer kleinen Gruppe reicher Bojarenfamilien und fällt politisch noch ganz aus. Die Stadtbevölkerung ist reich mit Juden durchsetzt, soweit sich aber ein eigener Mittelstand entwickelt hat, besonders ein solcher gelehrter Stände, stammt die Bildung großenteils aus Deutschland und weist dorthin. Von den Bojaren läßt sich zum Teil Ähnliches sagen, doch sind hier auch die Beziehungen zu Frankreich groß, und die Lebensführung in Bukarest ist vielfach ein verböserter Abklatsch der parisischen, so stark und wohltätig der Einfluß des hohenzollerschen Herrschergeschlechts lange dagegen gearbeitet hat. Alles in allem ist die Stellung zu den Madjaren schwierig, die Hinneigung zum Deutschen Reich ziemlich groß.

Es kommt ein anderes hinzu. Der Zerfall Österreichs würde zwar die Möglichkeit gewähren, rohes rumänisches Sprachgebiet anzugliedern, aber es wäre dann mit der Aussicht auf Bessarabien für immer vorbei. Ja noch mehr: der russische Druck in der Richtung auf Konstantinopel geht über Rumänien und die Donaumündungen. Das mindeste, was zu fürchten wäre, wäre der Verlust der Schwarzen Meer-Küste an der Donaumündung. Ja der Verlust der politischen Freiheit stände dicht dahinter, und eine Vernichtung des Volkes wäre das Ende. Scheint es daher auch verlockend, über die Transsilvanischen Alpen hinweg ins Nachbarland zu schielen, so ist es doch jedem besonnenen Rumänen klar, daß sein Land auf die Dauer sich nur als rechter Flügel von Mitteleuropa halten kann, wie Schweden als linker. Es wird ja im Banat auch nicht altes rumänisches Kulturgut aufgegeben, es ist vielmehr sogar zu erwarten, daß eins der Ergebnisse dieses Krieges das sein wird, daß die Madjaren von ihrem etwas krampfhaftem Bestreben, ihr Sprachgebiet zu erweitern, abkommen werden, und nach Art der Deutschen die Pflege der Volkssprachen sich mehr angelegen sein lassen werden.

In der Bukowina werden die Rumänen von den Ruthenen abgelöst, so heißen bekanntlich die Ukrainer, soweit sie in Ostgalizien wohnen. Aber von ihnen und den Polen ist schon oben die Rede gewesen, so daß wir uns hier darauf beschränken können, daran zu erinnern, daß beide nur mit einem kleinen Teil ihres Sprachgebiets nach Österreich-Ungarn greifen, während die weit größeren Teile außerhalb gelegen sind. Die Ukraine umfaßt, wie wir wissen, so gut wie ganz Südrußland, die Sitze der polnischen Bevölkerung sind bekannt. Eine ganz besondere Stellung nimmt dann aber jene slawische Bevölkerung ein,

die sich südlich von Ruthenen und Polen und den Hochkarpathen ausbreitet und von dort in das mährische Hügelland und den böhmischen Kessel eingedrungen ist. Hier erreicht sie die Westgrenze ihrer Sitze erst am Böhmerwald hart an der bayrischen Grenze, ja im Fränkischen Jura gibt es noch Ortschaften, die, wenn auch nicht ihre Sprache, so doch ihre alte Tracht sich bewahrt haben. Die Bewohnerschaft in Böhmen und Mähren ist stark von jüdischer Bevölkerung durchsetzt, deutsche Sprachinseln sind nicht gering und werden gegen die mährische Grenze so groß, daß die Böhmen und die Mähren fast voneinander getrennt werden. Sprachlich ist Mährisch und Böhmisch nicht völlig dasselbe. Mehr aber als die Mähren und Böhmen voneinander heben sich die Slowaken des Königreichs Ungarn von den beiden anderen Völkern ab, wenn auch die Böhmen und Mähren sich ziemlich stark und vielleicht mehr als es dem tatsächlichen Zustande entspricht, als verschieden empfinden. Die Slowaken haben es nie zu einer politischen Sonderstellung, also zu einer slowakischen Oberschicht, gebracht. Bei Böhmen und Mähren ist es anders. Das böhmische Land hat eine so vorzügliche Mittellage, daß seine Bewohner beherrschenden Einfluß auch auf Nachbargebiete oft haben ausüben können. Es ist ein besonderes Verhängnis, das die deutschen Mittelgebirge verursacht haben, daß hier im böhmischen Kessel sich, fast allseitig von deutschem Volkstum umschlossen, eine anderssprachige kleine Nation hat entwickeln können, die so kräftig war, um immer wieder seine politische Eigenart im Gegensatz zum Deutschtum auszubauen und die deutschsprechenden Randlandschaften zu bedrängen, und daß auf der anderen Seite wieder gerade dieses Kesselland eigentlich eine Art naturgegebener Mittelpunkt des deutschen Volkes und des Gebietes seines politischen Einflusses darstellt. Die ganze wechselvolle und unglückliche Geschichte Böhmens wäre anders verlaufen, wenn die trennenderen Gebirgsschranken im Osten, die bequemeren Zugänge zum Main hin gelegen wären. So aber ist Prag nicht nur die Hauptstadt des kleinen leicht erregbaren Tschechenvolks und der Ausgangspunkt der Hussitenkriege und des Unglücks des 30jährigen Krieges, sondern es ist auch der Sitz der ältesten deutschen Universität, der Ursprungsort der neuhochdeutschen Sprache (Kaiserliche Hofkanzlei Karls IV.). Wie die eigentliche Hauptstadt des Ganzen liegt es fast in der Mitte zwischen Berlin und Wien.

An der Südgrenze des Donaustaates, dort wo bei Triest die Adria am weitesten in den Leib Europas eindringt, am, wie wir gesehen haben, wirtschaftlich wichtigsten Punkte der gesamten Grenze liegt auch eine ungemein wesentliche Völkerscheide, denn hier berühren sich Romanen-, Germanen- und Slawentum. Von der italienischen Grenze haben wir schon gehört, es sei nur noch einmal daran erinnert, daß die Italiener hier ihre hauptsächlichen Ausdehnungsbestrebungen angesetzt haben, daß sie die Adria zu „ihrem" Meere machen wollen, indem sie die gegenüberliegende Küste in ihre Gewalt bringen, wie es in der Römerzeit gewesen ist und wie es in bescheidenerem Maße der Herrschaft Venedigs entsprochen hat. Aber die völkische Grundlage, auf der sie ihre Ansprüche aufbauen, ist sehr unbedeutend. Die kleinen Städte Istriens und Dalmatiens mit italienischem Aussehen gehen in dem Anteil ihrer italienisch

sprechenden Bevölkerung immer mehr zurück, und auf dem Lande ist das Slawische erst recht im Vordringen. Würde nicht Triest mit seiner überwiegend italienischen Bevölkerung bei sehr stattlichen anders sprechenden Minderheiten stark ins Gewicht fallen, so hätten wir, abgesehen von Südtirol, kaum mit dem Italienertum zu rechnen. Nun ist, wie wir wissen, Triest so unbedingt nötig als freie Ausfallpforte für den mitteleuropäischen Verkehr, daß seine Zugehörigkeit zu Österreich, die es ja auch einst freiwillig aufgesucht hat, unerläßlich ist. Damit ist aber auch für die Zukunft des Italienertums in Triest das entscheidende Wort gesprochen. Wäre man nicht in den letzten Jahrzehnten schüchterner gewesen, als es für die Blüte der Stadt dienlich sein kann, man würde schon heute nicht mehr von einer italienischen Stadtverwaltung in Triest zu sprechen brauchen.

Drängen die Italiener von Westen her, so die Südslawen von Osten. Sie sind bis über die Gegend von Udine, also in das Gebiet der italienischen Staatshoheit vorgedrungen, und in den Friaulern, die man bis zum oberen Tagliamento zu rechnen pflegt, kann man wohl romanisierte Slawen sehen. Denkt man sich eine derartige Bewegung nach Westen mit Erfolg fortgesetzt, so wären das deutsche Volk und vorher schon die Madjaren in ähnlicher Weise vom Slawentum ganz von der Adria abgedrängt, wie es das ihrerseits zu tun das Ziel der Italiener ist. Es müßte dabei noch vorausgesetzt werden, daß es jene südslawische Bevölkerung zu einem einheitlichen großen Staatsgebilde auf der Nordostseite der Adria gebracht hätte in einer Form, so wie dies eins der schärfsten ehemaligen Hetzblätter Belgrads angedeutet hat, indem es sich den Namen „Piemont" gab: Wie aus Piemont Italien geworden, so sollte aus Serbien der große slawische Südweststaat hervorgehen. Unerträglich wie das Herumgreifen Italiens nach Dalmatien sind natürlich diese alten Belgrader Pläne. Ja sie sind es in noch höherem Grade; denn wenn wir die Geringfügigkeit des Italienertums auf österreichischem Boden festgestellt haben, so nehmen die Südslawen ein weites Gebiet in beiden Reichshälften ein. Von kleineren Abweichungen und Sprachinseln abgesehen, kann das Land bis an und über die Drau von Klagenfurt an bis zu ihrer Mündung als slawisch gelten. Darüber hinaus bis in die Länge von Temesvar im sogenannten Banat sitzen sie wenigstens im bunten Gemisch noch zahlreich vertreten zwischen Madjaren und „Schwaben". Von der ungarischen Reichshälfte ist Kroatien, Slawonien so gut wie ganz slawisch, von der westlichen der Süden von Kärnten und Steiermark, der größte Teil von Krain und Küstenland, schließlich Dalmatien. Auch das Reichsland Bosnien fällt in dieses Sprachgebiet. Der Anteil ist so groß, daß damit die südslawische Frage in der Tat zu einer der entscheidenden für den Bestand des Habsburger Staates geworden ist. Der Versuch Serbiens, auf Anstiften seiner Hintermänner den österreichischen Staat zwecks Aufrichtung eines Großserbiens hier zu sprengen, beruht auf dieser Unterlage. Freilich sind diese serbischen Pläne mit den oben erörterten italienischen ebensowenig zu vereinen wie mit den wirtschaftlichen Notwendigkeiten Mitteleuropas, aber es ist der Entente-Diplomatie während des ersten Kriegsjahres gelungen, die ungeheuren Schwierigkeiten vorübergehend zu beseitigen, die

in der Unvereinbarkeit der italienischen und südslawischen Zukunftsträume begründet sind.

Wir werden noch einmal auf die serbische Frage zurückkommen müssen, wenn wir uns der Balkanhalbinsel im ganzen widmen, deren nordwestlichster Teil ja dieses Land ist, aber wir können doch auch jetzt schon auf einiges hinweisen, was innerhalb dieser slawischen Bevölkerung als trennend oder dem serbischen Plane als nicht entsprechend sich zeigt. Die Bevölkerung ist sprachlich nicht einheitlich. Mundartlich heben sich die westlichen Slowenen von den Kroaten im Osten recht bedeutend ab, während zwischen Kroaten und Serben der Unterschied geringer ist. Während aber die Slowenen erst zu einer gepflegteren Schriftsprache während des letzten Jahrhunderts zu kommen gestrebt haben, bestehen schon solche bei Kroaten und Serben. Der Agramer Mittelpunkt ist für die neuere Entwicklung der ältere, der Belgrader hatte jedoch je länger je mehr die Führung an sich gerissen. Man hatte sich daran gewöhnt, von den Serbo-Kroaten zu sprechen, von denen dann die Slowenen eine Art westlicher Anhang wären. Es wird notwendig sein, wenn man am Serbo-Kroatischen festhält, den kroatischen Wortanteil im Namen besonders zu betonen, und wegen des gefährlichen Mißbrauchs, der mit dem Worte „Serbisch" getrieben worden ist, allmählich dazu überzugehen, nur noch vom Kroatischen zu sprechen. Sehr einschneidend sind Trennungen des Bekenntnisses. Die Slowenen und die Mehrheit der Kroaten und auch sonst noch dieser und jener erhebliche Anteil der Bevölkerung, z. B., in Südbosnien, sind römisch, die Serben, der größte Teil der Bosnier und im allgemeinen was im Banat sitzt, sind griechisch, außerdem ist gerade unter der führenden Klasse in Bosnien der Islam stark vertreten.

Man hat bei Lebzeiten des ermordeten Erzherzogs-Thronfolgers viel von der sogenannten Trias gesprochen, d. h. von dem Gedanken, eine Neuordnung des Donaustaates in der Weise vorzunehmen, daß das südslawische Land ein den beiden andern Reichshälften gleichwertiges drittes Staatsgebilde hätte werden sollen. Ob diese Lösung besonders ohne endgültige Beseitigung des Belgrader Serbenstaates ausführbar und vorteilhaft gewesen wäre, wird wohl niemand entscheiden können, ob sie neu aufleben wird, lehrt einmal die Zukunft. Daß sie hat gefaßt werden können, bezeichnet die völkischen Zustände hier im Osten der Adria.

Wir sind die österreichischen Grenzlande herumgegangen und haben die sonderbar verwickelten Volks- und Sprachverhältnisse, die jeder Lösung auf sprachlicher Grundlage spotten, an uns vorbeigleiten lassen. Wir haben aber auch die Oberflächenformen des Gesamtstaates nicht aus dem Auge verloren, die so recht deutlich auf eine wirtschaftliche und politische Einheit hindrängen. Stellen wir uns den Donaustaat in seine Völkerschaften als Staaten zerfallen vor, sehen wir dabei ab von allen jenen Wunderlichkeiten, die das bunte Nebeneinander der Bevölkerung mit sich bringen würde, und daß wir in der Bukowina, in Siebenbürgen, im Banat nur von einem Durcheinander der Völker sprechen können, lassen wir also, um es noch einmal zu sagen, Österreich-Ungarn aufgelöst sein in diese Reihe von sprachlich verschiedenen Sprachen-

staaten, so hätten wir ein Bündel schwacher Staatsgebilde hier, die ohne Schonung dem Mächtigen zum Opfer fallen würden. Es ist Englands Gedanke, um seine Herrschaft über den Kontinent weiter vorzubereiten, wie in Indien die einzelnen europäischen Staaten klein, schwach und verfeindet zu erhalten. Aber der erste Ausführungsversuch ist hier freilich den Engländern von Rußland abgenommen worden. Fiele einmal der Donaustaat in jenes Bündel ohnmächtiger Kleinstaaten bis an die Adria auseinander, so hätte sich Rußland auch den Weg frei gemacht, um seine schweren Füße bis an das warme Mittelländische Meer vorzuschieben. England würde dies nicht hindern können. Es würde seiner Gewohnheit gemäß Küstenstädte bedrohen oder einäschern, fremden Handel vernichten, aber daß hier Rußland bis unmittelbar an seine Linie London—Bombay rücken würde, daß es quer gegenüber Ägypten liegen würde, das würde es nicht verhindern können. Und wenn es glaubte, durch seine Methode eingeschüchterter Schutzstaaten etwas Wesentliches auszurichten, so könnte seine Drohung von der See her vielleicht Griechenland bei seiner Lage und Gestaltung gefährlich werden, wie sie das jetzt tut, für alles Land bis Saloniki wäre die russische Gefahr die bei weitem schlimmere. Sie wäre es auch in dem Sinne, daß immerhin britische Schutzherrschaft, mag sie ausgesprochen sein oder nicht, doch wohl noch ein wenig erträglicher sein könnte, als russische. Freilich muß es Geschmacksache bleiben, ob man Irland oder Polen für grausamer gemißhandelt halten will, oder ob man die Konzentrationslager Kitcheners mit ihrer Methode des langsamen Verhungernlassens dem Vertreiben der Bevölkerung und dem Einäschern ganzer Städte wie Brest-Litowsk vorzieht.

Jedenfalls, wie man die Sache auch bei einem Zusammenbruche Österreich-Ungarns wenden möchte, soviel ist klar, daß die Deutschen bisher das einzige große Volk der Weltgeschichte gewesen sind, die fremde völkische Eigenart oft pflegsam weit über ihren eigenen Vorteil hinaus zu behandeln verstanden haben. So ist es wohl nicht zu vermessen gesprochen, wenn man diesem ganzen Südosten nicht etwa eine politische Abhängigkeit von den Deutschen wünscht, aber einen solchen politischen und wirtschaftlichen Zusammenhang, daß wir wie jene Völker dabei gedeihen und gemeinsame russische und britische Unkultur fernhalten können.

Über Europa hinaus

I.

Der Balkan

Die Halbinsel

Wir sind unwillkürlich oben über die österreichische Grenze auf den Balkan geglitten und damit so recht eigentlich in jenen Wetterwinkel, der das europäische Leben seit so lange beunruhigt. Hoffen wir von diesem Kriege, daß er uns einen politischen Zustand im Südosten beschert, der größere Dauer verspricht, als irgend einer aus den letzten Jahrhunderten. Wollen wir uns aber in die bunte Welt der Balkanhalbinsel ein wenig vertiefen, so wird gerade auch hier ein Überblick ganz im großen unerläßlich sein. Die Balkanhalbinsel schließt sich mehr als ihre beiden westlichen Geschwister an den Rumpf Europas an und verjüngt sich anfänglich nur ganz allmählich. Sie ist daher trotz des Donau- und Sauhindernisses für Einfälle von dort gut zugänglich und dies um so mehr, als die Niederungen auf der Nordseite in Ungarn wie in Rumänien sich noch ein gut Stück auf ihr nach Süden fortsetzen in der bulgarischen Platte, im Morawatal, in der Mazva. Bald aber erhebt sich eine fast überall wilde und zum Teil beinahe alpine Höhen aufweisende Gebirgswelt. Sie zerlegt das Land besonders westlich einer Linie, die ungefähr von Belgrad nach Saloniki geht, in eine große Anzahl von Kessellandschaften und ist Hauptursache der Zersplitterung der politischen und völkischen Verhältnisse der Bewohnerschaft. Ist auch der Osten erheblich besser gestellt als der Westen, so wird doch auch er von den beiden hohen Mittelgebirgen des Balkan- und des Rhodope-Gebirges, dazu von einigen räumlich unbedeutenderen Gebirgsbildungen durchzogen, und die gesamte Halbinsel entbehrt irgend eines größeren Gebietes, das als Zentrallandschaft die anderen an sich fesseln könnte. Sofia und Nisch eigneten sich, wie auch ihre Geschichte lehrt, mit ihrer Umgebung dafür vielleicht noch am ehesten, aber ihre Talkessel sind doch nur klein, die Zugänglichkeit zu den Nachbarlandschaften zum Teil recht gering, Sofia liegt außerdem ziemlich hoch. Man könnte ferner an Adrianopel als Mittelpunkt denken, das die Landschaften des unteren Maritzalandes beherrscht. Die Maritza ist der größte Strom der Halbinsel, das untere Maritzabecken zweifellos die geräumigste Tieflandschaft, die geschlossen auf der Halbinsel liegt. Aber Adrianopel liegt weit ab von Bosnien, selbst von der Dobrudscha, und mühselig sind die Wege dorthin. Erst gar der Süden der Balkanhalbinsel, diese seltsame Verschmälerung auf ein Drittel und schließliche Zerfaserung in Halbinseln und Inseln: Griechenland, hängt weit stärker, wie die ganze Geschichte gelehrt hat, mit dem Meere zusammen, mit dem Volk und Staat sich immer mehr

als Einheit verbunden empfunden hat, als mit den breiten, schwer zugänglichen Gebirgslandschaften im Norden. Griechenland weist von der Balkanhalbinsel weg, und seine Geschichte hat es nicht nach den Ländern der heutigen Kämpfe geführt, sondern nach Kleinasien und Sizilien. Erobert hat es freilich wieder und wieder von Norden werden können (von den Mazedoniern wie von den Osmanen). Freilich auch über die See her sind ihm Herren gekommen, die Römer, und nun die Engländer? Wir wollen den Griechen ein baldiges Ende ihrer jetzigen Leidenszeit wünschen.

Also Griechenland weist von der Balkanhalbinsel fort. Das tun auch die Flachlandschaften im Norden, wie wir gesehen haben, Belgrad liegt an der Grenze. Aber nichts weist so stark über die Balkanhalbinsel hinaus als Konstantinopel.

Konstantinopel

Konstantinopel ist weitaus die größte Stadt auf der Halbinsel, es ist es, seit es den Rang des zweiten Roms unter Konstantin bekommen hatte; vielleicht, wahrscheinlich, war es das aber auch schon vorher. Konstantinopel ist bald zwei Jahrtausende die größte Stadt der Balkanhalbinsel, und doch war es nie ihre eigentliche Hauptstadt. Am äußersten Rande gelegen, noch durch eine ziemlich lange, mehr und mehr sich verschmälernde Halbinsel von steppenhaftem Charakter von ihr getrennt, umfaßt es mit seinen Vorstädten nicht nur balkanischen Boden, sondern greift erheblich nach Kleinasien hinüber. Es war entweder Herrin eines kleinen Ländchens auf beiden Seiten des Bosporus, wie in den Zeiten des Lateinischen Kaisertums oder dem letzten Jahrhundert der byzantinischen Herrschaft; oder, wenn das ganze Balkanland mit Byzanz einem Herrn diente, dann lag es in einem weiten Reich, das in beiden Erdteilen sich ausbreitete, in Europa und Asien, wie unter Alexander so unter Konstantin oder Justinian oder Soliman.

Ist Konstantinopel nie die Hauptstadt der Balkanhalbinsel gewesen und wird es es vermutlich nie sein, so läßt doch seine Geschichte die überragende Stellung der Stadt im weiten Mittelmeergebiet ahnen. „Wer Konstantinopel hat, ist Herr der Welt," ist eine alte sprichwörtliche Redensart. Sie mag bei der räumlichen Ausweitung unseres Gesichtskreises seit den Zeiten des Mittelalters nicht mehr ihre volle Geltung haben. Die ungemeine Wichtigkeit der Stadt ist ihr trotzdem geblieben und hat sich in diesem Kriege wiederum gezeigt. Sie ist geographisch begründet in ihrer Lage. Hier kreuzt sich der große Verkehrsweg zu Wasser, der vom Schwarzen Meer nach dem Mittelmeer führt, mit der einzigen bequemen Landverbindung von Europa nach dem Orient. Verkehrswege bekommen erst dann ihre eigentliche Bedeutung, wenn sie Gebiete miteinander verknüpfen von möglichst verschiedener natürlicher und kultureller Ausstattung. Dies ist für Land- und Seeweg bei Konstantinopel der Fall. Das große Steppenland der Ukraine mit seinen gewaltigen Getreidemassen ist verbunden mit den getreidearmen Ländern um das Mittelmeer und darüber hinaus beim Ausbau der heutigen Schiffahrt mit allem westeuropäischen Industrieland, das erst recht der Getreideversorgung bedarf. Schon für die

Griechen waren daher die Pontusfahrten von größtem Wert. Athens Macht war gebrochen, als nach der Schlacht am Ziegenflüßchen ihm durch Lysander die Pontusfahrten gesperrt wurden. Die Genuesen wußten, was sie taten, als sie sich in Galata festzusetzen verstanden. Sie wie die Griechen hatten auf der Krim zeitweise ihre blühendsten Pflanzstädte. Wiederum ist Rußland, seit es unter Katharina II. bis an den Pontus vorgerückt ist, wirtschaftlich auf den freien Ausgang bei Konstantinopel angewiesen, und die ungeheuren Kämpfe um die Erzwingung der freien Durchfahrt erklären sich aus der russischen Not, sein Getreide und sein Erdöl nicht nach dem Westen schaffen zu können, mehr freilich noch aus der, sich mit industriellen Kriegsmitteln statt von dort sich nur auf größtem Umwege (Wladiwostok) oder an ungünstiger Stelle (Murmanküste, Archangelsk) versorgen zu können.

Der andere Weg, für den Konstantinopel die Brücke von Europa nach dem Orient ist, entbehrt bisher der Bewegungen großer Gütermassen als Landverkehr. Der so viel billigere Verkehr zur See, also der Weg von Triest her, war der wirtschaftlichere. Dafür sind die Kulturwirkungen, die auf dem Landwege hin- und hergezogen sind, um so nachhaltiger. Die großen Völkerzüge, mit denen der südliche Orient die Kultur Westeuropas zu überfluten gedacht hat, sind hier entlang gegangen oder gestrandet. Die stillere Beeinflussung abweichender Kulturen bei wechselseitigem Sich-Durchdringen hat hier ihren Weg genommen. Und sie hat in Konstantinopel als dem größten Knotenpunkt auf der Verkehrsstraße die eigenartigsten und stärksten Blüten besonderer Lebensform getrieben, die als die byzantinische unser früheres Mittelalter und auch spätere Zeiten ungemein stark beeinflußt hat. Umgekehrt scheint es, als wolle jetzt die mitteleuropäische Hochkultur den seit langem andauernden Stillstand des Orients von hier aus wieder befruchten, nachdem sie den schon fast erfolggekrönten Versuch Westeuropas abgewehrt hat, den Orient nur als ein todgeweihtes Beutestück für Unternehmer auszunutzen.

Dem Landverkehr steht nun freilich neuerdings eine außerordentliche Steigerung zu Gebote, der ihn über alle Formen älterer Zeiten in seiner Leistungsfähigkeit weit heraushebt und ihn befähigt, mit dem Wasserverkehr wirksam zu wetteifern. Die Eisenbahn ist diese große Verkehrsumwälzerin gewesen, die den alten Lastverkehr der Kulturländer des letzten Jahrhunderts vollständig umgeworfen hat und in den Vereinigten Staaten ein Landverkehrsgebiet neuester Art fast ohne vorausgegangenes älteres Straßennetz hat entstehen lassen, ähnliche Verhältnisse auch in Rußland zuwege gebracht hat und nun hier im Begriff ist, die Austauschmöglichkeiten zu Lande zwischen Orient und Mitteleuropa ganz ungeheuer zu verstärken. Auch in dieser Frage steht Konstantinopel natürlich eine besondere Stellung zu. Denn die Stadt ist Schlüssel und Ausgangspunkt für alles Bahnwesen, das sich im nahen Orient bis an das Rote Meer und den Persischen Golf erstrecken wird. Durch diese Tatsache ist der wirtschaftliche, nach Ausgleich verlangende Gegensatz voll zur Entwicklung gekommen, der zwischen Mitteleuropa und jenen fernen Ländern besteht. Denn nach Ausbau des Bahnnetzes wird die Möglichkeit bestehen, jene Produkte des heißeren Klimas, die hervorzubringen dem Boden unseres Vaterlandes ewig

versagt ist, Baumwolle vor allem, dazu was im Orient aus den noch wenig abgebauten Tiefen der Erde gewonnen werden kann — Erdöl und Kupfer scheint es vor allem zu sein —, auf gesicherter Schiene, von keinem feindlichen Kriegsschiffe bedroht, nach Mitteleuropa zur Verarbeitung gelangen zu lassen, die Türkei aber mit deutschem Unternehmungsgeist und Organisationssinn bei ihrem asiatischen Neubau zu unterstützen.

Das ist nämlich das dritte, so ungemein Bedeutsame an der Lage Konstantinopels: der hohe Grad von Sicherheit, die die Herren der Stadt diesem Verkehrsknoten angedeihen lassen können und die auch mächtigen Feinden den einen Weg zu sperren erlaubt, während man den anderen sich offen hält und dadurch die Stadt über gefährliche Zeiten hinwegbringt. Die Türken haben einst lange Zeit in Brussa und in Adrianopel als ihren Hauptstädten gesessen und den Byzantinern also den Landweg gesperrt, aber den Lebensnerv der Stadt haben sie erst getroffen, als es ihnen gelungen war, den Bosporus mit ihren Schlössern in der Gewalt zu halten und damit auch den Seeweg völlig zu unterbinden. Jetzt ist während der ganzen Dauer des Weltkrieges der Seeweg hüben von Russen und drüben von den Engländern abgeschnitten gewesen, aber der Landweg blieb offen, ja er wurde es so recht eigentlich, als der Zutritt Bulgariens zum Bunde und die Zerschmetterung der Blutherrschaft der Karageorgiewitsche in Belgrad die Bahnlinie Berlin—Wien—Konstantinopel wieder in Gang brachte.

Es beruht die besondere Lagegunst Konstantinopels als festen Platzes von See aus in dem Vorhandensein der beiden leicht zu sperrenden Meeresstraßen und dem geräumigen Marmara-Meer dazwischen. Die besondere Geländeausstattung Gallipolis für einen erfolgreichen Verteidigungskrieg wie auch die der Halbinsel, auf der Konstantinopel selbst liegt — man denke an die Kämpfe an der Tschataldschalinie — müßte von einem Militär auseinandergesetzt werden und gehört nicht in eine allgemeine Kriegsgeographie.

Die Balkanvölker als Grundlage staatlicher Einteilung

Die räumliche Nähe von Balkanhalbinsel und Konstantinopel, zweier so grundverschiedener geographischer Objekte, ist eine Art Verhängnis für beide allezeit gewesen. Hier die wohlbefestigte, volksreiche Weltstadt mit ihren Verkehrswegen bis in ferne Länder hin, mit der Notwendigkeit für ihre Herren, politisch weit um sich zu blicken, dort das ungefüge und schwierige Gebirgsland, gerade in den Weg geworfen für alle Bewegungen, die von oder nach Europa sich geltend machen. Sei es, daß sie aus dem Nordwesten vom Donaubecken kommen, sei es über Bessarabien und die Dobrudscha von Norden her, sei es auch von Westen über die Adria und Albanien. Schon im Jahrhundert seiner Begründung als Kaiserstadt hat Konstantinopel fast vor seinen Toren die große Gotenschlacht des Valens gesehen als Auftakt für alle die erstaunlichen kriegerischen Volksbewegungen, die sich seitdem auf europäischem und kleinasiatischem Boden vollzogen haben. Aber nie wieder trotz aller Völkerwellen, die hier an der Brücke von Asien gebrandet haben, ist es zu einer einheitlichen Volks- und Staatsbildung gekommen. Konstantinopel wies ja in die Weite, zerfaserte und verbrauchte die Kraft seiner Herren, und die Balkanhalbinsel bot in den Hochtälern

und Kessellandschaften ihrer Gebirge Schlupfwinkel und Heimstätten genug für auch besiegt unabhängig gebliebene ehemalige Herren des Landes. So ist denn heute das Land noch eine Musterkarte verschiedener Sprachen nebeneinander. Unter byzantinischer wie unter türkischer Herrschaft ist die Ausbildung einer einheitlichen Sprache nicht geglückt. Ebenso ist sie den Slawen nicht gelungen, die im Mittelalter zeitweise im Nordteile große Reiche aufgerichtet hatten.

Der Befund im großen ist heute folgender: In der Mitte der Westküste bis weit in die Gebirge hinein haben die Skipetaren (Albaner) ihre Wohnsitze. Sie stehen der Urbevölkerung wohl am nächsten, sind in zahllose kleine Stämme geteilt, haben altertümliche, eine Staatsbildung nicht fördernde Sitten, wie die Blutrache, sind religiös zersplittert, Mohammedaner, Griechen, Römer und scheinen erst in allerneuester Zeit ein wenig Neigung zu einigem Staatsgefühl zu bekommen. Bis dahin gingen die südlichen Stämme leicht im Hellenentum auf, während die Albaner im Norden sich zu den Serben in großem Gegensatz fühlten. Gegen Ausgang des Mittelalters haben sie es unter Skanderbeg einmal vorübergehend zu größerer politischer Geltung gebracht und verehren diesen Mann daher noch heute als ihren Volkshelden. Sollte ein Skipetarenstaat aus dem Weltkriege auftauchen, so wäre eine wohlwollende Schutzherrschaft, die schonend aber stark die Überleitung zu höherer Kultur vermittelte, durchaus nötig. Vielleicht könnte eine Überführung ins Griechentum wenigstens bei den Südstämmen allmählich erreicht werden. Übergreifen des Italienertums wäre überall sehr entschieden zu verhindern.

Nach der Zeit ihres Auftretens auf der Halbinsel sind die Hellenen das zweitälteste Volk. Über ihre Geschichte ist hier natürlich nichts zu sagen. Sie bewohnen das Gebiet des heutigen Königreichs, wenn auch sowohl in Attika als auf dem Peloponnes stark mit Skipetaren durchmischt und wohl auch im Blut seit dem Altertum infolge fremder Einfälle stark verändert. Aber sprachlich hängen sie mit den Zeiten der alten Blüte zusammen, und man bemüht sich, bei ihnen auf das Altgriechische nach Möglichkeit immer wieder zurückzugreifen. Wie in den alten Zeiten sind sie ein meerholdes Volk und bilden außer der Bevölkerung der Inseln fast in allen Küstenplätzen von Korfu an bis Burgas am Schwarzen Meer die Mehrzahl der Bevölkerung, so auch in Konstantinopel, nicht freilich in Saloniki.

An dritter Stelle sind die Rumänen zu nennen. Über sie kann oben S. 94 nachgesehen werden. Ihre geringe Zahl auf der Balkanhalbinsel südlich der Donau und die geringe Geschlossenheit ihrer Sitze im Pindus lassen es zu einer eigentlichen Rumänenfrage kaum kommen.

Stammt das Rumänische natürlicherweise noch aus den Zeiten der Römerherrschaft her, so sind mit Serben und Bulgaren Völker des Mittelalters in die Halbinsel eingewandert. Die Bulgaren wohnen auf beiden Seiten des Balkans und sind aller Wahrscheinlichkeit nach über die Dobrudscha eingewandert. Noch jetzt wohnen in der Gegend des Wolgaknies kleine als bulgarisch bezeichnete Stämme, deren Sprache ural-altaisch, also dem Türkischen verwandt ist. Wenn also die Bulgaren, wie man annehmen muß, Uralaltaiker gewesen sind, so haben sie ihre Sprache zugunsten slawischer Sprechweise abgelegt. Es ist das ver-

mutlich zur Zeit ihrer Christianisierung geschehen, als das „Altbulgarische" in besonderer Schriftform (cyrillische Buchstaben) festgelegt worden ist.

Das andere Slawenvolk mit seinen Sitzen mehr im Nordwesten ist zum Teil durch Skipetaren von den Bulgaren getrennt. Wir haben seine Verbreitung oben S. 98 festgelegt. Es ist vermutlich aus Westgalizien über Mähren mehr nach dem Süden gezogen. Sprachliche Verschiedenheit, politische Gegensätze, Verfeindung mögen sich so erklären. Für eine endgültige Herstellung friedlicher Zustände auf der Balkanhalbinsel ist die Beseitigung des bulgarisch-serbischen Gegensatzes notwendig. Da die Bulgaren das kraftvollere Volk, die Serben nur ein abgesprengtes Stück der Serbokroaten sind, so ist die wünschenswerte Gliederung vermutlich die, daß die Bulgaren den großen Balkanstaat bilden, die Serben ihren alten, zu ihrem Schaden aufgegebenen Anschluß an Österreich-Ungarn wiederfinden.

Schließlich sind die Osmanen gekommen. Solange sie Herren der ganzen Halbinsel und des Landes weit darüber hinaus gewesen sind, haben sie Sprachinseln in manchen Teilen der Halbinsel besessen. Nach Verlust der politischen Herrschaft ist der osmanische Bauer in großen Scharen fortgezogen, und nur noch das den Osmanen verbliebene kleine Stück der Halbinsel weist eine größtenteils osmanische Bevölkerung auf. Mit der Verbreitung der Osmanen darf man die des Islam nicht verwechseln, denn wenn Christen- und Judentum auch im Sultanat geduldet worden sind, so ist es doch erklärlich, daß vielfach die Annahme des Glaubens der Herren seitens Mitglieder der unterworfenen Völker erfolgt ist. Am stärksten verbreitet ist der Islam noch in Bosnien, wie oben erwähnt worden, und unter den Skipetaren, die noch größtenteils Mohammedaner sind.

Kleinere Völkersplitter kommen nicht sehr in Betracht, wie die Spaniolen, Nachkommen vertriebener spanischer Juden in Saloniki, Tataren in der Dobrudscha, Armenier und Levantiner in Konstantinopel. Immerhin darf die wirtschaftliche und politische Bedeutung gerade der beiden Letztgenannten nicht unterschätzt werden. Die Armenier, ein berüchtigt pfiffiges Kaufmannsvolk mit besonderer christlicher Kirche, neigen vielfach zu Rußland hin, trotzdem die Erfahrungen im russischen Teil Armeniens nicht erfreulich sind. Die Levantiner, die Nachkommen von Romanen in der Levante, verstärken den französischen Einfluß und haben zu der Vorzugsstellung des Französischen im Türkenreiche stark beigetragen, deren Beseitigung eine der nächstliegenden Aufgaben zu sein scheint.

Die allgemeine Verteilung der Bevölkerung nach Sprachen ist hiermit gegeben.*) Sprachkarten, die sie zeigen, finden wir viel in unseren Atlanten. Sie sind in großen Zügen auch gewiß richtig, in einzelnen unbedingt falsch. Einmal ist seit dem Zerfall der europäischen Türkei und den nachfolgenden Kriegen man kann sagen die gesamte Bevölkerung der Halbinsel in Fluß gekommen. Wir sprachen schon von der Rückwanderung der Osmanen. Der tiefe Haß und die politische Leidenschaft haben ferner besonders in Mazedonien, dem Lande von Saloniki aus nordwärts bis an Altserbien hinan, zu einem Vernichtungskleinkrieg von ungeheurer Grausamkeit geführt, so daß wir, auch einwandfreie Grundlagen vorausgesetzt, heute nicht mehr das Bild der Bevölkerung vor uns hätten, das noch vor

*) Vgl. Abb. S. 98.

wenigen Jahren gegolten hat. Dann aber sind solche Grundlagen nie vorhanden gewesen. Sind statistische Aufnahmen der Sprache schon an sich in mancher Beziehung mißlich, so handelt es sich hier gar nur um Erkundigungen, bei denen häufig das gewünschte Ergebnis schon vorher festgestanden zu haben scheint. Freilich sind Griechisch, Albanisch, Bulgarisch, Rumänisch und Osmanisch so grundverschiedene Sprachen, daß große Abweichungen nicht zu befürchten sind. Aber zwischen den beiden slawischen Sprachen steht das ganz anders. Serbisch oder bulgarisch, das ist die große Streifrage der Federn gewesen, wie sie es dann des Schwertes geworden ist. Ganz besonders böse sieht das wieder in Mazedonien aus. Der Serbe Gopçević stellt 1600000 Serben in Mazedonien fest und neben ihnen 50000 Bulgaren. Die bulgarische Regierung kannte keine Serben und 1380000 Bulgaren. Daneben hat der Grieche Nikolaides 650000 Griechen gezählt, kennt 250000 Serben, 200000 Bulgaren, 620000 Türken und keine Albaner. Ein Franzose Verdêrre glaubt demgegenüber bei einigermaßen ähnlichen Ziffern der Griechen, Serben, Türken und Bulgaren nicht weniger als 2600000 Albaner in Mazedonien feststellen zu können. Man sieht, die Gegensätze sind erfrischend groß.

Wir wissen, daß die sprachlichen Zustände, auch wenn sie einwandfrei festgestellt sind, nicht ausreichen, um auf ihnen die Forderung einer neuen, gesunden Staatsbildung zu begründen. Aber wo die Gemeinsamkeit der Sprache vorliegt, besteht in ihr eins der kräftigsten Mittel, mit ihrer Hilfe neue Staatsbildungen vorzubereiten, alte Staatsformen zu lockern. Der Kampf gegen Österreich-Ungarn als Nationalitätenstaat leitet sich ja aus dieser Idee her, und ihn durchzuführen hat um so aussichtsreicher erschienen, als der Zerfall der europäischen Türkei auf Grund der Hauptsprachstämme des Landes erfolgt war. Der Griechenstaat, der Rumänenstaat hatten sich im Laufe des 19. Jahrhunderts gebildet und entwickelt, der Bulgarenstaat war so entstanden, und Serbien hatte den kühnen Plan gefaßt, trotz Montenegros einen großen Mittelstaat serbo-kroatischer Sprache zusammen zu schweißen. Auch das Kunstgebilde Albaniens ist mit dem Rechte der Skipetaren auf einen Staat ihrer Sprache begründet worden. Aber gemeinsame Sprache ist nur ein Mittel zur Begründung und Verfestigung der Staaten, ein Mittel, dessen besonderen Nutzen für solche Zwecke man erst im vorigen Jahrhundert würdigen gelernt hat, und dessen Wirksamkeit neben der guten Verständigungsmöglichkeit aller Beteiligten durch die größere Leichtigkeit erklärt wird, mit der es dem Sprachgenossen gelingt, für seine Zwecke Stimmung zu machen. Es ist aber wohl nicht zu viel gesagt, wenn man voraussieht, daß wie die Religionskriege Europas allmählich erloschen sind, so auch die europäischen Völker werden nebeneinander auszukommen lernen müssen, und daß die rühmlichen Beispiele der Schweiz und Österreichs, also von Staaten mit hervorragend deutscher Bevölkerung, hierin Muster sein werden, wie die schandbare Unterdrückung des Flämischen durch die Wallonen ein Gegenbeispiel ist. Halten wir für Staatenbildung also nur daran fest, daß für gesunde sprachliche Zustände am besten sprachliche Einigkeit die Grundlage abgibt. Daneben aber treten andere vielleicht nicht minder entscheidende Dinge. Sind Sprachgebiete zu klein, wie z. B. das der Rhäto-Romanen in Graubünden oder die der zahlreichen Sprachreste im Kaukasus,

so können sie ein eigenes Staatswesen nicht aufbauen. Eine gewisse Großräumigkeit als Grundlage ist unbedingt nötig, und es hat den Anschein, als wenn die Raumverengung unserer Erde infolge der modernen Verkehrsbeschleunigung im Sinne der Erhaltungserschwerung kleinerer staatlicher Gebilde wirkt. Wo diese bestehen, oder sich gar neu begründen, wird aber unter allen Umständen Lage und Raum des Landes für die Lebensfähigkeit von größter Bedeutung sein.

Betrachten wir die Balkanhalbinsel nun im Hinblick auf die Frage, welche Völker und welche Räume vermutlich aussichtsvoll für eine gesunde Staatsentwicklung wirken, so scheinen die Griechen und die Bulgaren mit ihrem Landgebiet, ohne die heutige Grenze in allen Einzelheiten für richtig halten zu wollen, in der besten Lage. Die Griechen werden immer das Volk der Ägäis bleiben mit ihren Sitzen auf den Inseln, vorspringenden Halbinseln und auf dem schmalen Südteil des Festlandes. Sie werden dauernd an einer gewissen Landenge zu leiden haben, und es wird für ihre Erhaltung und ihr Leben unerläßlich sein, im Norden eine Landmacht zu wissen, die sicher ihren Rücken deckt. Dafür ist Bulgarien durchaus geeignet. Das bulgarische Bauernvolk steht zu dem der griechischen Schiffer in angenehmem Gegensatz, der einen Wettbewerb beinahe ausschließt. Es ist nach der Größe des Landes, das ihm zur Verfügung steht, nicht so überwältigend, daß es sich zu einer ernsthaften Gefahr für Hellas auswachsen könnte, und hat überdies mit Rumänien zusammen für die Erhaltung seiner Freiheit dieselbe Sorge wie Griechenland, die Sorge vor dem Volke des großen russischen Tieflandes*), und es wird daher ebenso seinen Halt an den zuverlässigen Zentralmächten zu suchen haben. Weisen die Aufgaben hier Bulgaren und Griechen zusammen, so trennen sich ihre Wege wieder in der Frage des Meeres. Das Meer, nachdem seine Küste einmal von den Bulgaren in Dedeagatsch erreicht ist, bietet für diese nicht viel mehr, fast alles ist es den Griechen. Damit schwebt für sie die große Frage empor: Wer ist der Herr dieses Meeres? Jahre wirklicher griechischer Freiheit hat es nur nach Niederkämpfung der Perser und vor der Eroberung von Hellas durch die Römer gegeben. Jetzt herrscht im Mittelmeer der Brite, und der Italiener oder der Franzose möchten herrschen. Die große Sache der Freiheit der Meere ist damit auch die der Griechen, aber sie wäre nicht entschieden, wenn der Brite aus diesem Meere, das ihn von Rechts wegen nichts angeht, verschwände, und nun der Italiener oder der Franzose an seine Stelle träte. Fragen wir jetzt nicht, wie man sich den Küstenausgleich im Mittelmeer vorzustellen habe, insonderheit wie das schlanke Italien unabhängig bei fremder herrschender Seemacht bleiben könnte, sondern fragen wir uns, wie dies bei Griechenland denkbar ist. Wir können uns wohl nur vorstellen, daß ein Überwiegen griechischen Einflusses im östlichen Mittelmeer naturgegeben erscheint, und weder die Engländer auf Cypern oder Imbros, noch die Italiener auf Rhodos oder Korfu irgend etwas zu suchen haben. Es dürfte für die Dauer aber wohl nicht möglich sein, eine solche Überlegenheitsstellung im östlichen Mittelmeer festzuhalten, wenn sie nicht im

*) Abgeschwächt, wenn auch in neuer Form vorhanden, wäre die Gefahr, wenn ein großer ukrainischer Staat entstände. Aber das ist ja mindestens zweifelhaft.

vollen Einvernehmen mit den seeungewohnten Landmächten dahinter geschieht. Jeder Kampf, ja beinahe schon jede Eifersüchtelei von Land- und Seemacht würden bei der verhältnismäßigen Schwäche der Staaten zum beiderseitigen Verderb und zum Wiedereingreifen fremder Seemächte führen.

Mit dieser Vorzugsstellung Griechenlands und Bulgariens können wir den größten Teil der Balkanhalbinsel festlegen. Übrig bleibt die Brückenkopfstellung der Türken in Konstantinopel, mit der sie sich schon jetzt befreundet haben, und die um so mehr ausreichen wird, je stärker der Bund zwischen Balkanstaaten, Türkei und Zentralmächten zum gegenseitigen Schutze sich auswachsen würde. Übrig bleibt ferner der Nordwesten der Halbinsel mit dem Land der Skipetaren im Süden daran. Wir wissen, es ist der unwegsamste und wildeste Teil der Halbinsel überhaupt. So haben denn Bildungen wie der Gebirgsstaat Montenegro oder die Herrschaften der Albanerhäuptlinge sich lange Zeit halten können, nun aber, wo auch diese Lande in das Kulturgebiet Europas einbezogen worden sind, muß sich das ändern. Über Albanien vgl. man S. 104, das serbokroatische Gebirgsland wird am besten nach bulgarisch-österreichischer Vereinbarung einzurichten sein.

Bei allem Gutmeinen der Beteiligten treten übrigens doch gewisse leitende wirtschafts- und verkehrsgeographische Gesichtspunkte heraus, deren klare Erkenntnis vor der entscheidenden Lösung gut sein wird, da sie sonst zu vermeidbaren Gegensätzlichkeiten führen können. Auf wirtschaftsgeographischer Grundlage bauen sich die Tatsachen auf, daß außer Griechenland nur ein schmaler Küstensaum und die Hauptflußtäler im Süden ein Stück hinauf, am weitesten an der Maritza, zum Mittelmeerklima gehören, daher in den Vorzügen und Mängeln ihrer Produktion auf die übrige Balkanhalbinsel angewiesen sind

Verkehrsgeographisch vergegenwärtige man sich den Gesamtcharakter der Halbinsel als eines Übergangslandes, dessen Verkehrsmöglichkeiten durch Gebirge sehr erschwert sind, und dessen Umfahrung für den Seeverkehr verhältnismäßig einfach ist. Bei der schon betonten Wucht, mit der sich heutzutage die Schnellformen des neuen Landverkehrs durchsetzen, bekommen nun die wenigen großen Linien, auf denen der Landverkehr vorzugsweise läuft, und die bald in weit reicherer Ausgestaltung als jetzt vom Eisenbahnnetz ergriffen sein werden, überragende Bedeutung. Es sind das im wesentlichen folgende Linien: Erstens die Linie, auf der von der mittleren Donau her der mitteleuropäische Verkehr die geringsten Hindernisse findet, um nach Konstantinopel vorzustoßen; zweitens die Linie, auf der dieser Verkehr schon vorher nach Saloniki abschwenken kann; drittens die Linie, auf der ein Verkehr von der mittleren Adria, also von Süd-West-Europa am bequemsten nach dem Osten der Balkanhalbinsel sich bewegen kann und also zuerst die Linie nach Saloniki erreicht. Die beiden erstgenannten Linien sind durch Bahnen bereits in ihrem Verlaufe festgelegt. Von Belgrad, ihrem gemeinsamen Ausgangspunkte, suchen sie das Tal der Morawa auf.*) Bei Nisch, fast noch im Tal der Bulgarischen Morawa, trennen sich beide Wege,

*) Wenn sie dieses nicht gleich anfänglich bei Semendria benutzen, so macht sich das im Nordwest gelegene Zentraleuropa hierin geltend. Eine Fortsetzung nach Norden in der Richtung der unteren Morawa führt in die Sackgasse des östlichen Ungarn. Hinter Belgrad liegen Ofenpest, Wien, Deutschland.

und denken wir daran, daß da, wo jetzt die Bahn zieht, auch schon in alten Tagen — natürlich im einzelnen mit anderem Verlauf — die Handelswege des Römischen Reiches gingen, so begreifen wir die Bedeutung des Knotenpunktes von Naissos (Nisch). Nicht gar zu schwer wird von der östlichen Verkehrslinie das Hochtal des oberen Isker bei Sofia erreicht, noch leichter ist der Abstieg zur Maritza und hinter Adrianopel der Weg über die Steppe nach Konstontinopel. Auch die Bahn nach Saloniki, die zunächst der Bulgarischen Morawa noch weiter folgt, findet nur mäßige Hindernisse zum Wardar hinüber; hat wohl, ehe sie in die Tiefebene des unteren Mazedoniens tritt, noch eine längere Klamm zu überwinden, im großen ist doch auch Saloniki von Belgrad aus nicht gar zu schwer zu erreichen gewesen, wie denn einst der Griechenstaat für uns Deutsche in dem Namen Griechisch-Weißenburg für Belgrad sich kundgegeben hat, den man noch im 18. Jahrhundert hören konnte. Die Verkehrslinie nach dem Westen ist zurzeit noch nicht durch eine Bahn erschlossen. Das hat in den Vernichtungskämpfen des serbischen Heeres seine große Bedeutung gehabt. Hatte Mitteleuropa den Wert seiner Bahnverbindungen mit dem Südosten lange erkannt und gewürdigt und nur mit großen politischen Schwierigkeiten zu rechnen, so lag für den Ausbau dieser Ostwestlinie gar kein rechter Grund vor. Er hat im Altertum bestanden, als die Balkanhalbinsel ein Stück des von Rom beherrschten Reiches war. Die Via Egnatia, die beim heutigen Durazzo begann, ist ein Lebensnerv des Römischen Reiches gewesen; aber man vergegenwärtige sich, daß die großen römischen Straßen im allgemeinen nur militärischen und Verwaltungszwecken gedient haben, ein Großhandel sich aber nicht auf ihnen bewegte. Die Straße lief übrigens von Durazzo nach den großen epirischen Seen, dann über Monastir nach Saloniki.

Diese drei großen Verkehrslinien bedeuten für die Beherrschung der Halbinsel außerordentlich viel. Es kann nur ein Zweifel sein, in welcher Form die letztgenannte nutzbar gemacht wird, d. h. wie griechische, bulgarische oder österreichische Kontrolle auf diesem zur Hälfte albanischen Gebiete sich ausgleichen sollen. Das wird wohl gehen, und das Entscheidende ist nur, daß der westliche Ausgangspunkt der Linie, Durazzo, die mögliche Einbruchsstelle für die Italiener sein könnte. Ihr Fernhalten von der Halbinsel ist eine naheliegende gemeinsame Aufgabe.

II.

Die asiatische Türkei

Baumwolle und Schafzucht

Hinter Konstantinopel beginnt die asiatische Türkei und damit jene weiträumige Welt, die schon in den letzten Jahrzehnten viele unternehmende deutsche Köpfe angezogen hat, die aber durch den Weltkrieg erst in unseren allgemeinen Gesichtskreis eingezogen worden ist. Was wir uns von ihr versprechen, und was wir andererseits ihr glauben werden zu können, das ist in diesen beiden Kriegsjahren immer wiederholt an unser Ohr gedrungen. Aufschließen der wirtschaftlichen Kräfte und Entwicklung des einst so blühenden Landes, das nicht etwa seit der Türkenherrschaft, sondern seit der Ausmordung durch die Mongolen

in Erstarrung gelegen hat, wird von uns erwartet; Entwicklung aller Hilfsmittel von Land und Volk im Gegensatz zu deren Ausbeutung nach englischem, französischem oder russischem Muster. Unsere Versorgung mit Rohstoffen ist Gegengabe. Wir wissen, daß die große Schwierigkeit, unsere Hochkultur wirtschaftlich aufrechtzuerhalten, in unserer unglücklichen Lage zu den großen Rohstoffländern der Welt begründet ist. Der englische Plan, uns durch einen Ring von ihnen abzusperren und damit den Niederbruch unserer Industrie herbeizuführen, ist bekannt. Ist er im allgemeinen im Begriff zu scheitern, so ist er doch in der Form wieder aufgenommen, unser wirtschaftliches Leben nachträglich in Friedenszeiten dadurch zur Verkümmerung zu bringen, daß die großen, Rohstoffländer besitzenden Mächte, England, Rußland, Frankreich, sich gegen Deutschland wirtschaftspolitisch absperren. Eine sichere Breche haben wir durch die Balkanereignisse gelegt, und haben nun ein auf dem Landwege hoffentlich für alle Zeit gesichertes großes Rohstoffgebiet in Verbindung mit uns, das auch bei unvollkommen erkämpfter Meeresfreiheit uns erhalten bliebe. Freilich muß es erst entwickelt werden. Zeigen wir aber an einigen Erzeugnissen, wie die Sachen genauer stehen.

Die Deutschen wollen sich kleiden, ja sie sind geneigt, ihre hochentwickelte Bekleidungsindustrie noch weiter auszubauen und womöglich einen deutschen Stil an Stelle der alten französischen Mode oder der neueren englischen für sich und solche, die ihn zu übernehmen geneigt wären, zu setzen. Wir haben in unseren großen Textilbezirken (Vogtland, Aachen, Olmütz) die erste gewerbliche Grundlage, wir haben im Berliner Bekleidungsgewerbe eine kaufmännisch auf der Höhe stehende Grundlage, und wir haben im Wiener Geschmack das letzte wesentliche Glied in dieser Kette. Woran es uns aber fehlt, ist Baumwolland und Schafweide. Die Baumwolle setzt im Klima eine lange, heiße Vegetationsperiode voraus. Sie kann daher in tropischen Gebieten und in solchen außertropischen angebaut werden, in denen der Sommer lang und heiß genug ist. Winterkälte ist nicht störend, da die Baumwollpflanze ein einjähriges Kraut ist. Wünschenswert ist nur eine möglichst trockene Erntezeit, in der der Regen nicht die Flocken aus den aufgesprungenen Kapseln wäscht. Gerade ein solches Land haben wir in Babylonien vor uns, und auch weiter nach Nordwesten würde die Sommerhitze großenteils für Baumwollkulturen ausreichen, dort, wo man Berieselungskulturen anzulegen vermöchte. Die Flächen, die hier zur Verfügung ständen, würden im allgemeinen genügen, allmählich uns von anderen Märkten frei machen zu können, so wie es den Russen schon gelungen ist, einen sehr erheblichen Teil ihres Bedarfs an Rohbaumwolle noch weiter nördlich in Zentralasien zu gewinnen. Freilich ist das deutsche Baumwollgewerbe sehr viel erheblicher als das russische und seine noch weitere Steigerung für uns durchaus wünschenswert. Ein wenig anders steht es mit dem Schaf und der Wolle. Schafe lassen sich, wie jedermann weiß, auch in Deutschland ziehen und haben besonders in der Mitte des vorigen Jahrhunderts es zu einer großen Kopfzahl gebracht unter pflegsamster Behandlung seitens unserer Landwirtschaft. Seit einer Reihe von Jahrzehnten aber ist der Schafbestand in Deutschland wieder zurückgegangen, während anderseits unser Wollbedarf außer-

ordentlich gestiegen ist. Der Grund liegt darin, daß das Schaf, um gute Wolle zu tragen, so wenig wie möglich im Stall gehalten werden darf. Es beansprucht Weideland und damit extensiven Wirtschaftsbetrieb. Solange man in der Landwirtschaft an der Brache festhielt, war Weideland genug vorhanden. Nun ist man aber mit der Entwicklung der Verwendung des künstlichen Düngers vom Brachland abgekommen, erzielt zwar sehr viel höhere Erträge vom Boden, aber das Schaf ist auf immer engeres Weideland beschränkt worden, um so mehr, als man auch noch die Naturweiden des Heidelandes und des Moors nach Möglichkeit verringert hat und gerade jetzt im Kriege im Sinne höherer Bodenerträge auch weiter noch auf das tatkräftigste verringert. Andererseits sind gewisse Länder, die umfangreiche Weidegebiete zur Verfügung stellen können, am besten während des ganzen Jahres, die Wollieferanten der Welt geworden. Australien ist es in erster Linie, aber auch Kapland, das westliche Nordamerika, Argentinien haben sich gehoben. Das sind alles Länder, die durch das Weltmeer von uns getrennt sind. Australien hat seine Schafzucht ganz besonders entwickeln können, seitdem wir auch das Fleisch als Kühlfleisch auf europäische Märkte bekommen. Wir haben nunmehr in der asiatischen Türkei ausgedehnte Gebiete vor uns, deren schon vorhandene Schafzucht ungemein gesteigert werden könnte. Die Steppen des inneren Kleinasiens, Syriens und Palästinas sind da zu nennen. Sie sind uns ja als Wolländer seit alters wohl bekannt. Wer kennte nicht die Hirten von Bethlehem und ihre Schafe?

Wir sehen an diesen beiden Rohprodukten, Wolle und Baumwolle, wie wesentlich Baumwolländer und Schafländer für unser Wirtschaftsleben geworden sind. Vielerlei andere Rohprodukte, die wir übersee bezogen haben, ließen sich neben ihnen nennen, vor allem mineralische Bodenschätze, Erdöl, Kupfer usw.

Verkehrslage

Aber eine andere Eigenart der asiatischen Türkei, aus der wir ja so manchen Ersatz für Gesperrtes erhalten zu können hoffen, ist noch viel stärker hervorzuheben. Wir haben in dem westlichsten Teile Asiens bis zum Hochland von Iran und den Fluten des Persischen Golfs ein Brückenland vor uns, gewissermaßen eine ungeheuere Vergrößerung von dem, was wir von der Stadt Konstantinopel haben sagen können. Zwischen die Welt der europäischen Völker, d. h. die Landflächen, in denen menschliche Tatkraft und geistiger Scharfsinn die augenblickliche Hochkultur der Menschheit geschaffen haben und von wo aus die übrige Welt geistig und großenteils auch politisch, besonders aber wirtschaftlich geregelt wird und die Tropen der Alten Welt, Südost-Asien und Zentral-Afrika, schiebt sich der große trennende Gürtel der Wüsten vom Atlantischen Meer bis an die Grenzen der Mandschurei, ein ungeheueres Hindernis, das die Römerwelt allzeit vom Negerland und von Indien und China politisch ferngehalten hat*), erst recht die Staaten des Mittel-

*) Handels- und Kultureinfluß ist andererseits nicht unterbunden gewesen. Wie weit der Einfluß der Byzantiner bis in den Sudan gereicht hat, haben z. B. Entdeckungen der letzten Jahre (Frobenius) gezeigt. Die Karawanenwege zwischen Rom und China haben andererseits die Gelehrten schon lange beschäftigt.

alters. Es wird verstärkt auf weite Strecken durch Hochgebirge. Der Atlas weist Klein-Afrika auf den Norden hin, die zentralen asiatischen Hochländer haben Indien von der See her durch Portugiesen, Franzosen und Engländer erobern lassen, während der Norden abgesperrt blieb.

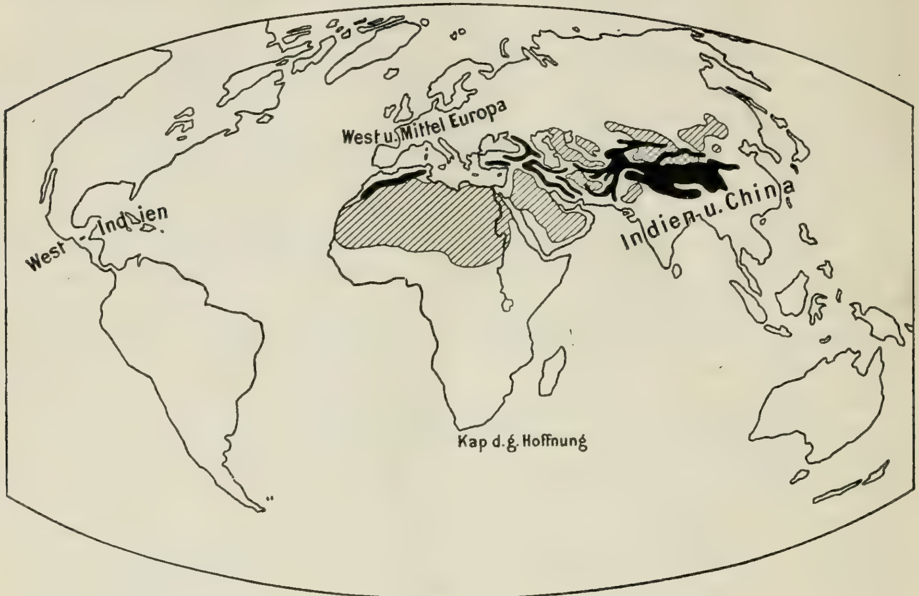


Abb. 18.

Die große Schranke zwischen Europa und Südostasien: **Wüsten** und **Hochgebirge.** Ihre Unterbrechung am Roten Meere und dem Persischen Meerbusen.
Westindien, der zeitweilige Ersatz für Ostasien in Tropenerzeugnissen.
Der Weg ums Kap der Guten Hoffnung: Der große Umweg.

In diesem großen, gewaltig trennenden Gürtel klafft vom Nil bis Armenien eine große Lücke. Hier, das Rote Meer entlang oder den Euphrat hinab und dann über den Persischen Golf, konnte der Westen mit Indien in Beziehung treten. Aber die Beziehungen waren so gut wie ausschließlich weitläufige Handelsbeziehungen. Kriegerische Vorstöße sind bei der Größe der Entfernungen und, wie wir gleich sehen werden, bei der Eigenart des Gesamtgebietes beinahe unmöglich gewesen. Alexander der Große hat einen solchen Vorstoß versucht; ungeheuere Zertrümmerungen älterer Staatsgebilde sind dabei Vorbedingung gewesen; der Versuch ist über einen ehrenvollen Einbruch in das Indusland nicht hinausgekommen, ein dauernder Erfolg war ausgeschlossen. Die Eigenart des Gebietes besteht nämlich darin, daß wohl zwei Landschaftsgruppen vorhanden sind, die ihrer Natur nach als brauchbare Durchgangsgebiete angesprochen werden müssen, Ägypten und das Rote Meer im Südwesten, Syrien, Mesopotamien, Babylonien im Nordosten. Hier sind die natürlichen Hindernisse verhältnismäßig gering, das verkehrsbelebende Wasser in Gestalt des Nil, der

einspringenden Nebenmeere der babylonischen Ströme vorhanden. Sowohl um den Nil wie um Euphrat und Tigris sind daher frühzeitig volkreiche Staaten erwachsen mit Handel, Verkehr, Reichtum, großen Städten, kurz allem dem, was Länder wie die Potiefebene oder das Land der Rheinmündungen anziehend gemacht hat. Trotzdem ist es nur selten und vorübergehend gelungen, sie unter westeuropäischen Einfluß zu bringen. Auch die Römer haben zwar das leichter zu besetzende Ägypten, — daß es das ist, sieht man ja auch jetzt wieder, — jahrhundertelang gehalten, gegen den Osten aber stets eine Grenze gehabt, die ihnen noch unsicherer als die germanische geschienen hat. Der Grund liegt in den eigentümlichen, zwischengeschobenen und angrenzenden Landschaften Arabiens, des Westrandes der Persischen Hochlande, im geringeren Grade auch Ostafrikas. Das sind alles Gebiete wie ungeheure Naturfestungen. Im allgemeinen wenig ergiebig, aber doch immerhin imstande, nicht ganz unbeträchtliche Menschenmengen zu erhalten, lockten sie nicht Eroberer an, hätten aber bei ihrer Bezwingung ungeheure Opfer gekostet. Ganz besonders ist Arabien, mehrfach so groß wie das Deutsche Reich, jederzeit ein Land gewesen, das störend auf die beiden Indienwege einwirken konnte. Zwischen beiden Verkehrswegen gelegen, bedroht es beide. Und als es sich von politischen und religiösen Kräften geeinigt sah, hat es diese sogar erobert und dauernd gehalten. Seit dieser politischen und vor allen Dingen der religiösen Zusammenfassung, bei der die Arabar von den nordöstlichen Türken als politisches Herrenvolk abgelöst worden sind — das religiöse sind sie geblieben —, ist das Durchgangsgebiet zwischen europäischem Nordwesten und indischem Südosten sozusagen gesperrt, und der Sultan beherrscht auch jetzt noch mindestens offiziell beide große Verbindungswege, wenn auch der ägyptische zurzeit sich in englischen Händen befindet.

Also seit Bestehen des Islam besteht diese Schranke. Die Kreuzzüge haben sie nicht zu durchbrechen vermocht. Die italienischen Seemächte des Mittelalters haben vielmehr sich ihr anzupassen verstanden. Das Zeitalter der Entdeckungen hat den Wert der Schranke vorübergehend stark herabgedrückt. Der Seeweg um das Kap der Guten Hoffnung zeigte, wie man sie umgehen konnte. Aber es war unnatürlich, da der nächste Weg durch politische Zustände verödet blieb. Gleichzeitig trug dieser Zustand zur wirtschaftlichen Schwächung Italiens und Deutschlands bei. Zentral- und Südeuropa müssen es im höchsten Grade als ihre Sache ansehen, daß diese Wege im Roten Meere und Persischen Golf für sie frei bleiben. Nur wenn Frankreich und Italien, was sie jetzt sind, Vasallen Großbritanniens zu bleiben gedenken, kann es ihnen gleichgültig sein, ob der Kanal von Suez britisches Eigentum werden soll oder nicht.

Ein anderer Umstand, der dazu beigetragen hat, die Bedeutung der Orientwege im Entdeckungszeitalter und darüber hinaus etwas zu verwischen, ist die Entdeckung der Neuen Welt gewesen. Für Ostindien besaß man bald ein näheres, ausreichendes Westindien. Die Aufgabe ferner, die großen, menschenarmen, naturreichen Gelände der heutigen Union mit europäischem Leben zu erfüllen, ist so riesengroß erschienen, daß die Orientfragen ihnen gegenüber fast aus dem Gesichtskreis der Menschheit verschwanden. Das ist jetzt nicht mehr so. Durch Napoleon ist der Kontinent wieder auf seine natürlichen Ostwege hingewiesen worden.

Der von England so bitter bekämpfte Bau des Suezkanals hat dem Mittelmeer und dem Südost-Wege wieder einen Teil der alten Bedeutung gegeben; und nun finden wir das Türkische Reich ausgebreitet über diese Durchgangsländer.

Da entsteht natürlich die Frage, was wird hier werden? Ist anzunehmen, daß es ihm aus sich heraus gelingen kann, gegenüber der europäischen Kulturwelt Schranken so aufzurichten, wie es die Mohammedanerreiche im Mittelalter fertiggebracht haben? Wir glauben, das wird niemand für möglich halten. Kriegerische und geschäftliche Machtmittel sind auf beiden Seiten gar zu verschieden. Steht demgegenüber ein Zerfall der asiatischen Türkei nach dem Vorbilde der europäischen in Aussicht? Auch das ist sehr stark zu bezweifeln. Zwar haben wir es auch auf ihrem Boden mit Bevölkerungen verschiedener Sprache und Herkunft zu tun, aber sehen wir von kleineren Stämmen ab, auch von den Armeniern, deren Hauptsitze wir uns, ohne den Bestand des Reiches zu gefährden, abgetrennt denken können, so finden wir doch eigentlich nur die Osmanen selber, — sie erfüllen im wesentlichen das kleinasiatische Hochland mit ihrem Volkstum — und die Araber im Süden. Ist hier ein Gegensatz vorhanden, so wird er doch zum großen Teil überbrückt durch die Tatsache, daß beide Völker durch eine Religion geeinigt sind, in der das Arabische auch für die Türken die heilige Sprache des Koran ist und der türkische Sultan auch für die Araber das höchste geistige Oberhaupt. Die Sache scheint also so zu stehen, daß ohne Eingriffe von außen die asiatische Türkei mit ihrem kleinen europäischen Ansatz alle Anlagen hat, als friedliches Glied der Völkerfamilie weiter zu bestehen, ohne doch von sich aus die Kraft zu besitzen, durch Sperrung der natürlichen Wege von Europa nach Indien auf die Entwicklung der europäischen Staaten einen nachteiligen Einfluß auszuüben. Dieser würde erst entstehen, wenn es einzelnen Mächten gelänge, auch die Verkehrswege ausschließlich in eigene Hand zu legen, wobei es denn gleichgültig ist, bis zu welchem Grade den einzelnen Teilen des Landes der Schein der Unabhängigkeit gegönnt würde.

Frankreich hat seit Napoleons Tagen das Gefühl eines Anrechts auf den Orient. Es würde, wie die Dinge liegen, seine verlorene Stellung am Suezkanal nicht wiedergewinnen, um so mehr verlangte es nach dem syrischen Wege. Dieser würde um so besser in französische Pläne hineinpassen, als er ein Stück der Wallfahrtsstraße Konstantinopel—Mekka belegte und damit das geistige Leben, das es bis zu diesem Kriege im Orient so sehr in der Hand hatte, noch stärker in seine Gewalt brächte. Man braucht aber wohl französische Orientpläne nicht mehr ernst zu nehmen. Die beiden eigentlichen Wettbewerber und die natürlichen Feinde des übrigen Europas wie der Türkei, natürlich auch des mißleiteten Frankreichs, sind Rußland und England. Für beide ist die Versuchung, die Sperre vorzubereiten, recht groß. England hat schon durch Besetzung Ägyptens den Suezkanal halb in seiner Gewalt. Er liegt so nahe an dem hilfsmittelreichen Land, und England kann infolge seiner Seeherrschaft Fehlendes so gut ergänzen, daß Vorstöße gegen den Kanal auch von der Landseite durch die Wüste selbst mit modernen Hilfsmitteln recht schwierig sind. Auch in früheren Zeiten ist es nicht gar zu oft gelungen, Ägypten von der Landseite zu nehmen. Heutzutage, wo der beste Weg, der an der Mittelmeerküste, weil unter feindlichem

Flottenfeuer zu halten, nicht mehr benutzbar ist, ist der Versuch nur noch schwieriger. Verständen die Engländer, sich auch den Ausgang des zweiten Weges zu sichern, und sie haben ja im Persischen Meerbusen alle Anstalten dazu gemacht, so ist die Schranke da.

Rußland andererseits hat seinen natürlichen Drang nach dem warmen Meer. Im Besitz von Turkestan und Transkaukasien sieht es in Persien eine wirtschaftlich und politisch ungemein schwache Macht, die es noch von dem ersehnten Ziele trennt. Freilich so gering politische Hindernisse hier zu sein scheinen, so sehr erheblich sind die physischen. Das Innere von Persien ist eine der trockensten Wüsten, die besser beregneten Randlandschaften von schwer ersteigbaren Gebirgen erfüllt. So hat sich Rußland bisher mit einer Vorzugsstellung in der Nordhälfte Persiens begnügt. Persien war unter Rußland und England in zwei Interessengebiete aufgeteilt worden. Baut Rußland, wie der bisherige Kriegsverlauf zu lehren scheint, seine Stellung in Persien ernsthafter aus, und stößt es, was es ja jetzt als Bundesgenosse Englands ohne dessen Widerspruch fürchten zu müssen, ja angeblich zur Hilfe von dessen bedrängter Lage in Babylonien, weiter nach Süden vor, so ist Aussicht vorhanden, daß es endlich sein langersehntes Ziel, das warme Meer, erreicht; freilich würde man in London dazu, und mit Recht, sehr sauer sehen. Man kann sich vorstellen, daß einmal eine politische Regelung zustande käme, die den russischen Druck auf England hier so festlegte, daß für das übrige Europa daraus die Freiheit der vorderasiatischen Wege herauskäme; denn wie die Dinge liegen, ist ja der durch eine schlaue Politik zur Vernichtung Deutschlands vorübergehend zustandegekommene Bund zwischen den beiden großen Eroberungsdespotien schwerlich von gar zu langer Dauer, da die Natur der Dinge ihm allzusehr widerspricht. Jedenfalls ist wohl kaum zu befürchten, daß ein Vordringen Rußlands ans warme Meer bei der jetzt zutage getretenen Empfindlichkeit der russischen Westgrenze einen zu starken Druck auf das türkische, oder, sagen wir dafür nur richtig, das freie Vorderasien ausüben würde.

Mitteleuropa hat in der asiatischen Türkei ein Land zu sehen, von dem es bei ausreichender wirtschaftlicher Entwicklung wesentlichste Rohprodukte für seine Industrie zu beziehen hofft, und durch das entsprechend aller bisherigen geschichtlichen Jahrhunderte mit Ausnahme der Zeit von den großen Entdeckungen an bis zur Eröffnung des Suezkanals ständig der Großverkehr nach dem weiteren Orient und nach Ostafrika gegangen ist und wieder wird gehen müssen. Mitteleuropa und die Länder des östlichen Mittelmeeres müssen es als eine Lebensaufgabe für sich betrachten, daß dieses Land mit ihnen möglichst eng wirtschaftlich verbunden, im übrigen aber unabhängig und blühend erhalten wird, und weder der russische Druck von der Landseite her noch die englische Seemacht hier alleinherrschend wird.

III.

Afrikanisches

Wir haben oben die asiatische Türkei ein Brückenland genannt, also ein Gebiet, in dem sich eine große Linie des Seeverkehrs mit einer solchen des Landverkehrs kreuzt (vgl. Konstantinopel). Von den großen Seeverkehrs-

straßen durchs Mittelmeer zum Orient ist eben die Rede gewesen. Von den Eigenschaften der Landbrücke wäre noch zu handeln. Wie die großen Wüsten und Hochgebirge Europa vom fernen Orient trennen und nur die geschilderten Verbindungslinien Vorderasiens durch sie hindurchführen, so zieht schräg dazu ein trennender Gürtel von Mittelmeeren in Gestalt eines größten Kreises zwischen den Nord- und Südkontinenten um die Erde herum. Durch ihn, nämlich das ihm angehörige romanische Mittelmeer, wird Europa von Afrika getrennt. Nur wieder in unserm Gebiet ist eine Landbrücke, die von Suez, erhalten geblieben.

Überlandverkehr hat in allen historischen Zeiten hinter dem Seeverkehr wirtschaftlich zurückgestanden.*) Aber das ausgehende 19. Jahrhundert hat das zu ändern begonnen, indem das sich immer mehr entwickelnde Eisenbahnnetz, verbunden mit dem der Binnenwasserstraßen, wo sie angängig sind, innerhalb seiner möglichen Grenzen ein aussichtsvoller Wettbewerber neben dem Seeverkehr geworden ist. Nach dem Vorbild der großen amerikanischen und asiatischen Überlandbahnen rückt daher hier die Möglichkeit heran, auch Afrika in ganz anderer Form, als es bisher geschehen konnte, wirtschaftlich anzugreifen, durch Erschließung mittels der Schienenwege und diese an das Bahnnetz der beiden Norderdteile anzuschließen. Die wichtigste Stelle, an der ein solches großafrikanisches Eisenbahnnetz ansetzen müßte, liegt daher selbstverständlich in Unterägypten, und der britische Plan der Kap—Kairo-Bahn spricht in kurzer Formel das aus, worum es sich handelt.

Bis dahin durch Mittelmeer und Wüste, mit Ausnahme des Niltals und des westlichen Nordafrikas, ist der schwarze Erdteil bekanntlich überaus stark von der europäischen Kulturwelt abgetrennt gewesen, wenn auch manche langsam wirkende und für das Wachsen wirklicher Kultur gewiß innerlich wertvolle Einwirkungen und Austauschungen allezeit quer durch die Wüste stattgefunden haben. Aber eine politische und wirtschaftliche Abhängigkeit von Europa, die dem amerikanischen Erdteil so schnell beschieden war, hat doch erst das ausgehende 19. Jahrhundert in stärkerem Grade gezeigt. Die geographischen Gründe für die Erscheinung sind ja nicht schwer zu sehen. Nach Entdeckung Amerikas als erstem großen Ergebnis der erreichten Hochseetüchtigkeit der Westeuropäer, hatte man in ihm weite Lande, deren schwache Bevölkerung dem ausbeutenden Europäer sehr viel geringeren Widerstand entgegensetzte als die Afrikaner. Die Hochländer mit höherer Eigenkultur waren im Vergleich mit Innerafrika wenig ausgedehnt und befanden sich noch vor dem Eisenzeitalter, waren also aus beiden Gründen dem Europäer gegenüber weit schlechter gestellt. In Afrika hatte man demgegenüber, sobald der gesundheitlich wenig erfreuliche Küstengürtel überwunden war, meist eine waffentüchtige, fähige, dichte Bevölkerung vor sich. Nur im äußersten Süden, im Gebiet der von dem Neger zurückgedrängten gelben südafrikanischen Rassen, lagen die Verhältnisse ein wenig anders. Es kam dementsprechend nur hier zu Europäersiedlungen und zwar hollän-

*) Es ist hier nur an den Verkehr auf weite Strecken hin zu denken, der allein große Handelsplätze schafft und mit ihnen Mittelpunkte erst wirtschaftlicher Macht und in Zusammenhang mit ihr auch politischer.

dischen Charakters, die etwas ähnlich den Kolonien an der Ostküste Nordamerikas, Zufluchtsstätten für religiöse und politische Flüchtlinge waren, aber im ausgesprochenen Gegensatze zu dem, was uns Amerika zeigt, sind sie auf dem ganzen Erdteil das beschränkte Gebiet geblieben, auf dem die Nachkommen der Europäer stärker hervortreten und zum Teil die Mehrheit haben. An der afrikanischen Ostküste schließlich sperrten weit hinab arabische Küstenstaaten den Erdteil vor dem neuen Einbruch von der See her.

Weit schwieriger zu besetzen, weit weniger lockend, infolge der Wehrhaftigkeit der Bewohner gefahrvoller festzuhalten als Amerika, ist der Erdteil, auch nachdem die europäische Hochseeschiffahrt seine Küsten den Europäern zugänglich gemacht hatte, als unbekannte, im wesentlichen verschlossene Welt jahrhundertelang liegen geblieben. Es darf nicht vergessen werden, wenn es auch jetzt dem Bereich der Geschichte angehört, daß die Europäer, in erster Linie die Engländer, die von den Arabern nicht besetzte Westküste, die also die zugänglichere war und ihnen auch bequemer lag, durch die Ausbildung des Sklavenhandels für lange Zeit sich selbst gesperrt haben.

Erst nachdem die europäischen Tochterstaaten in Amerika, die Union, nach ihr die spanischen und portugiesischen Kolonien, sich freigemacht hatten, ist Afrika stärker als Beuteland in den Gesichtskreis der Europäer getreten. Man hat es von den Küsten her in Angriff genommen, durch zahlreiche, großenteils deutsche Entdeckungsfahrten im Innern kennen gelernt, und es dabei begehrenswerter befunden, als man vermutet hatte, und schließlich vor diesem Kriege fast ganz und gar unter die europäischen Völker politisch aufgeteilt. In großen Zügen ist die Aufteilung folgende gewesen: der breite Nordwestteil war französisch, an den Küsten schoben sich Gebiete anderer Zugehörigkeit hinein. Bis zum Kongo ist es den Franzosen gelungen gewesen vorzudringen, und nördlich von ihm auch wieder bis ans Meer. Bis zum Nil im Osten haben die Engländer einen ähnlichen Vorstoß nicht erlaubt (Faschoda), doch besitzen die Franzosen noch am Golf von Aden eine kleine Kolonie. Der Osten von Norden nach Süden galt als britisches Gebiet. Ägypten war zwar türkischer suzeräner Staat, aber seit 1882 von England besetzt. In Nubien herrschte offiziell eine englisch-ägyptische Zwieherrschaft. Südlich von Deutsch-Ostafrika begann wieder englisches Land. Auffallend mußte es erscheinen, daß die große Seemacht im allgemeinen mit dem Hinterland sich zu begnügen schien, während die Küsten in portugiesischen, im Nordosten französischen und italienischen Händen gelassen wurden und erst in Südafrika von den Briten wieder erreicht wurden. Frankreich und England besaßen damit den Löwenanteil des Kontinents. Nur geringe Stücke waren Spanien außer seinen Kanarischen Inseln erlaubt worden; immerhin hat das Vorhandensein der kleinen spanischen Kolonien südlich von Kamerun es bewirkt, daß unsere tapfere Kameruner Mannschaft sich schließlich auf neutrales Gebiet hat retten können. Nur unbedeutend ist selbst der Teil von Marokko, der den Spaniern zugesprochen ist, und mehr geeignet und wohl auch gedacht, die Spanier durch die Fortführung von Marokkowirren zu beunruhigen als ihnen zu nützen, während für sie erste Bedingung für eine natürliche Regelung selbstverständlich die Wiedergewinnung Gibraltars

wäre. In Südafrika besitzen die Portugiesen an beiden Weltmeeren Kolonien, es war ihre durchaus erklärliche Auffassung, daß sie das erste Recht auch auf das Land dazwischen hätten. Schon seit langem aber vollständig wirtschaftlich in britischer Hand, haben sie sich die vorhin erwähnte Abtrennung des Hinterlandes zugunsten Englands gefallen lassen müssen. Es darf auch nicht verkannt werden, daß sie tatsächlich im Innern keinerlei Herrschaft ausgeübt haben. So durfte noch Wißmann z. B. dort die deutsche Fahne entrollen, mit der er durch unbesetztes Land zog, und wir dürfen auch nicht bestreiten, daß die Portugiesen eine wirtschaftliche Erschließung des Landes, wie sie die Engländer vornehmen, nicht fertig gebracht hätten, mag man die britische Herrschaft nun für einen Segen oder einen Unsegen für das betroffene Land halten. Ein eigentümliches Gebilde ist dann der Kongostaat, der im wesentlichen das Kongobecken umfaßt bis an den Tanganjikasee hinan. Durch Übereinkunft der europäischen Mächte, auf Veranlassung des Fürsten Bismarck gegründet, und durch Personalunion mit Belgien verbunden, ist er später zur belgischen Kolonie gemacht. In ihm ist am ruchlosesten mit den Eingeborenen von seiten der Europäer umgegangen worden. Auch die Engländer haben früher von den Kongogreueln viel schreiben lassen und Entrüstung über sie zu entfachen sich bemüht. Nachdem dann freilich Belgien in den Mächtering zur Vernichtung Deutschlands eingetreten war, ist es hiervon vollkommen still geworden. Die Italiener haben an der ostafrikanischen Küste eine bescheidene Kolonie. Ihr Versuch, von ihr aus das Hochland von Abessinien zu nehmen, ist bekanntlich blutig gescheitert. Das italienische Volk hat, wie man weiß, einen recht bedeutenden Geburtenüberschuß, und bei den unglücklichen landwirtschaftlichen Verhältnissen der Halbinsel*) ist die Auswanderung sehr groß. Sie von Argentinien, Brasilien, der Union abzulenken und nach Nordafrika, wo sie Anhalt an starken italienischen Bevölkerungsanteilen finden würde, ist eine der Aufgaben, über die die italienischen Staatsmänner sich die Köpfe zerbrechen. Die Besetzung von Tunis durch die Franzosen in den 80er Jahren hat den von Bismarck verwerteten Gegensatz von Franzosentum und Italienertum klar gemacht. Die den Italienern von den Engländern erlaubte Besetzung von Tripolis über Malta hinaus hat eins der Bänder geschlungen, aus denen die heutigen Fesseln Italiens bestehen, ohne daß Aussicht vorhanden wäre, in dem dürren Wüstenland für viele Volksgenossen Boden zu finden, während es auch in Zukunft an Kämpfen mit den unabhängigen Stämmen des Innern nicht fehlen wird und Malta als Zwingburg zwischen Italien und England mitten inne liegen bleibt.

Schließlich hat Deutschland dort, wo dies möglich war und im Zusammenhang mit der ersten Festlegung Englands in Ägypten, 1882 afrikanischen Boden erworben, das kleine Togo an der Goldküste, Kamerun vom innersten Guinea-Golf bis zum Tsadsee und Kongo, Deutsch-Südwestafrika, das mit seinem sogenannten Caprivizipfel bis zum Sambesi reicht, und sonst vom Kunene bis zum Oranje, und schließlich als größtes Deutsch-Ostafrika zwischen Tanganjikasee und Meer.

*) Im Süden und in Mittelitalien Latifundien, im Norden Zwergwirtschaft.

Das Bild dieser Aufteilung ist in der Tat unfertig. Politische Grenzen, wie z. B. die des Caprivizipfels, des französischen Sudan zwischen Kongo und dem ägyptischen Sudan, tragen deutlich den Stempel einer vorläufigen Lösung an sich. Aber es ist damit natürlich nicht gesagt, daß zwei europäische Mächte sich unbedingt in das Ganze zu teilen hätten und allenfalls wertlose Bröckchen genügend unterwürfigen Staaten zweiten Ranges zur Verfügung hielten. Das ist aber ausgesprochenermaßen der englische Plan. Wir besitzen schon Karten, die in der vornehmsten englischen geographischen Gesellschaft, in der Royal Geographical Society, ausgehangen haben und von einem gewissen Johnston empfohlen worden sind, in denen die völlige Vertreibung der Deutschen aus Afrika als „sittliche Pflicht" wegen ihrer Sünden hingestellt und der Plan zu ihrer Ausführung gezeigt wird.

Für uns Deutsche kommen wohl folgende Gesichtspunkte in Frage.

Erstens. Der Gang des Weltkrieges hat gezeigt, daß über das Weltmeer hin gelegene Pflanzländer für uns kaum haltbar sind, wenn die Sicherheit des Meeres wie bis dahin in das Belieben einer einzelnen Macht gestellt ist. Nehmen wir die Notwendigkeit von tropischen Pflanzländern für unser Vaterland als gegeben an, so ist damit die Notwendigkeit ausgesprochen, auf der See so stark zu sein, daß die Briten eine Störung unseres Verkehrs mit unseren Kolonien sehr lebhaft fürchten müssen, und es ist wohl eine solche politische Schulung in unserem Volke notwendig, daß ähnliche Überraschungen wie die Verfeindung eines großen Teils der Menschheit durch britische Intriganten nicht mehr so leicht ist.

Zweitens. Sind wir zwar ein junges Kolonialvolk, und auch die Geschichte unserer Kolonien weist manchen Mißgriff auf, im großen und ganzen können wir aber den Anspruch erheben, eine bessere Form der Verwaltung farbiger Bevölkerungen und deren Länder in die Wege geleitet und zum Teil schon weit durchgeführt zu haben, als die britische oder gar die französisch-belgische es ist. Wir haben an der Erziehung der Bevölkerungen gearbeitet und sie so auf einen höheren Kulturzustand allmählich zu bringen versucht, gegenüber den gefühllosen Formen kaufmännischer oder gouvernementaler wirtschaftlicher Ausbeutung, wie man sie bei Engländern und Franzosen sehen konnte. Das Treueverhältnis, das sich in diesem Kriege zwischen den deutschen Führern und den farbigen Soldaten glänzend bewährt hat, zeigt, daß wir auf dem richtigen Wege gewesen sind. Wir müssen beanspruchen, auf diesem Wege weiter fortfahren zu dürfen, ja wir müssen die Hoffnung aussprechen, daß unsere Form, die wir in ihrer jetzigen Ausgestaltung natürlich nicht für vollkommen halten dürfen, allmählich auch für die Pflanzländer anderer Staaten vorbildlich wird.

Drittens. Können wir uns aber nicht der Tatsache verschließen, daß die bisherigen Europäergrenzen in Afrika den großen Verkehrsinteressen nicht voll entsprochen haben. Umlagerungen würden, wenn allein die Vernunft spräche, daher vermutlich bei der Endregelung nach diesem Kriege auszuführen sein.

Wir kommen damit wieder zu dem Ausgangspunkt unserer Betrachtung: Der englische große Plan der Kap—Kairo-Bahn ist ausführbar und vernünftig, ja großenteils schon tatsächlich ausgeführt. Die Bahnstrecke durchzieht den Erdteil in nordsüdlicher Richtung etwas östlich von der Mitte seiner größten Längsausdehnung, ist

vorläufig noch durch Wasserfahrtsstrecken mehrfach unterbrochen, wird aber eine Linie darstellen von ähnlicher Bedeutung wie die amerikanischen Pazifikbahnen oder die russische transsibirische. Es wäre dafür Sorge zu tragen, daß unsere deutsche Kolonie Ostafrika den vollen Nutzen von dem Teil der Bahn hätte, der in ihr Gebiet fiele, was durch die Verbindung der Bahn mit den von der Küste her kommenden Stichbahnen geschehen muß. Wir haben ja in Afrika im Gegensatz zu diesem transafrikanischen Plan außerdem vom Rande her dringende Stichbahnen. Sie müßten sich auch in anderen Teilen des Erdteils bis zur Längsbahn hindurchwinden. Andere Längsbahnen, besonders eine, die etwa vom Kap nach dem Tsadsee und dann zum Niger ginge, müßten folgen. Welche Aufgaben weiter zu lösen wären, würde die Zukunft lehren. Sie wären aber nicht gut möglich, wenn nicht eine zwischenstaatliche Verständigung zwischen den Kolonialmächten stattfände. Ihre Gutwilligkeit wäre nach den bösen Erfahrungen dieses Weltkrieges für absehbare Zeit vielleicht zu erreichen. Denn die andere Lösungsform, einseitige englische Oberaufsicht unter nur scheinbarer Unabhängigkeit einiger anderer Staaten, ist gewiß nicht wünschenswert, höchstwahrscheinlich aber auch in sich unmöglich. Zwar würden die jetzt von England zur Niederkämpfung Deutschlands mißbrauchten Festlandsmächte schwerlich die Kraft besitzen, sich ernsthaften englischen Wünschen gegenüber zu versagen, ganz gewiß nicht Frankreich mit seiner vernachlässigten Flotte und durch den Besitz von Gibraltar und Malta von seinen nordafrikanischen Kolonien abgesperrt. Aber die Zersetzung innerhalb des englischen Weltreichs, von der wir vor dem Kriege schon so seltsame Proben bekommen haben und die durch den Krieg nur äußerlich aufgehalten sein wird,*) läßt es nicht wahrscheinlich erscheinen, daß die kleine Gruppe von Politikern und Großkaufleuten, die die Sache des unglücklichen Reiches jetzt zu verwalten hat, ausreichen wird, um einen so großartigen Neubau in Afrika allein entstehen zu lassen, würde sie doch vermutlich nicht einmal verhindern können, daß schwerste Zerfallerscheinungen innerhalb des Reiches auch im Falle eines Sieges einträten. Wie dem aber auch sein mag, die Tatsache bleibt bestehen, daß die Anknüpfung des afrikanischen Bahnnetzes an das europäische nur über die asiatische Türkei und Ägypten erfolgen kann, und damit die Lage dieser Länder in eine neue zukunftsreiche Beleuchtung gebracht ist. Außer über Vorderasien, könnte man höchstens noch auf den Gedanken kommen, später einmal im Westen über die Straße von Gibraltar eine Fährverbindung mit europäisch-afrikanischen Bahnanschlüssen zu legen. Aber das liegt noch im sehr weiten Felde. Außerdem sind Spanien und Marokko aus den Landmassen der Alten Welt herausgerückt, während Ägypten und Syrien so recht die alten Kernlande der Mittelmeerküsten sind. Auch ist es bis jetzt wenigstens noch recht unklar, wie eine wirtschaftliche Überquerung der großen afrikanischen Wüste zustande kommen könnte; wenigstens haben die Franzosen es noch nicht über allerlei unsichere Pläne auf diesem Gebiete gebracht, so überaus wertvoll für sie ein Bahnzusammenschluß der nördlich und südlich der Wüste gelegenen Kolonien auch wäre.

*) Nach Abschluß dieses Abschnittes kommen die irischen Nachrichten und bestätigen obiges Urteil.

IV.
Asiatisches
Die getrennten großen Randkulturen

In englischen Zeitschriften hat man schon seit einer Reihe von Jahren nicht nur von der Kap—Kairo-Bahn, sondern auch von der Kairo—Kalkutta-Bahn gehört. Auch hierbei handelt es sich um einen Plan, die neue wirksame und schnelle Form des Landverkehrs, die in der Eisenbahn gegeben ist, für Landstrecken nutzbar zu machen, die bisher so gut wie ausschließlich auf den Seeverkehr angewiesen gewesen sind. Denken wir uns diesen Plan noch weiter ausgebaut, so würden die Spitzen der Bahnen erst am Chinesischen Meer und in Singapore gegenüber Sumatra enden, ja die Sunda-Inseln könnten wenigstens zum Teil durch Fährverbindung an das große Bahnnetz angeschlossen werden. Machen wir uns die Neuartigkeit der so zu schaffenden Verbindungen an dem Gesamtbilde Europa-Asiens und seiner bisherigen Kulturländer klar. Der Kern des asiatischen Erdteils, das große Hochland, ist bis in unsere Tage das gewaltigste Verkehrshindernis geblieben, das die Erde kennt. Riesige, wilde Gebirge, ausgedehnte Wüsten haben hier auf sehr weite Erstreckung hin für den Menschen eine Welt geschaffen, die nur eine kümmerliche und sehr zerstreute Siedelung hier und da möglich macht. Alle höheren Kulturen, alle dichteren Menschenanhäufungen sind an den Rand verwiesen. Aber die Randlandschaften, die das große innere Hochland umlagern, sind selbst gewaltige, ausgedehnte Welten für sich: Europa, Indien, China und Sibirien. Unter ihnen ist nur das letzte, Sibirien, durch seine nach Norden verschobene Lage, die auch seinen Meeren den Vorteil der Wegsamkeit und damit seinen Strömen den größten Teil ihres Wertes genommen hat, so wenig begünstigt, daß es zu einer dichteren Besiedelung, zu irgend einer eigenen Kulturentwicklung nicht gekommen ist. Es scheidet praktisch aus unserer Betrachtung größtenteils aus, und nur insofern ist es zu berücksichtigen, als das westliche Randland der Alten Welt, Europa, und das östliche, China, gerade durch die ungeheuren Weiten Sibiriens fast so wirksam voneinander getrennt worden sind, als dies weiter südlich Innerasien getan hat. Immerhin ganz so wirksam ist die Trennung doch offenbar nicht gewesen. Welche Wege die unruhigen Nomadenvölker zwischen den Quellen des Ob und Irtysch und der Schilka und Argun bei ihren Kriegsfahrten nach Westen und Osten in alten und mittelalterlichen Zeiten genommen haben, kann man jetzt vielfach nicht mehr feststellen. Nur daß man z. B. in Urga ein geweihtes Schwert aufbewahrt hat mit rätselhafter Inschrift, und Sven Hedin sie als mittelhochdeutsch entziffern konnte, — es ist wohl Beute aus der Walstädter Schlacht gewesen, — mag uns einen Wink geben.

Aber das haben wir gesehen, daß nach genügender Erstarkung des Moskauer Staates die Eroberung des Landes bis zum Ostmeer fast mühelos hat erfolgen können. Und auch das wissen wir ja alle, daß die westeuropäisch-asiatische Pazifikbahn durch Sibirien ihren Weg genommen hat, während ihre südliche Schwester, die Transkaspibahn, schon in den Randtälern des inneren Hochlandes endet.

Bis zur Eroberung Sibiriens durch die Russen ist das Land eine außerordentlich weiträumige Schranke zwischen den alten Kulturen Europas und Chinas gewesen und wirkt trotz der einen Bahnverbindung, die jetzt besteht, noch immer im selben Sinne. Die räumliche Entfernung Europas von China ist größer als die zwischen Europa und Indien und die zwischen Indien und China, aber die Trennungen im Süden über die südwestlichen und südöstlichen Ausläufer des großen Hochlandes ist fast ebenso wirksam. Zwischen China und Vorderindien ziehen jene Hochgebirge nach Südosten, die, aus Innerasien stammend, die Hinterindische Halbinsel durchziehen, um in ihr allmählich auszuklingen. Sie sind bei etwas geringerer Höhe doch von ganz hervorragend trennender Kraft. Das liegt in ihrem Bau. Ein ganzes Bündel von großen Strömen, die aus dem Hochland nach den Randlandschaften fließen, zerlegen die Gebirge in ebenso viele lange Ketten: der Brahmaputra, Irawadi, Saluen, Mekong und Jangtsekiang. An der Stelle, wo die Flüsse sich am meisten nähern, ist es vom westlichsten zum östlichsten, vom Brahmaputra zum Jangtsekiang nicht weiter als von der Nordsee bis Böhmen, und rechnet man den Brahmaputra nicht mit, vom Irawadi zum Jangtsekiang kaum weiter als von der Elbe bei Dresden zur Oder. Diese Welt rauher und schroffer Gebirge und tief eingeschnittener Täler mit wilden Strömen in ihren Gründen, die Heimat unbesiegter Räuberstämme, ist von China oder Indien nie überschritten worden. Ein Zusammenhang hat so gut wie ausschließlich auf dem Seewege gesucht werden müssen, und auch dieser ist bei der eigenartigen Gestaltung Hinterindiens, das beinahe bis zum Äquator sich hinstreckt, weit und zeitraubend. Kein Wunder, daß sich die chinesische Welt und die Welt ihrer Tochterkulturen in Korea, Japan, Tonking und die indische Welt wesensfremd geblieben sind, und untereinander so wesensfremd sind, wie es jede von ihnen der unseren ist. Sie streben nicht aufeinander zu, sie berühren sich nicht, durchdringen sich nicht in Grenzgebieten, sondern sie schließen sich gegeneinander ab, und wann und wo sie ins Weite streben sollten, wird ihr Blick auf das Meer vor ihnen gelenkt und nicht auf das ungastliche Land hinter ihnen mit seinen Wüsten und Felsgebirgen.

Daß uns eine weite Lücke von Indien trennt, daß sich unsere Kultur von der indischen abweichend entwickelt hat, daß die Seewege nach Indien weit und die Landwege fast unzugänglich gewesen sind, das ist uns ja geläufiger und schon oben erwähnt. Rufen wir uns noch einmal scharf ins Gedächtnis, daß jener große Wüstengürtel, der von Westafrika bis an den Großen Ozean zieht, es ist, der hier die Trennung vorzüglich zu besorgen hat, in seiner Wirksamkeit durch unwirtliche und hohe Gebirge in Kleinasien, in Armenien, an den Rändern des Iranischen Hochlandes stark unterstützt. Aber denken wir auch daran, daß jene beiden merkwürdigen Verbindungswege des Roten Meeres und des Persischen Golfs mit Mesopotamien jeweilig gefährdete Beziehungen zur See ermöglicht haben.

Als Gesamtergebnis zeigt sich, daß um die kulturfeindliche Mitte des asiatischen Erdteiles sich die drei großen alten Kulturgebiete von Ostasien, Indien und Europa entwickelt haben, bei ihrer getrennten Lage fast ganz unabhängig voneinander geblieben sind, aber doch Kenntnis voneinander hatten und einigen

Seeverkehr seit alters untereinander haben treiben können. Jetzt ist das Zeitalter gekommen, in dem einerseits der Seeverkehr so ausgebildet worden ist, daß eine viel engere Zusammenfassung der Landmassen über das Meer hinweg ausführbar ist, als das früher ging, andererseits aber die Eisenbahn die Möglichkeit bietet, auch diese bisher weit getrennten Länder zusammenzufassen, wie durch die Sibirische Bahn schon ein erster entscheidender Schritt geschehen ist.

Die großen drei Kulturgebiete sind aber so alt und daher eigenartig ausgebildet und ihrer Wesensart dementsprechend dauerhaft, daß sich nicht nur Zusammenschlüsse politischer Art zwischen ihnen ausbilden müssen, sondern Versuche entstehen werden, jedes dieser besonderen Kulturgebiete in sich zusammenzufassen. Wir haben in früheren Abschnitten wiederholt den Gedanken durchschimmern sehen, daß West- und Mitteleuropa, nebenbei eine Welt, die an Kopfzahl und Raumgröße der indischen und der chinesischen überraschend nahe steht, in diesem Weltkrieg um die Aufgabe ihrer Kultureinigkeit ringt. Wir können jetzt nicht wieder die Fäden aufnehmen, die hier zu verfolgen wären und die geschichtlich an das römische Erbe anknüpfen und seelisch, wirtschaftlich und politisch an die Notwendigkeit der Selbstbehauptung gegenüber London und Petersburg. Wir wollen nur betonen, daß Westeuropa, Indien und China alle drei in ähnlicher Lage gegenüber derartigen Weltherrschaftsansprüchen sich befinden und die Eigenart Indiens und Ostasiens mit einigen Strichen anzudeuten versuchen.

Indien ist noch vor zwei Jahrhunderten eine Welt selbständiger, miteinander um die Herrschaft ringender Staaten gewesen. Seit Vasco da Gama haben wohl seefahrende Europäer vom Meere her Einfluß auf die indischen Geschicke gehabt, aber von einer Unterwerfung ist erst die Rede gewesen, nachdem im Siebenjährigen Kriege von den beiden Wettbewerbern, Frankreich und England, der erstere unterlegen war. Noch heute sind uns aus der früheren Zeit her Herrscher wie der Großmogul in Delhi oder der Fürst von Golkonda (dicht bei Haiderabad) als Vorbilder für Macht und Reichtum geläufig. Aber jetzt ist das Land als Kaisertum Indien den Briten unterworfen. Nicht der Britische Staat, sondern wohlgemerkt eine vom Staate bevorrechtete Handelsgesellschaft, die Britisch-Ostindische Kompanie, hat ihrem Volke das Land erworben. Im Handelsinteresse, zu Ausbeutungszwecken und ohne die Gewissenskonflikte verantwortlicher Staatsmänner ist es in britische Hände gespielt worden. Und erst als das unendlich gemißhandelte Volk in den fünfziger Jahren den furchtbaren Sepoyaufstand gemacht hatte, sind die Rechte der Ostindischen Kompanie an den Britischen Staat übergegangen. Die Geschichte der Unterjochung Indiens wie sein heutiger Zustand sind ein überaus lehrreiches Bild des Verfahrens, das Großbritannien auch Europa gegenüber anwenden möchte und, soweit es kann, ja auch mit Geschicklichkeit, nimmermüdem Eifer und ohne jedes Gewissenbedenken anwendet: Verhetzung benachbarter Staaten gegeneinander, Bestechung wichtiger Persönlichkeiten in den einzelnen Staaten, Einnisten in die Verwaltungen durch „Ratgeber", Ausbiegen, wo zu große Macht im Augenblick entgegentritt, rücksichtsloseste Vernichtung auch in unmenschlicher Form, wo es geht. Daneben zeigt sich, betrachtet man das politische Bild des heutigen Indien, die eigentümliche Fähigkeit

der Briten, scheinbare Freiheit den Unterworfenen zu belassen, um so sicherer sich aber derjenigen Länder und derjenigen Einrichtungen zu vergewissern, die ihnen zur wirksamen Beherrschung des Ganzen nötig erscheinen. So kennt Indien nichts von der trostlosen zentralistischen Regelmäßigkeit irgend eines Teiles des französischen Reiches, es ist vielmehr eine überaus bunte Welt der verschiedenartigst verwalteten Staaten und Provinzen. Unter den Staaten sind manche, wie z. B. das Reich des Nizam oder das von Maissur, die sich mit europäischen Mittelstaaten durchaus messen können und als „Bundesstaaten" gerechnet werden. Andere, kleinere sind abgabenpflichtige Staaten innerhalb der indischen Provinzen. Der Rest aber sind eben diese britischen Provinzen selber, die an Fläche gar nicht so sehr hervortreten, aber in denen schlechthin alle wichtigen Punkte und Linien sich befinden. Weder an der Küste noch an den großen Flußläufen ist irgend ein unterworfener Staat von erheblicher Bedeutung zu finden. Kalkutta wie Delhi, Bombay wie Madras, Induslauf wie Gangeslauf sind unmittelbar unterworfenes Gebiet. An den Höfen der Bundesstaaten aber herrscht wohl ein farbenprächtiges Hofleben und gibt es Minister und Würdenträger, der Herr aber ist der britische Ratgeber, oft noch ein junger Mensch in den zwanziger Jahren. Das ist Europas Zukunft, wenn Europa es so haben will und wir Deutsche es nicht davor bewahren! Ansätze zu diesem britischen Zukunftstraum sind ja schon vorhanden. Gibraltar, Portugal, Frankreich, Griechenland mögen die verschiedenen Formen zeigen, in denen dieser Würgeengel der Menschheit Europa gegenüber seine Arbeit zu verrichten sucht.

Vielleicht bringt aber umgekehrt die Zukunft ein vom britischen Joch befreites Indien. Wie das geschehen könnte, das wollen wir hier nicht zu schildern versuchen; es spricht auch manches gegen die leichte Ausführbarkeit.*)

Betrachten wir das Land vielmehr heute, was es ja auch ist, als ein Hauptstück des Britischen Reiches, umfaßt es ja auch weit mehr Bewohner als der ganze Rest des Reiches, so groß er ist. Keilförmig springt es in das nach ihm benannte Weltmeer vor. Wer es sein nennt, fühlt sich als Herr dieses Meeres. So ist es kein Wunder, daß in britischen Schriften immer wieder der Anspruch auf die geschlossene Herrschaft der Uferländer des Indischen Weltmeeres auftaucht. Das Riesenreich der fünf großen Reiche ist von britischer Feder ihr Weltreich genannt worden. Die Inseln und Kanada liegen abseits. Die drei anderen sind Südafrika, Indien und Australien. Sie liegen in der Tat um den Indischen Ozean herum, jede Unterbrechung ist in britischen Augen ein Schönheitsfehler. Ein solcher ist daher Deutsch-Ostafrika, das hier noch einmal für uns auftaucht, und nicht nur als Unterbrecher der Kap—Kairo-Bahn. Eine zweite Unterbrechung droht, wenn zwischen Kairo und Bagdad eine fremde Macht Gewalt gewinnt. Daher das Gefühl der Unerträglichkeit der deutschen An-

*) Die alte Zersplitterung des Landes, die ja auch Europas Unheil ist, lebt unter der britischen Herrschaft und im Sinne der leichteren Beherrschbarkeit sorgsam von den Briten gepflegt, weiter fort, vor allem in den religiösen Gegensätzen des Islam und des Brahmanentums. Auch die mehr auf sittliche Läuterung in der Hingabe an das Geschick gerichtete Sinnesart der Indier im Gegensatz zu dem bedenkenlosen Zugreifen der Briten erleichtert ihre Beherrschung.



Abb. 19. **Das britische Weltreich vor 1914.** (Flächentreue Darstellung.)
Portugal und Belgien britischem Einfluß völlig unterworfen.
Die beiden Lücken in der **Umklammerung des Indischen Weltmeeres:**
Deutsch-Ostafrika und Niederländisch-Indien.

sprüche auf Einfluß im nahen Orient, die den Türkenstaat aus seiner Abhängigkeit herausheben könnten. Aber auch Rußland in Konstantinopel, Armenien, gar in Nordpersien sind eigentlich eine ernste Gefahr. Man hat sie im Krimkrieg und auf dem Berliner Kongreß mit Mühe ferngehalten. Auch Frankreich oder Italien mit wiedererstarktem Einfluß im Orient wären gefährlich. Sind auch diese zeitweiligen Verbündeten Englands durch die deutschen und österreichischen Waffen zu Englands Vorteil so wirksam geschwächt, daß sie den Briten gegenüber für die nächsten Jahrzehnte keine bedenkliche Politik werden treiben können, so kann doch solche Schwächung der Volkskraft schon nach einem Menschenalter überwunden sein. Damit würde für Großbritannien von neuem die Aufgabe gestellt, sich Europas wirtschaftlich und politisch so zu vergewissern, daß sein Überlandsweg nach Indien gesichert ist.

Die dritte Lücke klafft da, wo die Wege nach Ostasien führen. Zwischen Hinterindien und Australien liegen die Sunda-Inseln, fast ausschließlich holländischer Besitz: reiche Länder unter holländischer Pflege, soweit das kleine Volk zu wirken imstande gewesen ist, blühend, arbeitsam und glücklich. Aber wie will Holland die Inseln halten, wenn der fremde Wille einer allein seegebietenden Macht eines Tages über die Länder verfügt? Bisher haben sich die Holländer einigermaßen sicher fühlen können. Der britische Kolonialbesitz ist ja so groß, daß er auf weite Strecken noch gar nicht wirtschaftlich so recht in Angriff hat genommen werden können. Warum sollte man sich die kleine holländische Nation unnötig ver

feinden? War es nicht wichtiger, sie gegen ihren deutschen Hintermann mit Mißtrauen zu erfüllen, schon um den Rotterdamer Handel nach Möglichkeit zu erschweren? Man hat ihnen ja vor 100 Jahren, als es wünschenswert schien, Ceylon und Kapland in aller Freundschaft weggenommen, und hat in Kapland und darüber hinaus fast ein Jahrhundert voller Kämpfe damit in Kauf nehmen müssen, bis es gelungen war, den Freiheitssinn der alten europäischen Siedler in Blut und Tränen zu ertränken. Aber die Sunda-Inseln hat man ihnen lassen zu können geglaubt. Waren doch auch die wichtigen Zugänge nach Ostasien, die Sundastraße und die Malakkastraße gerade durch die Neutralität Hollands, zunächst wenigstens, besonders geschützt. Jetzt freilich scheinen sich neue Zeiten vorzubereiten. Die ostasiatischen Angelegenheiten beginnen ein anderes Gesicht anzunehmen. Daher wenden wir uns ihnen jetzt zu.

In Ostasien liegt das große Kulturland China, das uralte Reich der 18 Provinzen. Es ist zurzeit politisch schwach, das bedeutet nicht, daß es das zu allen Zeiten, auch in Zukunft zu sein braucht. Gerade eine Nation von so reichem und vielseitigem Eigenleben, wie es die Chinesen sind, kann öfter einmal Zeiten erleben, in denen das Volk, in der Verfolgung nicht rein politischer Entwicklungen, in sich gespalten, sich selber unklar erscheint, und der Fremde in ihm Macht gewinnt. Wir brauchen nur an den Zustand unseres eigenen Volkes im 16. und 17. Jahrhundert zu denken. Eine solche Zeit macht China augenscheinlich eben jetzt auch durch. Seit Jahrtausenden daran gewöhnt, allen Nachbarvölkern gegenüber überlegen zu sein, mindestens als Kulturbringer oder doch imstande, feindliche Einbrüche, wo sie nicht haben abgewehrt werden können, im eigenen reichen Volkstum aufzusaugen, hat „das Reich der Mitte" die neue Zeit des mit neuen Kampfmitteln welterobernden Europäertums unvorbereitet für die Abwehr über sich ergehen lassen müssen. Jetzt liegt es da, politisch machtlos, ein Kampffeld für die Bestrebungen derjenigen Mächte, die um den Einfluß Chinas ringen. Von Norden hat sich Rußland herangeschoben und sucht an seiner weiten von Zentralasien bis zum Japanischen Meer reichenden Grenze das Gebiet seines Einflusses immer weiter aus dem Bereich der chinesischen Schutzstaaten nach dem eigentlichen China vorzurücken. Der Besitz eisfreier Häfen — Wladiwostok ist es noch nicht, es kann noch im Winter eisgesperrt sein trotz seiner niedrigen Breite — wirkt als Zukunftsziel lockend genug. Bekanntlich hat Rußland im Frieden von Schimonoseki mit deutscher und französischer Hilfe dieses Ziel schon einmal zu erreichen verstanden. Die Halbinsel Liautung war ihm zugefallen, und es hatte den Kriegshafen von Port Arthur und den Handelshafen von Dalni dort errichtet. Das von Großbritannien ermunterte Japan hat dann ein Jahrzehnt später den Russen diese Beute wieder abgejagt.

Sprechen wir aber noch nicht von Japan, denken wir vielmehr an die anderen europäischen Nationen, die sich an dem Wettbewerb über die chinesischen Häfen beteiligt haben. Allen voran steht natürlich Großbritannien; es hat in der Mitte des 19. Jahrhunderts im Süden vor der Mündung des Perlflusses und der Handelsstadt Kanton seinen berühmten ersten Stützpunkt, die Insel Hongkong erworben, hat den Chinesen durch den bekannten Opiumkrieg seine starke Faust zu spüren gegeben, hat sich mit Handelsniederlassungen an

anderen wichtigen Hafenplätzen festgesetzt, vor allem in Schanghai unweit der Jangtsekiangmündung und auch gegenüber der Peihomündung vor den Toren von Peking, auf der Halbinsel Schantung besitzt es in Weihaiwei einen eigenen festen Platz.

Andere Nationen sind nicht so günstig gestellt. Wir Deutsche besaßen ja in Tsingtau, das uns durch die Japaner entrissen, einen ungemein günstig gelegenen Platz, von den Chinesen uns auf 99 Jahre verpachtet. Was in den kaum 20 Jahren, die wir hier zu wirken gehabt haben, schon geschaffen worden ist, muß in den „Denkschriften bezüglich des Kiautschou-Gebietes" oder in irgend einer anderen Schrift, die sich mit diesem Gegenstand ausführlich beschäftigt, nachgelesen werden. Hier sei nur als allgemeiner Gesichtspunkt angeführt, in wie hohem Grade von seiten des Deutschen Reichs kulturbringende Wirkungen ausgegangen sind. Es ist zu hoffen, daß, wenn auch in der weiteren Entwicklung ein erneutes Festsetzen deutscher Herrschaft an jener entlegenen Küste sobald nicht möglich zu machen sein sollte, doch die Keime, die hier unter anderen auf den Gebieten des Forstwesens oder des Unterrichts, um nur zwei zu nennen, gelegt worden sind, und die von den Chinesen so freudig ergriffen worden, auch unter neuen politischen Formen sich weiter werden entfalten können. Voraussetzung ist nur, daß sie dauernd von britischem Einfluß freigehalten werden. Andere Nationen sind die Franzosen, Holländer, Amerikaner. Das kleine Volk der Holländer können wir trotz seines großen Sundabesitzes als politisch zu schwach und auch mit seinen Handelsinteressen eben wegen seines großen Sundabesitzes zurücktretend, außer acht lassen. Es ist aber immerhin erwähnenswert, daß vor der Erschließung Japans im 19. Jahrhundert die Holländer die einzigen waren, die dort, und zwar im Hafen von Nagasaki einen gewissen sehr eng begrenzten Handel vermitteln durften. Die Franzosen haben zwar ein ansehnliches koloniales Gebiet auf der Ostseite der hinterindischen Halbinsel, Tonking und Kochinchina; aber weder sind sie imstande, etwas Rechtes aus dem Lande zu machen, — das liegt in ihrer Unfähigkeit zu kolonialem Aufbau, — noch würden auch sie ein selbständiges Unternehmen mit Erfolg durchführen können. Nach der Beseitigung der deutschen Stellung in Ostasien sind sie erst recht eines natürlichen Verbündeten, den sie bis dahin an den Deutschen hatten, verlustig gegangen.

Den Nordamerikanern, deren Land und Volk wir uns noch werden ansehen müssen, ist im Spanischen Kriege die Inselgruppe der Philippinen zugefallen. Die Inseln haben damit das eigentümliche Schicksal fortgesetzt, das sie im Entdeckungszeitalter betroffen hat. Denn damals auch waren sie von Osten her über Amerika hinweg der europäischen Kolonialwelt angegliedert worden. Wie sie die „westlichen Inseln" hießen und bis vor kurzem die Datumsgrenze im Westen um sie herumschwenkte, so sind sie auch jetzt wieder von Osten her über das weite Weltmeer in fremde Hände gekommen. Den Amerikanern ist Ostasien Gegengestade, wie uns Nordamerika. Das bedeutet für sie eine Fülle bemerkenswerter Aufgaben in Gegenwart und Zukunft. Nicht mit breiten, volkreichen, alten Kulturlandschaften grenzen sie an das große Weltmeer, sondern mit dem vom Hauptlande durch ausgedehnte Öden getrennten, wenig umfangreichen

Fruchtlandschaften Kaliforniens und des westlichen Oregons und Washingtons. Daher ist es nicht ein natürliches Überfließen aus zu eng besiedelten Gebieten gewesen, was den Amerikaner auf Ostasien hingewiesen hat, wie den Europäer auf Nordamerika, sondern die Entwicklung weltpolitischer Vorgänge, hier der Verfall des letzten Restes des alten spanischen Weltreichs. Andererseits sind die Amerikaner in Ostasien auf alte, dichte Kulturländer gestoßen, in denen ihrerseits der Drang der Bevölkerung in die Weite überzufließen stürmisch hervorgebrochen ist, sobald die Hindernisse beseitigt waren, die die ostasiatischen Reiche um sich selbst errichtet hatten. Die „gelbe Gefahr", an die der Amerikaner zuerst denkt, ist verknüpft mit der Einwanderung von Chinesen und Japanern in die westlichen Randstaaten der Union, und sie besteht in erster Linie darin, daß ohne staatlichen Eingriff das Mongolentum den Yankee vermutlich bald überwuchern würde.

Eine andere Form des amerikanisch-ostasiatischen Verhältnisses ist die Erscheinung, daß wohl nirgends auf der Welt so unendlich verschiedene Kulturen unmittelbar aufeinander einwirken wie die uralte traditionsgeschwängerte, auf Ausbau des Familienwesens gegründete, vielfach starr gewordene und in ihrer Anpassung gehinderte Kultur der Chinesen und der junge Ableger des Europäertums in der Union, der fast alles Alte über Bord geworfen hat, um sich erst einmal in seinen neuen Aufgaben zurechtzufinden. Daß es für den Nordamerikaner fast unmöglich ist, einen unabhängig denkenden Menschen sich anders als Republikaner vorzustellen, und daß die Chinesen andererseits vor einigen Jahren durch kaiserliche Verordnung eine Republik bekommen haben, die dann jüngst einmal wieder Monarchie und gerade jetzt vielleicht von neuem Republik heißen soll, beleuchtet die Schärfe solchen Gegensatzes wohl deutlich genug. Jedenfalls bleibt aber für die Amerikaner Ostasien der Nachbar jenseits des großen Wassers und damit eine rätselvollere Aufgabe, als die meisten es ahnen mögen.

Fassen wir noch einmal zusammen: Rußland als Herr von Sibirien versucht, von seiner Grenze aus zu drücken und Einfluß zu gewinnen, zuerst als Landmacht, dann auch mit dem Wunsche, seine Seestellung weiter auszubauen. England als große Seemacht hat sich auch hier die geeigneten Plätze ausgesucht, um auf ihnen seine allgemeine Seeherrschaft auszubauen. Für Nordamerika ist Ostasien ein aufgabenreicher Nachbar jenseits der See. Andere weißen Kulturnationen, wie Frankreich und Deutschland, haben Stellungen in Ostasien nehmen müssen, weil ohne das bei der Schwäche des chinesischen Reiches sonst die Gefahr bestand, daß die chinesische Welt ganz in die Hände der anderen genannten Beteiligten gelangte.

Ganz ähnlich wie bei der Türkei ist nun ein anderer grundsätzlicher Unterschied zwischen Deutschland und den anderen Nationen — vielleicht mit Ausnahme der Union — festzustellen, wie sie ihre Aufgaben gegenüber der ostasiatischen Welt auffassen. Während weder dem Briten noch dem Russen irgend etwas an dem Bestande des chinesischen Reichs und seiner Kultur gelegen ist, und beide hier wie, wo sie sonst auftreten, ihr Einfluß unbedingt zerstörenden Charakter auf den angegriffenen Staat und seine Kultur hat, und es schließlich,

wie schon in zahlreichen früheren Fällen zur Vernichtung von Eigenkultur und völkischer Blüte führt, so haben die Deutschen, die ja von jeher die besten Kenner und Versteher fremden Volkstums gewesen sind, mehr eine Erzieheraufgabe in ihre Hände gelegt gefühlt, und den fremden Staat durch Abgabe eigener Energiequellen zu stärken, seine erstarkte oder zurückgebliebene Kultur neu zu beleben unternommen. Ein Teil der Feindschaft gegen unser Volk, ganz besonders bei den Briten, hat durchaus die Eigentümlichkeit der Feindschaft, die ein Ausbeuter gegen den ehrlichen Mann hat, der seine Beute ihm durch Belehrung des Auszubeutenden abzuringen bemüht ist. Aber freilich sind die Machtmittel des Deutschen Reichs im fernen Osten gegenüber den verbündeten Feinden auch schon in Friedenszeiten nur gering gewesen, und es hat sich nicht vermeiden lassen können, jene Vorstufe politischer Aufteilung zu Kolonialbesitz auch in China mit zu übernehmen, die man Aufteilung in Interessensphären genannt hat. So galt die Provinz Schantung als deutsche Interessensphäre, die Provinzen des Jangtsebeckens als britische.

Japanisches

Die Halbinsel Schantung weist auf das japanische Korea hin, und wenn Korea einst, als es in russische Abhängigkeit zu kommen drohte, als natürliche Brücke bezeichnet wurde, von der aus der nordische Bär den Sprung in das Land der Kirschblüte einmal wagen könnte, einen Dolch, den Japan ewig auf sich gezückt sähe, so ist doch Schantung wieder für ein Japan, das Korea besitzt, das Stück eines ähnlichen Sprungbretts.

Damit sind wir bei Japan. Das große ostasiatische Kulturland China hat einige Tochterkulturen zuwege gebracht, spärliche nach Innerasien zu, eigenartig abgewandelte, aber ohne große Tiefe in Hinterindien, eine einst blühende auf Korea, die wieder verfallen ist, und nun schließlich über Korea hinweg als einzige, die neben ihr Selbständigkeit entwickelt hat, die japanische.

Die japanischen Inseln bilden in ihrem Verhältnis zu China eine Art Spiegelbild Großbritanniens und Europas. Auch sie sind geräumig genug, um einem ansehnlichen Volke Boden zu bieten, daß es sich in seiner Eigenart entfalten kann, und auch sie haben durch ihre Inselnatur für den nötigen Sicherheitsabschluß gegenüber dem Festlande gewirkt. So finden wir gerade wie bei Großbritannien die drei Entwicklungsstufen, Abhängigkeit vom Festlande, dessen stärkerer politischer und wirtschaftlicher Macht man noch nicht gewachsen ist, Einfälle von dorther, dann Abschluß gegen das Festland bei genügender Erstarkung der eigenen Volkskraft und Ausbildung einer insularen Eigenkultur, während welcher Zeit andererseits die notwendigen inneren Entwicklungskämpfe eine Wirkung über das Meer hin im allgemeinen ausschließen, und zum Schluß jetzt Übergreifen des durch seine Lage und Flottenkraft sich sicher und stark fühlenden Staates über das Wasser. Aber während diese letzte Zeit bei Großbritannien schon sich seit den Tagen der Elisabeth angebahnt hat und seit Cromwell fast gleichmäßig fortgeführt wird, ist Japan erst seit kaum einem Menschenalter aus der Zeit der insularen Abgeschlossenheit in die des Übergreifens über das Meer hin eingetreten. Man sieht die Größe des britischen Vorsprungs.

Übrigens wollen wir nicht verschweigen, daß doch auch schon früher Übergriffsversuche auf das Festland in beiden Fällen stattgefunden haben, wie die Plantagenets in Frankreich hat es schon ehedem in Korea japanische Heerkönige gegeben. Im großen gesehen aber wird das Schema doch wohl stimmen, und wir mögen in jenen früheren Versuchen unzeitige Vorwegnahmen erst jetzt aussichtsvollerer Pläne sehen.

Wir haben gesagt, daß der Vorsprung des britischen Inselstaates vor dem japanischen Jahrhunderte umfaßt. Das erklärt die Erscheinung, daß der britische heute ein Weltstaat ist und unverkennbar die Absicht verrät, eine allbritische Weltherrschaft aufzurichten, für deren Durchführung ja auf der ganzen bewohnten Erde die ersten Vorzeichnungen gegeben sind. Der japanische Staat aber sieht vorab seine Aufgabe augenscheinlich darin, ostasiatische Vormacht zu sein, und wer weiterblickt, wird den Stillen Ozean als den Schauplatz japanischer Meeresherrschaft wünschen, wenn er ein Japaner ist.

Als Grundlage für diese Herrschaftsausbreitung dienen die japanischen Inseln selbst. Die drei großen südlichen, Hondo, Schikoku, Kiuschiu, sind dicht mit dem japanischen Volke besetzt. Die vierte große nördliche Insel Jeso ließe sich ein wenig nach Natur und Volksdichte mit Schottland vergleichen. Über diesen japanischen Inselbogen, der das Japanische Meer viel enger vom freien Weltmeer abtrennt als Großbritannien die Nordsee, greift nun Japan nach Norden und Süden hinaus. Im Norden gehört ihm Sachalin, das übrigens fast genau in derselben Breite liegt, wie das Deutsche Reich (man ziehe daraus die nötigen Folgen für das Klima, denke dabei freilich an die Gegensätzlichkeit von Ost- und Westküsten.) Jedenfalls ist Sachalin noch wertvoller Besitz und sperrt die ostasiatische Küste bis zur Amurmündung. Im Süden hat sich Japan Formosa gerade unter dem Wendekreis von China abtreten lassen und besitzt auch die Riukiu-Inseln, so daß Japan vom Rande der heißen Zone bis dort, wo an den Ostküsten die Schiffahrt praktisch aufhört, Ostasien blockiert.

Aber diese Blockade ist doch so lange großenteils nur ein frommer Wunsch, als eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit Großbritannien nicht erfolgt ist. Gerade der Inselstaat, der in seiner Inselabgeschlossenheit seine Stärke gegenüber Festlandsmächten findet, ist der größeren Seemacht gegenüber in schwieriger Lage. Es ist jedenfalls in keiner Weise vorherzusagen, in welcher Richtung hier die Weltgeschichte weiterlaufen wird, selbst wenn man so etwas wollte. Aber man kann die Richtungen aufweisen, in denen die natürlichen Entwicklungsformen der vorhandenen Staaten weiterstreben. Hier scheint folgendes gegeben zu sein. Japan als mit den politischen, wirtschaftlichen und militärischen Machtmitteln des modernen Europäerstaates ausgerüstet und, nach Beseitigung der russischen Gefahr mit versteckter Hilfe Englands, fühlt sich als der berufene Vertreter Ostasiens gegenüber dem weißen Eroberer, also auch England. Jetzt ist seine politische Lage ihm noch nicht gefestigt genug, um gegen diesen seinen Hauptgegner den Kampf um die politische und kulturelle Selbständigkeit Ostasiens aufzunehmen. Es wird darauf hingewiesen, sich der Wiederbelebung Chinas zu widmen. Hier ist Deutschland sein Hauptgegner gewesen. Deutschland würde es vermutlich erreicht und jedenfalls unternommen haben, China

wieder zu solcher Höhe und Kraft zu bringen, daß nicht an Japan, sondern an dieses die ostasiatische Führerschaft gefallen wäre. Nun da auch Deutschlands politische Macht in Ostasien zurzeit beseitigt ist, kann Japan sich daran machen, das chinesische Volk unter seiner Führung so zu organisieren und wenigstens äußerlich zu europäi-japanisieren, daß es dereinst auf Grund eines so entstandenen Staatsgebildes den Unabhängigkeitskampf Ostasiens gegenüber England wird aufnehmen können. Es hat so gut wie nichts von irgend einer anderen weißen Nation außer Deutschland hierbei zu fürchten. Nur dem Deutschen ist es gegeben, sich so tief in fremdes Volkstum zu versenken, daß er sich dessen Erziehung mit Erfolg widmen kann, Russe wie Franzose, Amerikaner wie Engländer werden immer vor der chinesischen Volksseele verständnislos stehen bleiben, während es dem Japaner allen Beteuerungen von Erbverfeindungen zum Trotz doch wohl gelingen kann, bei dem verwandten Volke das nötige Verständnis zu finden und zu entwickeln.

Ob der japanische Staat die Kraft besitzen wird, das ostasiatische Kulturgebiet einheitlich zu organisieren, so daß es mit den modernen europäischen Machtmitteln den Unabhängigkeitskampf um Ostasien wird aufnehmen können, ob es statt dessen vielleicht China gelingen kann, seine ungeheure Volksmasse wieder zu politischer Wirksamkeit zusammenzufassen, oder ob auch für Ostasien das Sklavengeschick Indiens droht, das können wir nicht wissen. Daß aber die ostasiatische Welt gegenüber der britischen Weltherrschaft sich zu organisieren strebt und einst den Unabhängigkeitskampf wagen wird, das ist wohl nicht zu bezweifeln. Damit kommen wir zu dem Ausgangspunkt dieser Betrachtung zurück.

Die Südsee

Hinterindien ist zum mindesten in seiner östlichen Hälfte Einflußgebiet der ostasiatischen Kultur, es ist aber auch ein Stück des bekannten Länderrings, den das britische Weltreich um den Indischen Ozean schlingt; und mehr noch: wenn wir annehmen, daß die Großstaatengebilde der Zukunft, die neben oder an Stelle des britischen Weltreiches um ihre Gestaltung ringen, gegeneinander sich nicht werden abschließen wollen, so ist wie in allen Tagen der Seeweg von Ostasien nach dem Westen durch die Welt der Sunda-Inseln gegeben. Bei Batavia und bei Singapore liegen die Pforten, deren Verschluß in Großbritanniens Hand liegen muß, wenn es den Landring um das Indische Weltmeer gesichert wissen will, und deren Offenhalten den Zusammenhang Europas und Ostasiens erst erlaubt. Zukunftsfragen von einer Bedeutung für die ostasiatische Welt in ihrem Zusammenhang mit dem Westen tun sich hier auf, die ganz ähnlich und vielleicht noch größer sind als jene, die sich an die Meerengen bei Konstantinopel knüpfen. Und wie Festlandeuropa und in seinem Namen jetzt die Zentralmächte und deren Verbündete die Wege beiderseits Arabiens vor der britischen Umklammerung schützen müssen, um den Weg nach dem Osten freizuhalten, so wird es Aufgabe der Ostasiaten sein, über die Freiheit der Sundawege nach dem Westen hin zu wachen.

Oben ist die Frage der Herrschaft über die Südsee gestreift worden und an den Gedanken gerührt, weitblickende Japaner könnten sie als das zukünftige

Herrschaftsgebiet ihrer Rasse ansehen. Es verlohnt sich, für einige Augenblicke bei der Stellung dieser größten Wasserfläche der Erde zu verweilen. Sie umfaßt beinahe ein Drittel der gesamten Erdoberfläche. Nur im Norden streben die sie umfassenden Landmassen wie die Tschuktschenhalbinsel und Alaska aufeinander zu, während Südamerika und Neuseeland durch weite Meeresöde voneinander getrennt sind und das Südpolarland als Wohnsitz für Menschen gar nicht in Frage kommt. Als Stilles Weltmeer ist es von den Entdeckern seiner Inselfluren bezeichnet worden. Das will nicht bedeuten, daß es an Sturm und Wellengebrause in ihm fehlt. Das Große Weltmeer ist auch in ihnen groß. Verkehrsverlassen, das sollte „still" bedeuten; und verkehrsarm ist es bis auf den heutigen Tag geblieben im Gegensatz zu dem Atlantischen Weltmeer oder den nördlichen Teilen des Indischen. Das widerspricht einigermaßen Auffassungen, wie wir sie seit etwa einem Jahrzehnt nicht selten gehört haben: „die Südsee, das Meer der Zukunft". Diese Auffassungen sind auch wohl sicher irriger Natur. Nicht die Weiträumigkeit eines Meeres, sondern die Länge seiner Küsten und der Reichtum der durch sie erschlossenen Länder ist maßgebend. Weiträumigkeit bedeutet im Gegenteil eine Verkehrserschwerung. Nun leidet die Südsee aber nicht nur an ihrer eigenen, die Länder voneinander entfernenden Größe, sondern die großen Landmassen, die sie umrahmen, wenden ihr sozusagen den Rücken zu. Man pflegt den pazifischen und den atlantischen Küstentypus zu unterscheiden. Die Länder um die Südsee sind durch den Küsten gleichlaufende Längsgebirge vom Meere abgesperrt. Am Atlantischen Weltmeer brechen die Gebirge quer an der Küste ab. Zwischen ihnen dringen Randmeere und Golfe tief in die Landmassen ein und bringen diese in unmittelbare Seeverkehrsbeziehungen. An den Küsten der Südsee fehlt es an dieser Erscheinung. Kein größerer Gegensatz ist zu denken als zwischen der Westküste Nordamerikas oder der Ostküste Australiens und Durchdringungen von Land und See, wie sie in Amerika Hudsonbai und Golf von Mexiko, in Europa noch viel stärker entwickelt, Mittelländisches Meer und Nord- und Ostsee zeigen. Dementsprechend hört der Einfluß der Südsee im Lande schon bald auf, wenn man die hemmenden Gebirgsschranken Australiens oder Amerikas überschritten hat; und nicht entfernt ähnliche Erscheinungen wie die Lage Petersburgs und Odessas oder auch von Galveston oder Veracruz sind zu finden. Fast nirgends durchbricht ein größerer Strom die hemmenden Ketten, ganz im Gegensatz zu den atlantischen Flußsystemen.

Nur eine große Ausnahme zeigt sich auf unseren Karten, die ostasiatische Küste. Zwar treten auch hier in Tonking wie in der Mandschurei und Korea verkehrshindernde Längsgebirge hinter den Küsten auf, aber der eigentliche Abschluß, auf den ostasiatischen Inselbögen, ist wohl in die Tiefe gesunken und hindert jedenfalls das Eindringen des Meereinflusses gegen das Land nicht. Gerade gegenüber Japans aufgeschlossener Inselwelt hat die See in weiter Erstreckung das Land überflutet, ist als Gelbes Meer und dessen weitere Ausbuchtungen tief in das Land eingedrungen, und hat Nordchina für den Seeverkehr aufgeschlossen. Diese besondere Stellung Ostasiens, einzigartig in der ganzen Umrandung der Südsee, legt ihm die Aufgabe nahe, seine Seegeltung über die großen Wasserflächen zu tragen.

Aber die Küsten, die seine Seeleute nach langer Fahrt dann erreichen, schließen sich gegen das Meer ab und sind doch wohl leichter von den Bevölkerungen zu halten, die drüben im weiteren Hinterlande wohnen, mögen sie spanisch oder englisch sprechen. Ganz besonders schließt sich der amerikanische Kontinent ab, und wo er am nächsten liegt, in Nordamerika, hat das kraftvollere Volk seine Hand auf das Land gelegt. Am wenigsten geschützt an sich scheint die Lage Australiens. Gewinnt Ostasien Kraft genug, so wissen wir, droht der Kampf um die Sundastraßen. Die Sunda-Inseln aber und ihre östlichen Fortsetzungen sind Brückenpfeiler dorthin. Längst nicht festgewurzelt genug im Boden ist die australische Bevölkerung. Kein gesunder, auf sich gestellter Bauernstand scheint sich entwickeln zu wollen. Ungeheuer ist das Zahlenmißverhältnis zwischen der großstädtischen Bevölkerung und der auf dem Lande. Diese sieht es darauf ab, im Großbetrieb landwirtschaftliche Exportprodukte, vor allen Dingen Schafwolle und Hammelfleisch zu gewinnen, oder flutet unruhig um die Goldfundstätten. Nehmen wir dazu die Entwicklung staatlicher Einrichtungen, die das Belieben des einzelnen gegenüber dem allgemeinen Nutzen als obersten Grundsatz kennt, und nehmen die geringe Kopfzahl Australiens, so sind Anzeichen genug vorhanden, einem drohenden gelben Einbruch Erfolg zu versprechen. Auch hier ist es die großbritannische Zentralmacht, es ist die Angst vor der britischen Flotte, die die Kolonie zurzeit schützt. Denken wir uns diesen Schutz fortgenommen, so wäre die Gefahr eines gelben Einbruchs sehr gewachsen. Aber gerade dann könnte man sich vorstellen, daß die auf sich selbst gestellte weiße Bevölkerung Australiens, nicht mehr im britischen Schutze politisch verweichlicht, bei einem Angriff von Norden über See her sich, freilich in schwerem Ringen, Erhaltung, Freiheit und wahre Unabhängigkeit würde erkämpfen können.

V.

Nordamerika

Der Amerikaner

Die einzige große Weltmacht, die staatsrechtlich neutral geblieben ist, sind die Vereinigten Staaten von Amerika. Ihre Stellung für die Kriegsbeteiligten, zu allererst für uns, in ewig anders flackerndem Licht gesehen, möchten wir uns jetzt ein wenig klar machen. Die Staaten sind bekanntlich im Kampfe gegen Großbritannien, im sogenannten Unabhängigkeitskriege, politisch frei geworden. Sie bestanden schon damals aus einer stark gemischten Bevölkerung, unter denen deutsche Siedler hervortraten und auch schon im Unabhängigkeitskriege wegen ihrer militärischen Tüchtigkeit eine ganz hervorragende Rolle gespielt haben. Wenn daher auch entsprechend der großen Mehrzahl der Bewohner das Englische als Staatssprache sich durchgesetzt hat und angenommen worden ist, so bleibt doch die geschichtliche Tatsache davon unberührt, daß die Union sich nur in schwerem Kampf von ihren britischen Bedrückern hat freimachen können, und als diese Freiheit durch Friedensvertrag festgelegt war, doch die amerikanisch-britische Feindschaft bestehen blieb. Wegen der an heutige Zeiten erinnernden britischen Willkür gegenüber der nordamerikanischen Schiffahrt ist es

1812 noch einmal zum Kriege mit Großbritannien gekommen, in dem die blühende amerikanische Handelsflotte vernichtet, die Hauptstadt Washington nebst dem Kapitol von britischen Mordbrennern eingeäschert worden ist. Nur die Weiträumigkeit des Landes und der ungemeine Reichtum seiner natürlichen Hilfsmittel hat der Union damals erlaubt, die Wunden dieses Krieges allmählich wieder auszuheilen, so daß sie nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts wiederum über eine große Handelsflotte verfügen konnte. Da erwuchs Großbritannien anfangs der sechziger Jahre im Bürgerkrieg von neuem die Gelegenheit, die amerikanische Handelsblüte zu knicken. Zwar schreiben sich die Briten heute aus Unkenntnis des wahren Sachverhalts ein Hauptverdienst bei der Abschaffung der Negersklaverei zu — sie haben sie ausgebildet und festgehalten, solange sie für sie wirtschaftlich vorteilhaft war; als ihre Wirtschaftswettbewerber, Franzosen, Amerikaner, Spanier u. a. in den Vorteil kamen, wurden sie ihre entrüsteten Gegner. — Dennoch stellten sie sich schroff auf die Seite der Sklavenstaaten und begannen einen Verleumdungsfeldzug gegen den Präsidenten der Union, Abraham Lincoln, der nach denselben Schablonen gearbeitet war wie der heutige gegen unseren Kaiser. Andererseits fand die bedrängte Union in den deutschen Turnvereinen ihres Landes die Grundlagen für ihre militärische Macht. Gleich zu Anfang wußten die St. Louiser deutschen Turnvereine den wichtigen und seiner Lage nach vielleicht entscheidenden Staat Missouri für die Union festzuhalten. Der Bürgerkrieg hat dann zwar nach dem Siege des Norden geendet, aber die Haltung des seemächtigen Großbritanniens in der Kaperkriegfrage der Südstaaten hatte damals von neuem den Verlust der nordamerikanischen Handelsflotte zur Folge gehabt. Bis auf unsere Tage hat die Folge dieses Verlustes weitergewirkt. Außer in der Küstenfahrt hat sich die amerikanische Handelsflagge wenig zeigen können, und die britische, daneben die deutsche Handelsflagge flatterten über den Schiffen, die an den Pieren des Hudson anlegten. Wer die Streifen und Sterne an einem Seeschiff sehen wollte, tat gut, sich nach den Küstendampfern umzusehen, die am North River angelegt hatten für die Fahrt nach Old Point Comfort und Charleston.

Alles dieses ist uns Deutschen wohlbekannt, weniger die tatsächlichen, gesellschaftlichen und sozialen Zustände in der Union. Denn leider ist die Zahl derjenigen Deutschen sehr gering gewesen, die bis dahin nach der Union gegangen sind, um Leben und Treiben dort kennen zu lernen und ihre Kenntnisse dann zum Wohle des Vaterlandes zu verwerten. Die Folge davon ist, daß man über die Haltung der Union, die sie in diesem Kriege gezeigt hat, im allgemeinen bei uns maßlos erstaunt gewesen ist. Nirgends vielleicht in solchem Grade wie bei der Union hat es sich gerächt, daß es bei uns an ruhigen Beobachtern im Auslande gefehlt hat, und wohl auch an Verständnis, an führenden Stellen, etwaige Beobachtungen, deren Ergebnisse ihnen gemeldet worden wären, zu verwerten und zu neuen anzuregen. Es ist an dieser Stelle einmal nützlich, recht scharf auszusprechen, daß wir in Zukunft eine ganz andere geographische Schulung unseres Volkes brauchen, die den einzelnen befähigt, unbenebelt von Vorliebe und geschichtlichen Erinnerungen die Dinge draußen zu sehen wie sie sind, und diese Beob-

achtungen fremden Volkstums für das eigene Volk in geeigneter Form zu verwerten.

Es hat bei uns gewiß nicht an Menschen gefehlt, die das Ausland aufgesucht haben. Sprechen wir hier nicht von den Deutschamerikanern — das soll noch später kommen —, sondern von jenen, die nur vorübergehend das Ausland aufsuchen. Das Bild ist bunt genug. Es tritt uns der vielgeschäftige und erfolgreiche deutsche Kaufmann entgegen, der der deutschen Ware Absatzgebiete zu erschließen gewußt hat. Er hat gewaltig dazu beigetragen, jenen Reichtum Deutschlands zu vermehren, der uns das Durchhalten in diesem Kriege leichter gemacht. Er hat auch das fremde Volkstum überall eifrig beobachtet und sich ihm und seinen Launen anzupassen gewußt. Aber darüber hinweg hat er wohl selten geblickt und die tönernen Füße nicht bemerkt, auf denen sein und seiner Gleichstrebenden Wohlfahrt beruht, solange die politische Sicherheit, die das Reich ihm bieten konnte, von einem übelwollenden Wettbewerber noch in dem Maße zur See gefährdet werden konnte, wie es dieser Krieg gezeigt hat. Wir haben den deutschen Gelehrten, der, von den politischen Wirklichkeiten so oft wenig angekränkelt, in dem fast nur noch bei uns denkbaren idealen Traumgebilde einer über den Völkern schwebenden, sie alle versöhnenden Idealwelt lebte und dabei doch wegen seiner größeren Tüchtigkeit und Gründlichkeit so bittere Abneigung beim britischen oder französischen Fachgenossen erregt hat. Er hat nur das gesehen, was zum Ausbau seiner Wissenschaft dienen konnte und keinen Blick für das gehabt, was unserem Volke hätte nützen können. Wir haben den großen Künstler, der mit Ehren und Gold überschüttet, vielleicht auch, wenn er ein Sänger war, mit verbrauchter Kehle, also ärmer gemacht, aus der Fremde zurückkam. Er hat erst recht nichts von Volk und Land gesehen, so weit sein „Impresario" ihn auch herumgeschleppt hat. Wir haben den einfachen Vergnügungsreisenden. Er grast hier wie dort das Vorgeschriebene ab und hat im allgemeinen uns noch weniger genützt als etwa der britische England. Dieser, wenn er nicht, was sehr zu vermuten ist, doch gleichzeitig politischer Geheimarbeiter war, hat es wenigstens verstanden, durch Festhalten an seinen Sitten und den Anspruch auf ihre Beachtung für das Heimatland zu werben. Ihm ist ein gut Teil des Verdienstes zuzurechnen, auch wenn er wirklich nur einfach als britischer Mensch kam, daß das Überhandnehmen britischer Sitten und Äußerlichkeiten, waren sie noch so geschmacklos, wie etwa die Einführung der Messengerbübchen in den letzten Jahren, so große Fortschritte gemacht hat. Nimmt man nun noch hinzu, daß mindestens die letzte Gruppe, die Vergnügungsreisenden, in der Union eine herzlich kleine Zahl ausgemacht haben, so wird man die tatsächlich geringe Kenntnis Nordamerikas bei uns sich vorstellen können. Erst der Weltjahrmarkt von St. Louis 1904 hat uns ein kleines Anschwellen gebracht. Aber ich kann es mir doch auch hier nicht versagen, ein kleines Erlebnis zu berichten, das ich südlich Montreal im Eisenbahnzuge an der Unionsgrenze erlebt habe.

Mit mir im selben Wagen fuhr ein ältliches Berliner Ehepaar, ein wohlbegüterter Handwerksmeister und seine Frau, die sich zur Ruhe gesetzt hatten. Sie kamen von St. Louis und waren von dort auf einem großen Ausflug über

Chicago, die Seen, den Niagara-Fall und Montreal; jetzt wollten sie über Neuyork, wo schon ihre Koffer lagen, in die Heimat zurück. Nun ging der amerikanische Zollbeamte den Wagengang entlang, um zu prüfen, ob sich auch nicht ein ungewünschter Einwanderer über die Landesgrenze einschmuggeln wollte. Er versuchte auch unser Ehepaar auszufragen, aber eine Verständigung war erst möglich, nachdem ich mich ins Mittel gelegt hatte. Der Beamte war schnell von der Harmlosigkeit der Reisenden überzeugt und ging weiter. Ich aber versuchte, den beiden den kleinen Auftritt, den sie eben erlebt hatten, zu erklären. Ich sagte ihnen, wir kämen nun wieder in die Union zurück, während Montreal noch englisch wäre. Erstaunt fragte der Mann: „Ich denke, das ist alles englisch?" „Nein," sagte ich, „die Vereinigten Staaten haben sich doch unabhängig gemacht. Dies aber hier ist Kanada." „So," sagte der Mann zu seiner Frau, „also in Kalifornien sind wir." Ernsthaft schüttelte ich den Kopf und erklärte: „Nein, das liegt wieder wo anders. Das ist K a n a d a!" „Also Granada," sagte der Mann, worauf ich auf eine weitere Aufklärung verzichtete. Was wird er aber am heimischen Stammtisch alles zu berichten gewußt haben, und jedenfalls ist er nebst seiner Frau, wie ich aus sicherer Entfernung vom Montrealer Zug bis zum Lake George habe feststellen können, auf seine Rundreisekarten hin ganz zuverlässig, wie zwei Gepäckstücke, die zu befördern waren, „gecheckt" worden.

Versucht man nun, sich ein Bild von der amerikanischen Nation zu machen, so wird man nach alledem gewiß in Gefahr geraten, daneben zu greifen. Aber bei der Wichtigkeit der Aufgabe, diese ungeheure Neuschöpfung der Menschheit geistig einigermaßen zu erfassen, um so wichtiger als vielleicht ein Viertel, wenn nicht mehr, ihres Blutes Blut von unserm deutschen Blute ist, darf uns das nicht schrecken. N e b e n d e m A u s b a u u n s e r e r e i g e n e n S t e l l u n g i n E u r o p a u n d n e b e n d i e s e r u n s e r e r d e u t s c h e n K u l t u r i s t n i c h t s s o W e s e n t l i c h e s u n d V e r h e i ß u n g s v o l l e s a u f d e r W e l t w i e d i e A u f g a b e, d i e s e m g r o ß e n h e r a n w a c h s e n d e n V o l k s k ö r p e r d r ü b e n s o v i e l v o n u n s e r e r d e u t s c h e n s e e l i s c h e n W e s e n s a r t z u e r h a l t e n u n d w e i t e r z u e n t w i c k e l n, a l s n u r i r g e n d m ö g l i c h i s t. Es ist auch unverkennbar, daß gerade die Besten drüben den Anschluß an deutsches Bildungswesen für den Weg halten, der auch für ihr Volk der richtige ist, um zu höheren Stufen der Menschheit emporzusteigen.

Das erste, worin sich die amerikanische Nation von der übrigen Menschheit abhebt, ist ihre Jugend. Zusammengewürfelt, so kann man es beinahe nennen, aus Menschen aller europäischen Völker, die sich auf dem amerikanischen Boden, alle zusammen wie jeder einzelne, in ganz neue Verhältnisse hineinzuarbeiten hatten, auf sich selbst gestellt waren im Guten wie im Bösen, über anscheinend unbegrenzte Räume sich ausbreiten durften, hat sie bis in unsere Tage noch nicht die Ruhe gefunden, sich zu so bestimmter Wesensart auszuarbeiten, wie wir es bei den Völkern West- und Mitteleuropas gewohnt sind. Nur eins ist als altüberkommenes Gut mit herübergenommen, die englische Staatssprache. Sie legt dem Anglo-Amerikaner das Gefühl nahe, der Überlegene, der eigentlich echte Amerikaner zu sein, und während in Wahrheit die Ankömmlinge anderer Herkunft, indem sie eine fremde Staatssprache annehmen, völlig und endgültig schließlich bis ins letzte ihrer Seele hinein Mitglied eines neuen Volkswesens

werden, haftet dem Anglo-Amerikaner ein Rest von dem Zusammenhang mit der alten Mutternation an, deren Sprache er nicht aufgegeben hat, ja von deren Mitgliedern er leicht wegen sprachlicher Eigentümlichkeiten verspottet wird. Damit wird der Anglo-Amerikaner der eigentliche Bindestrichamerikaner, wie der neugeschaffene Ausdruck lautet. Nur der Ire, dem die englische Sprache nur durch den Zwang der wirtschaftlichen Not beigebracht worden ist, sei es im alten Vaterland oder in den ersten Jahren der Neueinwurzlung, macht hier eine Ausnahme, denn die Formen, unter denen er sein altes Vaterland hat aufgeben müssen, sind so grauenhafte gewesen, daß der tiefeingewurzelte Haß gegen alles Britische und die Sehnsucht, das Land der alt-irischen Kultur noch einmal frei zu sehen, die Beziehungen zurückdrängt, die sprachliche Gemeinschaft hervorbringt.

Die Jugend des amerikanischen Volkes und die Größe der beiden Aufgaben: ein ungeheures Reich sobald wie möglich politisch und wirtschaftlich einigermaßen zu erfassen und den fortwährenden manchmal gewaltig anschwellenden Strom immer neuer verschiedenartiger Einwanderermassen wenigstens oberflächlich dem eigenen Volkstum anzupassen, haben den Blick der Amerikaner auf das stärkste nach innen gelenkt. Abgesehen von einer kleinen erleuchteten Schar, die bis auf unsere Tage auch im innerpolitischen Leben wenig zu bedeuten hat, kennt der Durchschnittsamerikaner im Grunde genommen nur die Union. Er ist hierin dem Briten ähnlich und unähnlich, ähnlich in der ausgesprochenen Überschätzung des Wertes und der Bedeutung des eigenen Reichs, unähnlich, indem der Brite ein ozeanisches Weltreich als das seine sieht, das er mit allen jenen Mitteln, von denen so oft in diesen Zeilen die Rede gewesen ist, zu halten versucht, und indem er als Ziel die Knechtung der übrigen Welt vor sich sieht, der Amerikaner aber, trotz der Hafenstädte an der Küste, der Bewohner eines großen Landreiches ist, dem neue Siedler ungefragt zuströmen und ihm immer wieder das Gefühl verstärken: Keine Freiheit außerhalb der Union. Diese Wirkung der Einwanderung auf das Seelenleben des Durchschnittsamerikaners kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden. Der Ire, der Deutsche vor 1870, der Italiener, die Ankömmlinge aus dem europäischen Osten, sie alle haben ihm immer wieder gezeigt, wie auch sie das Gefühl, in das Land der Freiheit zu kommen, mitgebracht hatten, und wie recht er daran täte, auf die Knechtschaftslande Europas herabzublicken. Wie weit eine solche Seelenverfassung dazu beigetragen hat, eigenartige Zustände von Unfreiheit, deren Vorhandensein man einfach nicht sieht, weil man sie für unmöglich hält, gezeitigt hat, können wir hier nicht verfolgen, und nur das wollen wir noch einmal scharf hervorheben, daß es für den Amerikaner im Grunde genommen nichts außerhalb der Union gibt, was wichtig wäre.

So sind auch die Zuckungen dieses ungeheuren Weltbrandes von vornherein ohne gar zu große Wirkung auf die Union geblieben. War Wesentliches zu berichten, so trat es doch an Wert zurück hinter der Bedeutung heimischer Baseballkämpfe oder der Neubesetzung von Ämtern. Erst von außen hat den Amerikanern eine tiefere Teilnahme an diesem Kriege beigebracht werden müssen. Von Haus aus ist der Standpunkt des Amerikaners der, daß er Regierungen für verwerflich

hält, die störend eingreifen, wenn er Geschäft oder Vergnügen in Europa sucht. Das gilt um so mehr, als Regierungen aus politischen Beamten bestehen, die seinem Glauben nach zu tun haben, wofür sie gewählt sind und deren Käuflichkeit aus lächelnd eingestandener eigener Erfahrung ihnen so geläufig ist wie uns die, daß gewisse Leute Trinkgelder nehmen. Großbritannien hält Waren und Geschäftspapiere, die nach dem Festland gehen sollen, an, das ist unrecht und kann nur entschuldigt werden, wenn es durch ein größeres Geschäft, zu dem man das Land zu zwingen in der Lage ist, mehr als gut gemacht wird. Deutschland vernichtet gar das Leben von Amerikanern in einer Gegend, von der die Deutschen freilich behaupten, es wäre für sie unbedingt nötig, dort mit ihren U-Booten so zu verfahren wie sie getan haben, in der aber die Amerikaner die Freiheit und das Recht spazieren zu fahren als unveräußerliches Menschenrecht sich nicht nehmen lassen wollen. Das ist der Unterschied.

In diesen Konflikten, die sich bald mit einer, bald mit beiden kriegführenden Parteien für die Union haben ergeben können, liegt aber doch nicht der Kern des ganzen Verhältnisses Amerikas zu der Kriegswelt. Er liegt in den Mitteln Großbritanniens, auf die Union zu wirken. Mit welchen Mitteln die Beeinflussung eines neutralen Staates von Großbritannien aus betrieben wird, ist schon oben erläutert. Bei der Union sind einige besonders hervorkehrende Züge nicht zu übersehen, die Gemeinsamkeit der Sprache, die fast völlige Beherrschung des Nachrichtendienstes, der sonst fast unfaßbare Zustand, daß ein Staat, der in schwerstem Ringen sich von Großbritannien hat freikämpfen müssen und später noch derart seelisch mißhandelt worden ist wie die Union, doch wieder bis zu diesem Grade dem britischen Einfluß hat erliegen können, wie wir es erlebt haben. Vielleicht wäre aber es doch nicht möglich gewesen, einen so großen und führenden Teil der amerikanischen Presse statt in den Dienst des eigenen Vaterlandes in den Großbritanniens zu stellen, wenn nicht noch ein ganz besonderer Umstand dazukäme: das ist die Verschwägerung der Multimillionäre mit dem britischen Hochadel. Das Fehlen alter auf Geburt und Herkommen beruhender gehobener Volksschichten und die naturgemäße Tatsache, daß bei der Verschiedenartigkeit menschlicher Begabungen und Schicksale jede auch noch so roh zusammengefügte Volksmasse sich, wenn auch durch zahlreiche Zwischenstufen verbunden, in Führende und Geführte gliedert, bewirkt, daß der Großreichtum und zwar der durch staatlich gezogene Schranken in seiner Freiheit, wir sagen besser: Willkür und Unterdrückungssucht, fast gar nicht behindert wird. So ist dieser winzige Teil der amerikanischen Nation, diese kleine Gruppe von „Erfolgreichen", der wahre Herr des Landes geworden, oder vorsichtiger ausgedrückt, die Gefahr ist nahe gelegt, daß er mit der ihm gehörigen Presse, der Beherrschung der Arbeitsgelegenheiten, dem Besitz der Bahnen, Gruben und Banken dies ganz und gar werden könnte. Denkt man dann ferner an die Verschwägerungen mit Altengland, an die Roheit der Eigenkultur und die daraus entspringende Abhängigkeit von der britischen, die gern ein paar Pariser Flitter überläßt, hofft Großbritannien doch die französische Welt über kurz oder lang sowieso zu verengländern, so wird man den Gedanken nicht los, daß von hier aus der Freiheit des amerikanischen Volkes die größte Gefahr droht, um so größer, als die Erziehung durch die den

Briten käufliche Presse und durch britisches Agententum, schließlich durch die Schicht schon durch sie erzogener amerikanischer Politiker nicht unbedenklich ist.

Versuchen wir eine Art Gegenrechnung aufzumachen. Wir gehen davon aus, daß der Amerikaner der Hauptsache nach Bürger einer großen Landmacht ist. Als solcher fühlt er sich außer in den Seeplätzen, in erster Linie im Staat Neuyork, schon gar nicht so weit entfernt von der Küste. Er ist vielerorts noch landfester, er ist zu gutem Teil ein Bauer geworden, nennt er sich auch Farmer und fehlt es an Dörfern im deutschen Sinne, — die ersten Anlagen sind eigentlich immer schon Stadtkeime, — freilich gleicht auch die amerikanische Stadt der deutschen wenig, — so ändert das an dem eigentlichen Bauerncharakter des Volkes besonders im mittleren Westen wenig. So erheblich nun auch die Ausfuhrbedeutung von Getreide, Mehl und Baumwolle und anderer Erzeugnisse des Bodens ist, so sieht doch der klar blickende Amerikaner und hat es auch der gewöhnliche Mann ziemlich im Gefühl, daß der äußere Markt zwar für die Großhandelsherren der Seestädte und die Industriekönige sehr wichtig, ein vorzüglich auf den inneren Markt gestützter wirtschaftlicher Aufbau aber doch im Grunde genommen gesunder, für ihn leichter zu durchschauen und bei einem Lande, das sich vom Zuckerrohrklima bis zu den Haferländereien in Maine erstreckt, sehr gut durchführbar ist. Diese Selbstgenügsamkeit des Landes ist ja eben die Hauptursache, warum der Durchschnittsamerikaner von Außenpolitik nicht viel wissen will. Solange die Herren in Washington und ihre Vertreter in den europäischen Hauptstädten, daneben die Zeitungsschreiber nur für aufregenden Lesestoff sorgen, solange durch ihn Wahlkämpfe und ähnliche Unterbrechungen des Arbeitslebens aufregender, hitziger und vergnüglicher werden, ist alles recht. Aber jeder Schritt weiter, der in den Strudel weltpolitischer Verwicklung führen müßte, erweckt Mißtrauen. Mit ihm haben die Agenten der englischen Sache zu rechnen. Mehr noch aber mit jenen Gruppen des amerikanischen Volkes, die ausgesprochen und gefühlsmäßig antibritisch sind, mit den Deutschen und Iren. Die Iren, so gut wie ausschließlich katholisch und schon dadurch in ihrer Einheitlichkeit begünstigt, haben sich von jeher zusammengeschlossen, es auf Einfluß im politischen Leben der Nation abgesehen und verfügen daher über eine nicht zu verachtende Macht in allen Stufen des amerikanischen Staatswesens oder in den großen Gemeinwesen. Ihr Einfluß ist schlechthin gegen Großbritannien anzusetzen. Wir wollen nicht verschweigen, daß wir vielen unter ihnen entsprechend der unglückseligen Leidensgeschichte ihres Volkes jede Unbedenklichkeit in der Wahl ihrer Kampfmittel zutrauen können, wie sie diese auch in der Schule, die ihr politischer Feind ihnen hat angedeihen lassen, erlernt haben müssen. Die Deutschen haben den Iren bis zu diesem Kriege im allgemeinen ferngestanden. Es kann sein, daß britische Geschicklichkeit auch hier zwischen zwei Volksgruppen, die von Hause aus aufeinander angewiesen gewesen waren, störend und verfeindend eingewirkt hat. Näher liegt immerhin, daß die Deutschen bei ihrem geringen Sinn zu politischer Betätigung, bei ihrer Neigung zum Zerfallen in viele kleine Grüppchen, bei ihrem Hang zu einfacher, sachlicher Arbeit sich mit den lebhaften Iren in einem gewissen Gegensatz gefühlt haben. Der ist nun wohl überwunden, und auch das zweite ist wohl in der Vergangenheit abgetan: gewisse Mängel im Zusammenhang untereinander und

mit der alten Heimat. Waren die Deutschen bis zum Kriege nicht nur, was sie auch in Zukunft bleiben werden und wollen, amerikanische Vollbürger, sondern legten viele von ihnen auch darauf Wert, aus den geistigen Beziehungen zu ihrer alten Heimat möglichst schnell herauszuwachsen, so ist das jetzt anders. Um den alten Zustand zu verstehen, muß man bedenken, daß die Gründungen der ältesten deutschen Siedelungen in Pennsylvanien ein Vierteljahrtausend zurückliegen und die Pfälzer Bauern, die seit dem Ausgange des 17. Jahrhunderts an ihrem Pennsylvania-Deutsch festgehalten haben, allem deutschen geschichtlichen Geschehen seitdem ganz fern gestanden haben. Was aber an Deutschen seit dem Anschwellen der großen Einwanderung über Neuyork, Baltimore und Neuorleans in die Union abgewandert ist, auch das hat fast niemals außer der Anhänglichkeit an Sprache, Lied und Sitte irgend einen Zug deutscher politischer Größe mit hinausnehmen können. Deutsche Bauern sind es gewesen, die sich drüben auf breiterer Scholle haben aufbauen können, politische Flüchtlinge sind gekommen, und nur wenigen unter diesen ist es vergönnt gewesen, wie dem erlauchten Geiste eines Karl Schurz, im neuen Vaterlande an vorgeschobene Stelle zu kommen und den erwachenden Glanz des alten Vaterlandes erleben und verstehen zu können. Gescheiterte Lebensschicksale haben viele hinübergeworfen. Nur ein reichliches Jahrzehnt nach Gründung des neuen Reichs ist der große Einwandererstrom versiegt. Jetzt erst kam der deutsche Kaufmann hinüber oder der deutsche Künstler, die dem deutsch-amerikanischen Volksleben bis auf Ansätze in den letzten Jahren meist ganz fremd blieben, in den großen Städten des Ostens und der Mitte ihre Geschäftsfreunde oder ihre Bewunderer fanden, aber die Bauern um Neu-Braunfels oder in Minnesota nicht kannten. Aber die Unverwüstlichkeit deutschen Wesens, die tiefwurzelnden wirtschaftlichen Erfolge seiner ruhigen Arbeit, der zähe Zusammenhang in den kleinen Gruppen des deutschen Vereinswesens haben augenscheinlich eine Grundlage geschaffen, auf der sich nun, wo die Not herangetreten ist, eine politische Macht in der Union aufgebaut hat, deren gewaltige Leistungen wir erst nach dem Kriege werden voll würdigen können. Schon jetzt aber läßt sich vielleicht das Wort wagen, daß es diesem Bestandteil der Deutschen hauptsächlich zu verdanken sein wird, wenn die Union als unabhängiges Staatsgebilde aus diesem Weltkrieg hervorgeht und ihrem Volke die Augen dafür aufgehen, wo die wirkliche Gefahr für die von den Ahnen erkämpfte politische Freiheit liegt.

Die geographische Lage der Union

Daß diese bei Großbritanniens Plänen liegt, und dort vielleicht noch nie die Hoffnung aufgegeben worden ist, die Union einst wiederzugewinnen, möchten wir uns an der geographischen Lage jetzt vergegenwärtigen.

Die Union umfaßt mit ihrem Gebiet, $^4/_5$ so groß wie Europa, bekanntlich die südliche Hälfte des nordamerikanischen Erdteils. Außerdem gehört ihr nur der südwestliche Anhang Mexiko politisch nicht, dagegen hat sie sich noch weiter gegen Südamerika vorgeschoben, das Panamakanalland gesichert und damit den Kanal, der für den Zusammenhang ihrer beiden Flotten unbedingt in ihren

Händen sein muß. Es wird daher auch ein Ziel amerikanischer Politik sein, Mexico, so oder so, fest an die Union zu schließen. Ebenso werden die kleinen mittelamerikanischen Republiken ihre nominelle Unabhängigkeit einmal unter der Schutzherrschaft der Vereinigten Staaten zu genießen haben. Es spricht das alles für eine weitere Ausgestaltung der Monroelehre: „Amerika den Amerikanern!" und die Vereinigten Staaten heißen bekanntlich Vereinigte Staaten von „Amerika", nicht von Nordamerika. In Westindien haben die Amerikaner seit dem Spanischen Kriege durch ihre Stellungen in Kuba und Porto Rico den Vorrang, den Negerunfug auf Haiti dulden sie solange es ihnen paßt. Die britische Stellung dagegen besteht in Jamaica, zwei kleine Schutzherrschaften, in Mittelamerika und einigen der Kleinen Antillen. Unangenehm für die Union liegen die Bahama-Inseln zwischen den atlantischen Häfen und den Antillenzugängen, noch unangenehmer freilich Jamaica vor dem Panamakanal. Am wenigsten erfreulich ist die Lage der britischen Bermudasinseln für die Union. Sehr stark befestigt, bilden sie ein Groß-Helgoland vor der Union wie das alte einst in der Nordsee vor Deutschland und liegen in der Flanke als Beaufsichtiger der Schiffahrt zwischen der Union und Europa wie zwischen dem Norden der Union und dem Süden. Aber die Bermudas in ihrem rein ozeanischen Klima sind auch ein überaus beliebter Winteraufenthaltsort reicher Neuyorker Familien mit ihren altbritischen Neigungen.

Napoleon hat einmal im Anfange seiner Laufbahn geäußert, Frankreichs Regierung müsse Großbritannien vernichten oder darauf rechnen, selbst durch Korruption und Intrigen der geschäftigen Insulaner vernichtet zu werden. Dieses System von Korruption und Intrigen, das Großbritannien jedem fremden Staate gegenüber in Anwendung bringt, hat es in der Union, wie wir gesehen haben, ganz besonders auf Grund der gemeinsamen Sprache und der Handelsvorteile der Großkaufmannschaft in den Seestädten so erfolgreich anwenden können, daß darüber all das Schwere, was die Union seit ihrem Bestehen von Großbritannien zu leiden gehabt hat, wenigstens nach außen scheinbar ganz zurücktritt. Immerhin darf man die Wirkung der wirklichen geschichtlichen Erlebnisse doch nicht ganz unterschätzen. Wiederholen wir: es sind die folgenden: Im Unabhängigkeitskrieg ist von England mit gemieteten Söldnern und unter Aufhetzung der Indianer der Vernichtungskrieg auf das grausamste zu führen versucht worden. Nicht zuletzt deutsche Offiziere Friedrichs des Großen haben das kleine zerrüttete amerikanische Heer aufgebaut und unter Washington zum endlichen Siege geführt. Schließlich freilich unter starkem diplomatischen Druck Europas, besonders Frankreichs und Preußens, hat Großbritannien die Kolonien freilassen müssen. Schnell erblüht und im Besitz einer ausgezeichneten Handelsflotte haben sie dann fortwährend unter englischen Plackereien im Seehandel zu leiden gehabt.*) So ist es dann 1812 bis 1814 zum Kriege gekommen, der den Amerikanern ihre Handelsflotte kostete, und in dem die Engländer viele Küstenplätze, besonders in der Chesapeakbucht nach Russenart vollständig verwüsteten und auch das Kapitol von Washington verbrannten. Die amerikanische Regierung nannte damals diese

*) Es sei nur erwähnt, daß die englischen Kriegsschiffe sich für berechtigt hielten, gebürtige Amerikaner, wenn sie nur vor 1776 geboren waren, von den Schiffen zu holen und der englischen Kriegsmarine einzuverleiben.

Tat einen Akt unerhörtester Barbarei seit alten Zeiten, wobei sie wohl nicht im Auge hatte, wie eine britische Flotte wenige Jahre vorher mit Kopenhagen verfahren war. Von neuem blühte die Union auf, nachdem der Frieden zu Gent geschlossen war. Von neuem schuf sie sich eine stattliche Handelsflotte. Diesmal gelang es den Briten, ohne eigenes Eingreifen, was ihnen ja immer unerwünscht ist, sondern allein durch Schüren des Zwistes zwischen Norden und Süden in der Union und durch wirksame Unterstützung der Südstaaten in ihrem Kaperkrieg, die neue Handelsflotte vernichten zu lassen. Von diesem Schlage hat sich die Handelsflotte auch heute noch nicht erholt.

Wie überall, wo Großbritannien mit anderen Mächten zu tun hat, handelt es sich neben dem ehrlichen Kampfe um jene zweite von Napoleon so scharf bezeichnete Kampfform. Die fremde Staatseinrichtung wird, soweit es geht, von innen auszuhöhlen oder abhängig von britischem Einfluß zu machen gesucht. So ist die Unterwerfung Indiens oder der Burenfreistaaten geglückt; auf diesem Wege zur Abhängigkeit befand sich Belgien, befindet sich zur Zeit Frankreich. Hier liegen auch die Ziele für die erstrebte zukünftige Abhängigkeit Europas und Nordamerikas. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß dieser Krieg einen Wendepunkt bezeichnen wird, und die größere Klarheit über britische Methoden auch die Möglichkeit ihrer Anwendung sehr stark zum Heile der Welt erschweren wird.

Wenn es danach trotz allem, was wir oben ausgeführt haben, doch wohl nicht gelingen wird, die Union wieder als Teil des britischen Weltreiches einzufangen, so bliebe die Frage übrig, wie die Union als vollkommen unabhängige, auch seelisch wieder unabhängige Macht in ihrer Weltstellung einzuschätzen ist. Der stürmischen Entwicklung des Landes zur Macht und in seiner Ausdehnung über leicht erworbene neue Flächen entsprechend ist in einem erheblichen Teile des amerikanischen Volkes etwa seit dem Spanischen Kriege der sogenannte Imperialismus erwacht. Unter der Vorstellung, daß Zugehörigkeit zu den Vereinigten Staaten unter allen Umständen einen höheren Besitz von Freiheit bedeute, greift das Reich unbekümmert um fremdes Volkstum so weit über, als das ohne Gegendruck geschehen kann. Nach Süden zu liegt die Welt des romanischen, vorzüglich spanischen Amerika. Der nächste Nachbar ist Mexiko, dessen Jahrzehnte lang gedeihliche friedliche Zustände durch amerikanisches Unternehmertum untergraben worden sind, und nun reif für im Namen der Menschlichkeit geführte Eingriffe erscheinen. Auch die Staaten des südamerikanischen Nordens sind schwach und verrottet. Anders steht es im südamerikanischen Süden bis über die Mitte hinauf. Hier haben sich die ABC-Staaten: Argentinien, Brasilien, Chile, eigenartiger und kraftvoller zu entwickeln begonnen, Anlehnungen an Europa sind stärker, der amerikanische Einfluß auch von England mit großem Mißtrauen betrachtet, schwieriger durchzuführen. Vorläufig sind die Entfernungen noch groß und die Reibungsflächen gering. Aber die Zukunft kann sehr wohl hier Großmachtverhältnisse entstehen lassen, die sich von der Union politisch und wirtschaftlich unabhängig verhalten wollen und die es vermögen.

Über den Großen Ozean hin hat sich die Union Kolonialbesitz zu verschaffen gewußt, von den Sandwichinseln bis zu den Philippinen, aber er ist wie der deutsche bis 1914 vom Befinden der britischen Flotte abhängig und wird bedroht von den

Japanern, mit denen ja auch sonst drohende Zukunftskämpfe bevorstehen. Freilich wird mit diesen, weil mancher sie erleben möchte, in Deutschland etwas zu stark gerechnet. Beide Länder, Union und Japan, sind immerhin weit getrennt, und beide haben näher liegende Aufgaben, die sie beschäftigen, als die Fragen, die sie trennen, mag auch bei diesen der politische Ehrgeiz eine besondere Rolle spielen. Solange die Union sich in ihren Handelsbeziehungen in China von den Japanern zurückdrängen läßt, und die Japaner weder die Philippinen beanspruchen noch in Mexiko landen, wird die kalifornische Japanerfrage schwerlich mehr tun als die Spannung zwischen beiden Reichen immer einmal wieder verschärfen. Im Osten trennt das Atlantische Weltmeer die Union von Europa und Afrika und ermöglicht wechselseitige politische Beeinflussung. Sie ist bis auf diesen Krieg so gut wie gänzlich von Europa ausgegangen, während die Union sich im allgemeinen auf Abwehrtätigkeit beschränkt hat. Die stillschweigende Kehrseite der Monroelehre ist ja doch auch das Bekenntnis: „Europa nicht den Amerikanern!" Erst der Weltkrieg hat das Reich auch politisch in den Europäerkrieg hineingeführt, indem sein britisch erzogener Präsident, unterstützt von zwei gebürtigen Briten in seinem Kabinett, seinen politischen Einfluß auf die europäische Kriegführung zu erstrecken unternommen hat. Konnte man bei seiner Verweigerung eines Ausfuhrverbots von Kriegsmitteln noch einen amerikanischen Standpunkt unterlegen: der Präsident habe zwischen dem Waffenhandel und der friedliebenden Bevölkerung zugunsten des ersteren entschieden, so ist ein tatsächliches Eingreifen in europäische Kriegsvorgänge bei seinem Notenwechsel mit Deutschland nicht mehr zu leugnen. Wir wollen hoffen, daß dieser Schritt nicht einst als schwarzer Tag in der Geschichte der Union verzeichnet werden muß.

Die kanadische Grenze

Die eigentümlichste Grenze der Union liegt im Norden gegen Kanada. Über sie, die nirgends Menschen verschiedener Sprache trennt, fliegt von beiden Seiten neben allem Trennenden das Gefühl und der Wunsch, „das Land jenseits müßte doch zu uns gehören". Als reife Frucht haben die Amerikaner gehofft, würde einst Kanada ihnen in den Schoß fallen. Reumütig würde die Union zum Mutterland zurückkehren, das wünschten die Briten. Von dem Aussichtsvollen beider Hoffnungen haben wir gesprochen. Wir hielten trotz alledem das getrennte Bestehenbleiben für das Wahrscheinlichere. Damit bekommt die Grenze aber die Bedeutung auch einer militärischen Grenzlinie, den ihr Ostabschnitt auch schon in den beiden großen Britisch-Nordamerikanischen Kriegen und vorher im Siebenjährigen Kriege gehabt hat. Sehen wir sie uns daraufhin einmal an und denken daran, daß nach dem Weltkriege Großbritannien, wenigstens England und Schottland, Länder der allgemeinen Wehrpflicht sein werden und bei der Größe ihrer Flotte in Kanada leicht größere Truppenmassen werden aufhäufen können, während die Union von allen Großstaaten der Welt militärisch bei weitem am schwächsten dasteht. Besonders im Bunde mit Japan könnte Großbritannien daher die Union so ziemlich zu allem zwingen, was es für wünschenswert hält. Dieser höchst bedenkliche Zustand wird durch die Grenzführung im Osten noch wesentlich verstärkt. Das eigentliche Kanada mit seinen

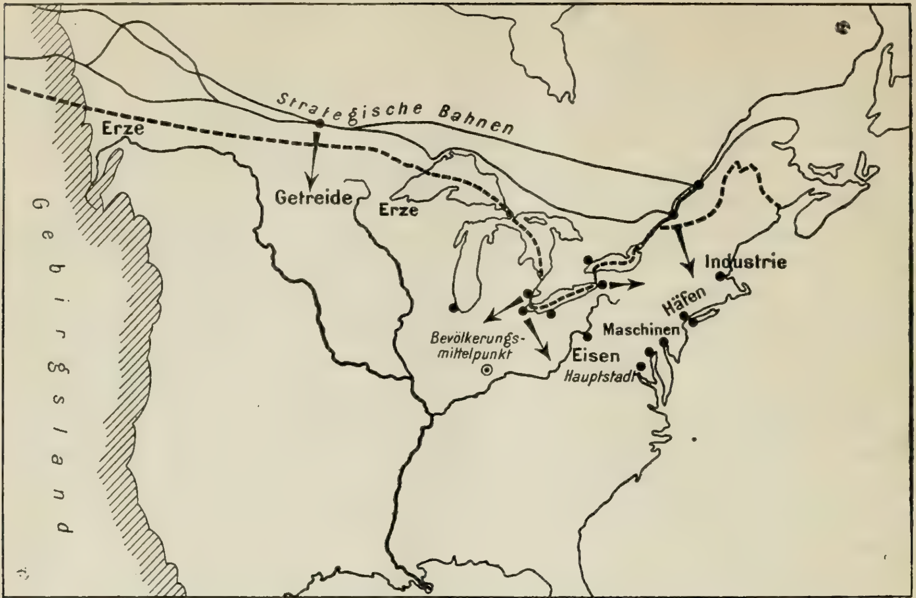


Abb. 20. Die gegenüber **Großbritannien** ungeschützte Nordgrenze der Union.
⟶ Mutmaßliche Vorstoßlinien der Briten zur Knebelung der Union.
Hauptgegenden der Wirtschaftsblüte in der Union, deren Besetzung die Knebelung des Landes bedeuten würde.

großen Städten am St. Lorenz und der sich so bequem nach Großbritannien öffnenden Trichtermündung des Stromes ist ein wundervolles Aufmarschgebiet. Die große von Montreal nach Süden führende Grabensenke, in der der Champlain-See und der Hudson sich befinden, hat als Einfallpforte von jeher gedient, sowohl den Franzosen wie nachher den Engländern bei ihrer schließlichen Einnahme von Quebek, wie auch im Unabhängigkeitskrieg. Durch sie wird das Herz des amerikanischen Handels, Neuyork, unmittelbar erreicht, dessen Lage zur See so ist, daß weittragende Geschütze die unteren Teile der Stadt, in denen gerade die Bankwelt sitzt, wohl erreichen können. Außerdem würde Neu-England mit Boston sofort von der übrigen Union abgetrennt, und der Sitz der amerikanischen Schwerindustrie in Philadelphia ernsthaft gefährdet werden, da in der Küstenebene von Neuyork nach Südwesten außer den mäßigbreiten Flüssen keinerlei Hindernisse zu finden sind. Noch bedenklicher ist die Lage der kanadischen Provinz Ontario mit Torronto als Hauptstadt und einer besonders scharf britisch gesonnenen Bevölkerung im Gegensatz zu den unterhalb wohnenden französischen Kanadiern, die einem Reichswechsel gleichgültig gegenüber stehen würden. Die Provinz Ontario springt zwischen Ontario-, Erie- und Huronensee wie ein Keil gegen die Union vor und bewirkt unmittelbar den Eindruck, daß der Nordosten mit Neuyork und vielleicht auch Pennsylvanien als natürliches Vorland Mittelkanadas von der Union abgetrennt werden könnte. Womit denn außer den am dichtesten bevölkerten Teilen der Union auch in Neu-England und Stadt

Neuyork die Bevölkerungsschichten gefaßt würden, die vielleicht eine Angliederung an Großbritannien am leichtesten ertrügen. Dazu bieten die beiden Einbruchsstellen beiderseits des Eriesees weitere erhebliche Vorteile. Zwischen Ontario- und Eriesee am Niagara wären sofort die sehr bedeutenden amerikanischen Fabriken zu vernichten, die auf der Wasserkraft des Falles begründet sind (u. a. die Fabrik der Singerschen Nähmaschinen), daneben die Großstadt Buffalo und mindestens zwei der großen Eisenbahnstränge zwischen Neuyork und Chikago. Im Westen am St. Clairsee gälte es sofort der Vernichtung der Großstadt Detroit; und der Marsch auf Chikago und den Mississippi läge frei. Wäre, wie es 1814 nicht gelang, auf dem Eriesee gleichzeitig unbedingte Wassergeltung herzustellen, so würden außerdem Cleveland, Toledo und Erie sofort fallen und der Weg auch nach Pittsburg freiliegen, so daß die Union als im wesentlichen geknebelt sich dem Sieger auf das schnellste fügen müßte.

Es ist gegenüber diesem klaren und einfachen Sachverhalt, der die politische Schwäche gegenüber ihrem einzigen wirklichen Feinde, den sie nach Lage der Dinge haben kann, und der es schon so oft gewesen ist, zeigt, auffallend, daß man in der amerikanischen Presse statt solcher Betrachtung Phantastereien über einen deutschen Einbruch in die Union findet, von dem man sich gar nicht vorstellen kann, warum er einmal beabsichtigt sein sollte und auf welchem Wege er versucht werden könnte. Die Lösung des Rätsels bildet natürlich der ungeheure Umfang, in dem die amerikanische Presse von britischen Agenten beherrscht wird.

Jenseits der großen Seen verliert die Grenze an Wert, immerhin liegen die großen Getreidestaaten der Union, Nord- und Süd-Dakota, Nebraska und Minnesota, ihr nahe, und seitdem das kanadische Land um den Winnipegsee dichter besiedelt worden, außerdem die kanadische Zentralbahn gebaut und ein engeres Netz von Nebenbahnen veranlaßt hat, ist auch ein Einbruch von hier aus, vielleicht nach englischem Geschmack mit farbigen Truppen, wohl denkbar. Dasselbe gilt für den äußersten Westen, wo auf Grund auch von Flottenüberlegenheit, gegebenenfalls mit japanischer Hilfe, von Vancouver aus die neuerblühten Großstädte in Washington mit Beschlag belegt werden könnten, handelt es sich doch gerade hier um ein Stück Land, das Großbritannien einst im Oregonstreit lange für sich hartnäckig festzuhalten versucht hat und höchst ungern zuletzt abgegeben hat.

Die Union liegt da als ein Land, dessen Volk durch eine unvergleichliche Lagegunst vor Lebenskonflikten, die von außen gekommen sind, seit mehr als 100 Jahre verschont geblieben ist, nun aber bei seinem ungeheuren Wachstum an jene Stelle gekommen ist, wo herzhaftere und gefährlichere Gegensätze zu der übrigen Welt aufsteigen. Sie kann zu ihrem und der übrigen Menschheit Vorteil solchen Gegensätzlichkeiten noch auf lange hinaus, solange wir Menschen sehen können, ausbiegen. Ihre größte Gefahr liegt in dem willigen Gehör, das ihr Volk infolge vorhandener Sprachgemeinschaft dem eigensüchtigen und tückischen Lehrmeister gibt, der Großbritannien für sie bleiben möchte.

Allgemeine Gesichtspunkte

I.

Menschennatur und Krieg

Wir haben auf den bisherigen Seiten, ausgehend von unserm Vaterland, und in immer weitere Gebiete ausgreifend, schließlich fast die ganze Erde beschreiten müssen. Freilich geschah dies eilfertig genug, und mancherorts hätten wir gerne länger verweilen mögen, doch erlaubt es der ausgesteckte Raum nicht. Andererseits ist dies erklärlich bei einem Weltkrieg, ja dem ersten, der diesen Namen mit vollem Recht verdient, mögen immerhin noch Staaten bestehen, die sich neutral nennen, ja die etwas größere Hälfte der Menschheit in ihnen wohnen. Stärksten Wirkungen dieses ungeheuren Weltgeschehens hat sich ja doch kein Volk und kein Staat entziehen können.

Nun weist uns wohl unser Gefühl an die Stelle, die für uns Deutsche einzunehmen einzig möglich ist, aber unser Denken steht noch so inmitten des großen Erlebens, daß es uns schwer fällt, zu leitenden Gesichtspunkten zu kommen, die Aussicht auf eine gewisse Allgemeingültigkeit böten. Immerhin müßten wir den Versuch wohl wagen, so unvollkommen seine Ergebnisse zurzeit auch sein werden.

Eduard David schreibt: „Die Sozialdemokratie im Weltkrieg" Seite 48: „Die Ursache der Kriege ist der Kampf um die Futterplätze" und geht dann dazu über zu zeigen, wie die Entwicklungsstufen der Menschheit von der Horde bis zur kapitalistischen Großmacht sich bei diesen Kämpfen einstellen und wie z. B. bei Rußland der „Raubtiercharakter" des Reiches für die Entstehung dieses Krieges verantwortlich ist. Wie dem auch sei, jedenfalls leugnet er nicht die Naturnotwendigkeit des Krieges. An sie aber als erste und oberste Erscheinung müssen wir uns wohl zuvörderst halten. Doch verstehen wir recht: Nicht aus irgend einem mystischen Beweggrund heraus soll diese Notwendigkeit hergeleitet werden, wie man z. B. einst in Frankreich die „Naturrechte" oder ihnen gegenüber die „Legitimität" begründet hat, sondern daß der Krieg eine Naturnotwendigkeit ist, soll als eine schlichte Erfahrungstatsache behauptet werden. Wir kennen keine Menschheit, die nicht immer wieder in Kriege verwickelt worden wäre. Wenn wir den Krieg ablehnen — und aus wievielen edlen und schwächlichen Gründen ist er schon abgelehnt worden — so sprechen wir lediglich unerfüllbare Wünsche aus und zeigen in Wolkenschlössern erdachte Zustände von Kriegslosigkeit innerhalb einer erträumten Menschheit. Die beobachtete Menschheit, in deren Mitte wir tat-

sächlich leben, ist ihnen gegenüber immerdar eine kriegführende gewesen. Nur das ist richtig, daß der von uns „Krieg" genannte Zustand von sogenannten „Friedenszeiten" unterbrochen wird. Daß dagegen der Krieg jemals vom Frieden, statt unterbrochen zu werden, abgelöst werden sollte, widerspricht unserer Erfahrung.

Nicht widerspricht es immer wiederkehrenden Hoffnungen. Einer der nächstliegenden Gedanken, um aus solchen Hoffnungen mehr zu machen, klammert sich daran, daß niemals die ganze Menschheit im Kriege verwickelt gewesen ist, sondern stets nur staatlich gebundene Teile der Menschheit. Man beseitige den Staat, und man hat den ewigen Frieden, lehren daher die Anarchisten. Sie übersehen dabei, daß sich aller Wahrscheinlichkeit nach die Menschheit aus einem staatlosen Zustand des Krieges aller gegen alle zu einer in Staaten gebundenen entwickelt hat, die sich wenigstens zeitweise und teilweise kriegsloser Zustände hat erfreuen dürfen. Es kann auch wohl kein Unbefangener leugnen, daß die Staatenbildung eine in der Fortentwicklung der Menschheit unbedingt notwendige Erscheinungsform ist, mindestens daß tatsächlich die geschichtliche Entwicklung an Staaten gebunden gewesen ist und es noch ist.

Gleichviel nun wie die Staaten entstanden sein mögen, gleichviel auch wie in den einzelnen Staaten die Menschen zusammengefaßt werden und womit die Staaten rechtlich begründet werden, die Staaten sind da, erfassen praktisch alle Menschen und dehnen sich über bestimmte Erdoberflächen als die Gebiete ihrer Hoheitsrechte aus. Denn die Staaten sind eine Naturerscheinung der Menschheit, wie sie tatsächlich ist. Nun hat sich die Menschheit über den bewohnbaren Teil der Erde einigermaßen lückenlos verbreitet, und die Hoheitsgebiete der einzelnen Staaten grenzen daher aneinander.*) Damit wird die Grenzfrage für uns wichtig, wie sie ja das auch so oft im Leben ist, ja manchmal erscheint die Frage nach den Grenzen als das einzig wichtige. Gesunde Staaten haben einen gewissen natürlichen Ausdehnungsdrang, ohne daß man gerade von „Raubtiercharakter" der Großstaaten (Kjellén) zu sprechen braucht. Wo Staaten aneinander grenzen, herrscht ein beiderseitiger Druck. Ist die Grenze sehr dauerhaft, d. h. hat sie sich in langer Zeit nicht verschoben, so ist das ein Zeichen von einem natürlichen ungefähren Gleichgewicht der Kräfte, sei es daß die beiderseitigen Druckverhältnisse groß oder gering sind. Doch braucht dieses Gleichgewicht der Kräfte nicht nur von den beiden Grenznachbarn allein auszugehen. Auch Hinterstaaten können an diesen Druckwirkungen teilnehmen. So wäre sowohl Tessin wie die Westschweiz längst den Eidgenossen von Italien und Frankreich abgenommen, die Grenzen wären eingedrückt worden, wenn die Schweiz vor diesem Verlust nicht durch den über sie fortwirkenden Gegendruck von Osten und Norden in ihrem bisher friedlichen Abwehrkampfe unterstützt worden wäre. So hat nicht Norwegen für sich bisher den russischen Druck auf Finnmarken erfolgreich ausgehalten, sondern ein von England, Deutschland, Schweden unterstütztes Norwegen.

*) Genauere Ausführungen sind am besten in Ratzels Politischer Geographie nachzulesen.

II.

Die „natürlichen" Grenzen

Bei dem Kampf um Ausdehnung und gegenseitige Begrenzung der Staaten ist die Oberflächenbeschaffenheit der Erdstelle, an der sich der Kampf abspielt, von größter Bedeutung. Man spricht von *natürlichen Grenzen*. Auch hat man wohl noch zwischen natürlichen Grenzen und Naturgrenzen unterscheiden wollen. Natürliche Grenzen, Bachläufe, scharfe Kammlinien, Meridiane sollten im Gegensatz zu vermarkten Grenzen stehen, Naturgrenzen solche sein, die schon von der Natur als Staatsgrenzen vorgesehen wären. Bei dem noch herrschenden Sprachgebrauch können wir aber wohl auf diese Scheidung verzichten, um so mehr als man vermarkte Grenzen gewiß auch Kunstgrenzen nennen könnte und die Staaten von Grenzen umgeben lassen sein kann, die ihnen mehr oder weniger natürlich sind. Da nun von dem Gegensatz von vermarkten und nicht vermarkten Grenzen nicht die Rede sein soll, werden wir es bei dem bisher üblichen Ausdruck „natürliche Grenzen" bewenden lassen. Außerdem haben „Naturgrenzen" keine deutliche Beziehung zum Staat. Wollen wir das Wort wählen, so würden wir es gebrauchen, um natürliche Landschaften, deren innere Zusammengehörigkeit darzulegen ist, durch ihre z. T. *sehr breiten Säume* zu umschließen. Bei Staaten aber handelt es sich ausschließlich um Linien als Grenzen, Linien, die vielleicht noch in der Luft schweben, wie Breitenkreisgrenzen, oder auf dem Wasser hinziehen, wie die Hoheitsgrenzen vor der Küste, aber wie gesagt, ausnahmslos und grundsätzlich um haarscharfe Linien. Das Flugzeug, das wenige 100 m abgeirrt ist, kann über neutralem Boden niedergeholt werden, Übergriffe auf die neutrale Wasserfläche, wie z. B. die der Russen auf die schwedische beim Angriff auf unsere Schiffe, geben zu lebhaftesten Auseinandersetzungen Veranlassung. So wenig die Wassergrenze des 3 Seemeilen-Streifens sichtbar ist, so folgenschwer ist seine Überschreitung. Sie bringt bisher neutrale Staaten in die Gefahr kriegerischer Verwickelungen oder offenbart — beinahe noch gefährlicher, als Vorboten künftiger Unterjochung — ihre Ohnmacht.

Nun liegt allen Staaten daran, ihre Grenzen als natürlich und nicht willkürlich hinzustellen. Was aber als Staatsgrenze für natürlich angesprochen wird, ist diesseits und jenseits fast allenthalben ganz etwas anders. *Nicht die Natur der Landoberfläche entscheidet über die Ansprüche, sondern die Natur der wettbewerbenden Nationen.*

Können wir Geographen hoffen, jemals im Sinne oberster Schiedsrichter Festsetzungen vornehmen zu dürfen? Gewiß nicht. Wir können erklären, wie Hindernisse auf Ausbreitungsbestrebungen gewirkt haben, andeuten, daß sie vielleicht so haben wirken müssen, wie wachsende Staaten an solchen Schranken zeitweilig zur Ruhe kamen, vielleicht an ihnen rückläufig wurden, wie auch über große Hindernisse hinweg der starke Staat den schwächeren überflutet, wo in einem zerfallenden Staat die ersten Nähte sich auftun, können Vermutungen wagen, warum gerade dort. Mehr können wir nicht.

Als natürliche Grenze aller ersten Ordnung stellt sich uns das Meer *entgegen.* Solche Grenze besitzt der Inselstaat: Nirgends ein Markstein, über-

all „die Natur selbst als Grenze" und doch: Haben Großbritanniens Grenzen je an seiner Küste gelegen?! An den Küsten der Nachbarländer lagen sie nach britischem Anspruch, und über jene hinweg verlangt Großbritannien noch zu seinem Schutze Brückenkopfstaaten. Seine festländische natürliche Grenze sollte an der Maas liegen. Solche Auffassungen sind nicht allein britische Erfindung. Dänemark hat den Besitz von Norwegen und Schonen durchaus als natürlich empfunden, Schweden den von Finnland und den baltischen Ländern, Frankreich den von Nordafrika, Italien den Dalmatiens nach Venedigs Vorbild, gar Griechenland ist je und je durch das Meer nicht getrennt, sondern zusammengehalten worden.

Anders sehen das dann freilich die Staaten an, die Strecken der vor ihnen liegenden Küsten in fremder Hand wissen. Schweden hat Schonens Eroberung als das Erreichen seiner natürlichen Grenzen empfunden, ebenso Frankreich die Vertreibung der Engländer aus dem Norden seines Landes. Nicht anders ist es uns mit dem Wiedererwerb unserer Ost- und Nordseeküste ergangen. Österreich empfindet den Zugang zur Adria als naturnotwendig; Rußland strebt nach dem warmen Meere.

Wer hat hier recht? Wo liegt die Rechtsquelle? Doch wohl in der Natur, d. h. der Lebenskraft der ringenden Staaten. Sie macht jede erreichte Grenze zu einer natürlichen, bis eine weiter voranliegende als neue natürliche Grenze erkannt und erstrebt wird. Wie hat sich, da wo es an einigermaßen starkem Gegendruck fehlte, allemal schnell der Anspruch erweitert! Bei Rußland über Asien hinweg, bei der Union über Amerika hin, ja darüber hinaus, und nur vor der doch eigentlich ganz „unnatürlichen" Grenze Kanadas hat dieser Halt gemacht, denn hier traf die Union auf eine ebenbürtige, diplomatisch vielleicht sogar stark überlegene Macht.

Auch Ströme werden oft als natürliche Grenzen angesprochen. Unendliches ist darüber geschrieben worden. Vielleicht sagt schon die Gegenüberstellung der „natürlichen Ostgrenze Frankreichs", die es doch einst erreicht sofort überschritten hat, und des „Hauptstromes Deutschlands", beides ist dasselbe, schon genug. Wie sehr die Auffassung schwankt, zeigt ferner, daß neben Flüssen als Grenzen gerade auch wieder die Wasserscheiden als die natürlichen Grenzen angesprochen werden. Sie fallen ja auch vielfach mit Gebirgen zusammen, deren trennende Wirkungen für den menschlichen Verkehr gewiß bestehen. Ja, wenn es nicht nur auch wasserscheidenlose Gebiete gäbe und Talwasserscheiden ohne jede trennende Fähigkeit. Will man die Thüringer Mulde zerlegen, weil sie von Gotha ab zur Weser entwässert und bei Erfurt zur Elbe? Freilich die Italiener wollten ihre natürliche Grenze quer durchs Pußtertal übers Toblacher Feld ziehen. Kein Mensch hätte das als natürlich empfinden können.

Nun aber die Gebirge: Welche Welt von Verschiedenheiten! Sind die Gebirge ausgedehnt genug, geben sie zur Begründung eigener Staaten Raum, die doch aber, wie der Name „Paßstaaten" zeigt, den man ihnen beigelegt hat, nur im Zusammenhang mit größeren Staatengruppen bestehen können: die Schweiz und ihre Nachbarn als Herren des Verkehrshindernisses zwischen Mitteleuropa und dem Mittelmeergebiet sind das selbstverständ-

liche Beispiel. Kommt es in Gebirgen nicht zu solchen Paßstaaten, so hat der Raum nicht ausgereicht, oder die Verkehrshindernisse sind nicht stark genug gewesen, oder die Vorländer von Anfang an zu kräftig, um Paßstaaten dauernd zu dulden. Sie sind in den Pyrenäen verschwunden, im Kaukasus aufgesaugt, am östlichen Himalaja geduldet, um Armenien tobt der Streit seit Jahrhunderten. Rücken die Vorlandstaaten unmittelbarer ins Gebirge, so tobt der Streit wiederum, ob die natürlichen Grenzen am diesseitigen Fuß, am Hauptkamm, an dem jenseitigen Ausgang der Täler liegt. Das natürliche Verteidigungsbedürfnis empfiehlt, das Gebirge ganz in den Staat, den es begrenzen soll, einzubeziehen. Wenn doch das Gebirge eine Schutzwehr sein soll, wer würde Außenseite und Vorgraben nicht zur Befestigung rechnen? Danach würden z. B. die Vogesen als natürliche Grenze Deutschlands ganz in unser Reich zu verlegen sein mit einer Grenze über die Lothringische Hochfläche. Als natürliche Grenze Frankreichs gehörten sie ganz zu ihm und die Staatengrenze verlief am Rhein.

Wir möchten für ausgedehntere und verkehrsschwere Gebirge etwa folgende Sätze wagen. Haben sich im Gebirge eigene Kleinstaaten erhalten, so ist das ein Zeichen ihrer Zugehörigkeit zu einer Staatengruppe, für die jene Gebirge in einem Ausgleichungsgebiet liegen. Wird dieses gestört, so geraten diese Kleinstaaten in Daseinsgefahr, werden umgeworfen und verschwinden. Man vergleiche die Schicksale der Schweiz um 1800 und jetzt.

Wird ein Gebirge nur an einer Seite von starker staatlicher Kraft getroffen, so wird es überflutet und einbezogen: Apallachen, Felsengebirge, Ural, Kaukasus. Nur eine scheinbare Ausnahme machen Gebirge wie Atlas und Himalaja, die der Überflutung infolge des Mißverhältnisses lange widerstanden haben, das zwischen den Opfern zu ihrer Erwerbung und der Geringwertigkeit ihres Hinterlandes besteht.

Gehen Grenzen starker Nachbarstaaten über Gebirge hin, so ist ihr jeweiliger Verlauf nur der Ausdruck des vorliegenden Kräfteverhältnisses. Keiner der angrenzenden Staaten betrachtet aber die vorhandene Grenze, welche sie auch sei, als endgültig. Es sei denn, sie verliefe erst jenseits des Gebirges.

III.

Der natürliche Staatsraum

Man könnte den Zusammenhang zwischen Grenzen und dem Wechsel der Naturformen auf der Erdoberfläche noch weiter führen und aus der Geschichte der Staatsbildung allgemeiner belegen. Aber vielleicht ist die Frage nach der richtigen Begrenzung der Staaten überhaupt falsch angefaßt, wenn man mit den Grenzen anfängt. Nicht die Grenzen sind die Hauptsache, wie an unserem Körper nicht die Haut, sondern das von ihnen begrenzte, der Staat. Sie begrenzen ihn, das ist wohl zutreffend, aber er schafft sie.

Wir haben die Grenzen mit der Haut eines Menschen verglichen. Das ist nicht ganz richtig. Denn jenseits der Haut kommt etwas völlig Neues, Luft oder Wasser, jenseits der Grenze kommt der andere Staat, dessen Haut auch die Grenze ist. Bleiben wir im Bilde, so haben benachbarte Staaten in ihren Grenzen durch Wechselwirkung geschaffene gemeinsame Häute.

Also die Staaten selbst müssen wir uns ein wenig ansehen. Jede menschliche über die Fähigkeit des einzelnen hinausgehende Tätigkeit, schlechthin alle menschliche Kultur oder Zivilisation, wie wir nun sagen wollen, hängt nicht an einzelnen, sondern am Zusammenschluß der Menschheit. Es ist für uns sehr unwesentlich, wie dieser einmal zustande gekommen ist, ob nach den alten Ansichten vom Gesellschaftsvertrag oder auf dem Wege über Familie und Horde oder sonst wie, wichtig für uns ist allein die Tatsache, daß soweit wir die Menschheit überschauen können, sie uns staatlich zusammengefügt entgegentritt. Selbst die einfachsten Naturvölker sind nicht ohne Organisationsansätze. Andere haben hochentwickelte Einrichtungen, und anarchistische Bestrebungen selbst der ausschweifendsten Art kommen in ihren Hirngespinsten wie Versuchen doch immer wieder auf Organisationen hinaus, mit denen sie wohl Staaten zerstören möchten, die aber im Falle des Gelingens wieder zu Staaten führen würden. Die Möglichkeit einer staatlosen Menschheit muß grundsätzlich aus der Natur der Menschen heraus bestritten werden. Nur der gleichgültige Ersatz des Wortes „Staat" z. B. durch „Gesellschaft" ist denkbar. Jeder vorhandene Staat kann, wenn die Kräfte dazu da sind, vernichtet werden, aber die aus ihm gesprengte Menschheit wird immer wieder zu neuer staatlicher Gemeinschaft zusammengefaßt werden.

Nun ist ein Staat eine zusammengeschlossene Menschheitsgruppe, die über einen bestimmten Raum hin ausgedehnt ist und die den Willen ihrer einzelnen Zugehörigen zugunsten des Ganzen und seiner friedlichen Entwicklung in irgend welchem Umfange beschränkt. Dem Einzelwillen steht der Gemeinschaftswille gegenüber. Dieser muß ausgesprochen und daher bekannt sein und zweitens muß er besondere ausführende Träger besitzen. Wie dieser Gemeinschaftswille des Staates zustande kommt, gehört nicht hierher, nur daß er ebensowohl in den Beschlüssen eines Parlaments wie in den Befehlen eines unbeschränkten Herrschers gegeben sein kann, wollen wir beachten. Bedingung ist nur, daß das lebendige staatstragende Volk seinen Willen in diesen Beschlüssen oder Befehlen anerkennt, mindestens hinnimmt. Selbstverständlich ist die ungeheure Verschiedenheit, mit der der Staatswille zustande kommen kann, auf die Entwicklung der Staaten und der in ihnen zusammengefaßten Teile der Menschheit von allergrößtem Einfluß, erst recht auf die Beziehungen der Staaten untereinander. Immer aber muß eine oberste, letzte, entscheidende Stelle zu finden sein, von der aus letzter, ausschlaggebender Wille in Tat umgesetzt werden kann.

Diese Organisation prägt sich ferner in den Formen aus, in denen das zur Verfügung stehende Stück Erde nutzbar gemacht wird, in der Natur der Dörfer, Städte, Wege, Bergwerke, Häfen, Äcker, Forsten. Aber sie bieten nur dem Auge die äußere Form, die Organisation selbst lebt in diesen Dingen als lebendige, sich gegenseitig bedingende Menschen. Schwindet dieses Leben, dann verfallen sie. Äcker und Forsten machen der Steppe, dem Heide- und Waldland Platz, die Wege verrotten, bald zeugen Ruinen von gestorbenen Siedelungen und Staaten.

Das eigentlich Geographische nun ist, daß jeder Oberwille, der für den Einzelmenschen entscheiden soll, Mittel und Wege gebraucht, um diese Einzelmenschen zu fassen. Im Hause, in der Familie ist der Familienwille im all-

gemeinen ohne Zeitverlust zur Kenntnis zu bringen, gleichviel ob er sich patriarchalisch äußert oder anders. Auch ein Dorf, eine kleinere Stadt bieten hier noch keine großen Schwierigkeiten räumlicher Natur, denn die Art des Regierens ist uns ja vorläufig ganz gleichgültig. Aber eine Menschheit, die sich in Organisationen von höchstens Stadtgröße auflöst, bei der der Feind schon jenseits der Gemarkung sitzt, ja womöglich jenseits der Hausmauer, ist zu höheren Leistungen nicht fähig (Neuguinea, Albanien), und die Menschen sind dementsprechend dort nicht wie anderwärts zu umfassenderen Zusammenschlüssen gekommen.

Danach ist die Möglichkeit ausreichend schnellen Verkehrs die Grundlage für die Bildung größerer Staaten. Die ausgezeichnete Verkehrslinie des Nils, nachdem seine Anwohner die Flußschiffahrt sich erarbeitet hatten, hat den ersten Großstaat einst ermöglicht. Die griechischen Gebirge als Verkehrshindernisse haben die griechische Kleinstaaterei ebenso verschuldet wie das Verkehrsmittel des Ägäischen Meeres die Einheit des attischen Seebundes erlaubte.

Im allgemeinen wird sich ein Staat in der Richtung der geringsten Verkehrshindernisse entwickeln wollen, aber diese Hindernisse sind nicht nur in den Oberflächenformen der Erde und ihrer Beschaffenheit (Gebirge, Meer, Wüste, Sumpfland), sondern auch im Auftreten eines entgegenwachsenden anderen Staates gegeben. Außerdem hängt wie gesagt die Wachstumskraft mit der Ausbildung der Verkehrsmittel zusammen. Die Staaten des Altertums, auch die Großstaaten, sind mit unsern Maßen gemessen klein. Aber innerhalb seiner Jahrtausende ist die Möglichkeit zu größeren Staatenbildungen durch die Ausbildung der Flußschiffahrt, wo diese in Betracht kam, die Einführung des Pferdes in unser Wirtschaftsleben, den Ausbau von Landstraßen, die Entwicklung der Küstenschiffahrt gewachsen. Die Ausbildung der Hochseeschiffahrt hat dann im 16. Jahrhundert die alten Staatsmöglichkeiten umgeworfen, die ersten Versuche von Weltstaatbildungen geschaffen. Sie sind Versuche geblieben, Amerika hat sich fast ganz von seinen europäischen Mutterländern freigekämpft. Nun ist die heutige Krise über die Menschheit gekommen, hinter der größere und vielleicht festere staatliche Zusammenhänge heraufdämmern. Die modernen Verkehrsmittel, die auf der Einführung von Kohle, Dampf, Eisen und Elektrizität sich gründen und in Eisenbahn, Dampfschiff, Kabel, Presse usf. gegeben sind, machen solchen neuen staatlichen Typus möglich und daher wahrscheinlich. Ältere Riesenstaaten sind kein Gegenbeweis. Das Römerreich fängt für unsere Maßstäbe klein zu werden an, außerdem ist es, auf Grund der Seeherrschaft über das Mittelmeer zusammengewachsen, sehr schnell wieder zerfallen und wäre es auch vermutlich ohne die Germanen. China ohne ebenbürtige Gegner in der Nähe — wer sich etwa zeigte, konnte das Reich wohl erobern, wurde aber schließlich vom Chinesentum aufgesogen — ist weniger ein Reich als eine Welt für sich wie Westeuropa und hat sich bis in unsere Tage infolge stärkster Ausbildung der Abhängigkeit vom einst Gewollten erhalten, vom Herkommen, wie man zu sagen pflegt. Jetzt, wo fremde Staaten an der Erschütterung der Tradition arbeiten, erlebt es Zerfallerscheinungen; vermutlich wird es sie überwinden. Von den großen Kolonialreichen, außer dem britischen, das wir jetzt nicht betrachten wollen, ist eins nach dem andern, wenig haltbar wie sie waren, bald wieder in die Brüche

gegangen. Die Union ist erst mit den neuen Verkehrsmitteln gewachsen. Über ihr Wesen als Staat kann man verschiedener Meinung sein.

IV.

Die Verkehrsmittel

In einer weit ausgeführten Kriegsgeographie wären nun die einzelnen modernen Verkehrsmittel und Verkehrsformen auf ihren Kriegswert in bezug auf die einzelnen Erdoberflächenstücke und die sie besetzenden Staaten ausführlich durchzugehen. Hier können nur einige große Züge herausgehoben werden. Das Eisenbahnnetz gestattet je nach seiner Dichtigkeit und der Stärke seiner rollenden Mittel, schließlich auch nach der Anlage seiner Linien Heeresmassen, Munition und Proviant mehr oder minder schnell an die nötigen Stellen zu werfen. Damit ist sein Einfluß auf die Kriegführung als gar nicht hoch genug einzuschätzen gegeben. Deutschlands dichtes Bahnnetz hat die überraschende Schnelligkeit des Vorstoßes durch Belgien gegen Frankreich erlaubt, hat das überlegene Auftreten großer Kräfte im Osten bald in Masuren, bald bei Lodz, bald in Galizien ermöglicht und in weit größerem räumlichen Ausmaß mehrfache Wiederholungen des Beispiels Friedrichs des Großen von Roßbach und Leuthen zustande bringen lassen. Rußland hat viele Jahre und viele französische Milliarden gebraucht mit dem Versuche trotz größerer Heeresmassen Deutschland militärisch ebenbürtig zu werden, indem es sein Bahnnetz ausgebaut hat, und hat trotzdem seinen Zweck nicht erreicht. Die in der Größe seines Reiches gegebene Mangelhaftigkeit hat es gezwungen, durch vorzeitige Mobilisation seinen Übelwillen zu früh zu erkennen zu geben. Bahnen, die erst der Krieg geschaffen hat, die durch ihn notwendig geworden sind, finden wir an den verschiedensten Stellen. Durch Finnland zum Katharinenhafen und zur Anschlußbahn nach Schweden hinüber gehen neue russische Linien, um den Abschluß von Westen ein wenig abzuschwächen. Bahnen von Ostpreußen strahlenförmig nach Kurland hinein versorgen unsere Armee an der Düna. Von der Hedschasbahn in der Richtung auf den Suezkanal läuft die neue Lebensader des Heeres, das die Briten in Ägypten bedroht.

Gar erst wo das Bahnnetz aufhört, da ändert sich die Kriegführung sofort. Ohne weiteres wird es klar, daß ein mit Bahnen wohl versorgtes Land von einem anderen bahnlosen nicht einfach kriegerisch überwältigt werden kann. Das bahnlose Armenien und die russisch-türkische Kriegführung mag hier als Beispiel dienen.

Neben der Bahn hat uns etwa die Jahrhundertwende das Aufkommen des Automobils gebracht, mit ihm eine stärkere Ausbildung des Landstraßennetzes, eine Wiederanknüpfung, möchte man fast sagen, an die Zeit der napoleonischen Heerstraßen. Das Auto ist bei Beginn noch zu jung gewesen, um seine volle Wirksamkeit zu entfalten. Immerhin hat es sich als viel leistungsfähiger erwiesen, als man irgend glaubte hoffen zu können. Wieviel es für Truppenverschiebungen nahe hinter der Front gewesen ist, wird besonders für unsere eigenen Heere erst die Zukunft aufdecken. Daß aber ohne die Pariser Autobusse und Lastautos der Flankenstoß vom 5. September 1914 nicht möglich gewesen

wäre, der uns genötigt hat, unsere Front an der Aisne festzulegen, das weiß man auch jetzt schon. Vielleicht darf man sagen, daß die ungeheure Bedeutung des Stellungskrieges einen Hauptgrund darin hat, daß nicht mehr der marschierende Fußsoldat, sondern der auf Bahn und Auto transportierte es ist, der es den Gegnern gestattet, mit überraschenden Kräften aufzutreten.

Die außerordentliche Bedeutung moderner Verkehrsmittel auf dem Wasser ist uns in diesem Kriege immer wieder entgegengetreten, sei es in den Absperrunternehmungen der Engländer, sei es bei der Tätigkeit unserer U-Boote, sei es in den Laderaumfragen oder Ernährungssorgen neutraler und kriegführender Staaten. Der Übergang von der Benutzung der bewegenden Kraft des Windes im Segelschiff und der dadurch bedingten weitgehenden Abhängigkeit von den Witterungsverhältnissen zur Dampf- und Ölfeuerung und zum elektrischen Antrieb hat jedenfalls die Formen des Seekrieges vollkommen verändert.

Kaum ein Jahrzehnt alt sind die heutigen Luftverkehrsmittel. Der alte Freiballon hat wohl 1871 Gambetta aus der belagerten Hauptstadt entführen können, und ist dadurch mit entscheidend für die Entwicklung des Krieges der Republik geworden, aber ins Große gerechnet ist von einem Luftdienst damals doch auch entfernt noch nicht die Rede gewesen. Jetzt ist das anders, Luftschiff und Luftfahrzeug sind wirksame Kriegswaffen selbst geworden. Die Sicherung Englands durch das Meer ist dadurch verringert worden, daß das gemeinsame Luftmeer über Belgien und ihm unsern Luftfahrern zu Gebote steht. Wie groß die Vernichtung von Kriegsmitteln in Fabriken, Arsenalen, Häfen durch unsere Zeppelinfahrten und Flugzeugangriffe in England ist, läßt sich jetzt kaum abschätzen. Wir glauben hoffen zu können, daß sie recht stattlich sind und dementsprechend auf unsere Kriegsziele fördernd einwirken. Bei alledem wollen wir aber nicht übersehen, daß wir im Gegensatz zu Eisenbahn und Dampfschiff hier noch Verkehrsmittel vor uns haben, die noch im Anfange ihrer Entwicklung stehen und eine ganz ins Große gehende Ausnutzung, z. B. für Landungszwecke in England wohl noch nicht eintreten kann.

Neben diese Verkehrsmittel, bei denen es im wesentlichen auf Transport von Menschen und Material ankommt, treten die Verkehrsmittel, die dem Gedankenaustausch dienen, wobei es an sich gleichgültig ist, ob die Gedanken noch wie beim Brief und der Zeitung an einen körperlichen Träger gebunden sind, oder wie beim Telegramm und beim Fernsprecher dies nicht der Fall ist. Wesentlich dabei ist nur für uns, daß die Aufgabe der körperlichen Grundlage im zweiten Falle eine sehr viel schnellere Raumbewältigung erlaubt. Von der Bedeutung der ungemeinen Entwicklung des Nachrichtendienstes für den Krieg haben wir schon oben Seite 33 f. manches zu hören bekommen, dessen man sich jetzt erinnern mag. Es ist nicht zu viel gesagt, daß die Annäherung Englands an eine Alleinherrschaft im Nachrichtendienst das stärkste und gefährlichste Kriegsmittel gewesen ist und noch ist, das dieser Staat besitzt. Da wir aber soeben, z. B. beim Auto, auch ein wenig auf das Nachbargebiet der Militärgeographie hinübergekommen sind, so wollen wir doch auch hier erinnern, welche gewaltige Rolle Feldtelephon und Feldtelegraph für alle unsere kriegerischen Operationen gehabt haben.

V.

Eigenproduktion und Weltwirtschaft

Die Bewohner eines Staates leben nicht nur auf einem Stück Erde, sondern auch von diesem Stück Erde. Alles was uns an Kunst und Mittel zur Lebensführung umgibt, ist ja vom Boden erwachsen, und wenn wir uns auch, besonders in den Großstädten, daran gewöhnt haben, nicht danach zu fragen, wo die Rohstoffe herkommen, die die Fülle unserer Bedarfsgegenstände zusammensetzen, irgendwoher stammen sie. Hierbei ist nun wieder daran zu erinnern, was wir bei Beginn unserer Betrachtung der Staatenbildung erörtert haben. Je kleiner eine staatliche Organisation ist, je schwerfälliger und unvollkommener die Transportmittel, um so mehr sind seine Bewohner in ihren Bedürfnissen allein auf das kleine Gebiet angewiesen, das ihnen unter ihren Füßen sicher zu Gebote steht. In den vergangenen Friedensjahrzehnten, die gleichzeitig den schnellen Aufschwung der neuen Transportformen gezeitigt haben, hatten wir uns daran gewöhnt, das Hindernis einer beliebigen Ausnutzung der gesamten Erde, das in dem Vorhandensein feindlichgesinnter Staaten liegt, fast zu übersehen und nur dessen zu gedenken, das in räumlichen Entfernungen und in Erdoberflächenformen gegeben ist. Der Krieg hat uns von der großen Stärke der erstgenannten Hinderungsart wieder überzeugt. Er hat uns den immerhin gigantischen Plan der Engländer gezeigt, über 100 Millionen Menschen durch Absperrung, man kann sagen fast von der ganzen Erde dem Hungertode zu überliefern für den Fall, daß sie sich ihrer Tyrannei nicht in Knechtschaft beugen wollten, und er hat uns die Bedeutung der Güter gelehrt, die den einzelnen Erdstellen gegeben sind. Man kann etwa folgendermaßen sagen: Vor dem Kriege waren wir daran, einem Zustande der Weltwirtschaft zuzusteuern, bei der jede Erdstelle nur das gerade an ihr Beste zu liefern gehabt hätte, und für alle anderen Bedürfnisse auf den Verkehr nach ihr hin angewiesen wäre, jedes Gebiet in seinem Erzeugnis wie in seinen Bedürfnissen so abhängig wie möglich von den Beherrschern des Verkehrs. Es ist erklärlich, daß derjenige, der durch eine unbedingt überlegene Flotte das Meer beherrscht, und durch ein ihm gehöriges Bahnnetz einen genügenden Teil der Landoberfläche wirtschaftlich mit Blut versorgen oder blutlos machen kann, der Herr der Erde ist und solange bleiben würde, als eine solche wahnwitzige Tyrannei nicht an der sittlichen Schwäche ihrer Träger zusammenkrachte. Der Krieg hat nun andererseits uns Deutsche auf die Grundsätze zurückgeführt, die nicht im jedesmal möglichst besten Erzeugungsland das Heil sehen, sondern die Ersparnis in dem möglichst kurzen Transportweg. Es tritt das vielleicht jetzt im Kriege als deutlicher Gegengrundsatz einer Weltwirtschaft gegenüber, die in einem Überwuchern des Transportwesens besteht, mit Raubbau in den Erzeugnisländern noch nicht so deutlich zutage. Aber hat schon die innere Kraft unseres Wirtschaftslebens auf heimischer Scholle immer uns einen Vorsprung vor anderen Völkern gegeben, so sind wir durch den Krieg noch viel schärfer auf diesen Weg gedrängt und zur Ausnutzung des „Reichtums des Abfalls"

gezwungen; aber auch hier müssen wir uns mit diesen Andeutungen begnügen, und nur an einem gerade für die Kriegführung ganz entscheidenden Beispiel wollen wir diese unterschiedlichen Formen der Bodenbenutzung noch etwas erläutern. Wenn wir mit einem Engländer vom Aushungerungskriege sprechen würden, so könnte es sein, daß er entgegnete: „Wir haben euch gar nicht aushungern wollen, sondern euch nur in der Sperrung der Rohprodukte eure Waffen schon vor ihrer Herstellung aus der Hand schlagen." Ist das nun auch natürlich nicht richtig, denn bekanntlich sind auch jede Art Nahrungsmittel auf die Bannliste gesetzt, so liegt doch der Ausgangspunkt des englischen Planes gewiß hier. Kein Chilesalpeter, keine Baumwolle, kein Kupfer für Granatringe, kein Mangan für Hartstahl, wie wollen die Deutschen ihren Krieg weiterführen? Der Fehler der Engländer ist es nur gewesen, die Möglichkeiten zu unterschätzen, die ein immerhin so ausgedehntes Land wie es zwischen Brügge und Bagdad liegt, den Erfindungsgeist der deutschen Nation, die Reichtümer, die in einem alten Kulturvolk aufgespeichert sind, so überaus falsch einzuschätzen.

Aber das bleibt richtig und ist vielfach nicht bedacht worden, wo Hoffnungen und Vermutungen über den Krieg laut geworden sind, daß das Vorhandensein gewisser Rohstoffe im großen in einer schon in Friedenszeiten für den Gebrauch einigermaßen vorbereiteten Form durchaus nötig sind, um einen Staat zu befähigen, außer mit Menschen auch mit Kriegsmitteln, d. h. Proviant und Waffen seine Sache weiterzuführen.

Jedem leuchtet das auf dem Gebiete der Munitionsbeschaffung ein. Ohne Essen und die anderen kleineren Mittelpunkte unserer Schwerindustrie wäre für uns dieser Krieg weder durchzuhalten gewesen, noch hätten wir gar unsere Freunde mit Waffen versorgen können. Wo aber feindliche Sperre zwischen uns und Staaten besteht, die wir nicht mit Waffen versorgen können und die ihrer Gesinnung nach doch zu unserer Sache der Befreiung der Welt vom englischen Joch sich hingezogen fühlen, da scheitert der Anschluß einfach an dieser geographischen Tatsache. Jedermann entsinnt sich noch der Schwierigkeiten, die für die Türkei bestanden, ehe die serbische Schranke zerbrochen war, und erst im Frühling 1916 haben wir es zu unserm Schmerz erleben müssen, daß der jüngste irische Versuch, die alte Freiheit zu erkämpfen, von uns nicht hat wirsam unterstützt werden können. Umgekehrt stehen die Munitionshersteller der ganzen Welt, soweit nicht Ehrenhaftigkeit ein solches Geschäft verbietet, den Westmächten mit ihren Erzeugnissen zur Verfügung.

VI.

Die Freiheit

Wir haben bis jetzt immer nur vom Staat gesprochen, soweit er räumlich ausgedehnt ist und aus dem wechselseitigen Drucke Gegensätze, schließlich Kriege hervorgehen. Wir haben dabei die Staaten eigentlich nur insofern unterschieden, als sie größer und kleiner, mächtiger oder schwächer sind. Ob aber die Staaten hinsichtlich ihres inneren Aufbaus einander gleich sind, die Frage haben wir kaum gestreift. Nur darauf hingewiesen haben wir, daß schließlich in allen Staaten

ein oberster Wille vorhanden sein muß, der sich auch, wenn es nötig erscheint, in Taten umsetzt, und daß unter der obersten staatlichen Gewalt kleinere Organisationen bestehen, die, soweit ihre Abhängigkeit von der Oberleitung das zuläßt, wieder von Trägern entscheidenden Willens geleitet werden. Wir haben dabei ausdrücklich hervorgehoben, daß diese Eigentümlichkeiten allen Staaten zukämen, mögen sie Despotien oder sogenannte demokratische Republiken oder irgend etwas anderes sein.

Ist dies gewiß richtig, so ist doch die Verschiedenheit im Aufbau innerhalb der einzelnen Staaten für deren Leben und ganz besonders für ihre Widerstandsfähigkeit gegenüber feindlichem Angriff von allergrößtem Belang. Wir müssen daher von den Strukturverschiedenheiten der Staaten, soweit es äußerste Kürze erlaubt, ein wenig sprechen. Wäre es auch nur um zu erklären, wie z. B. dieser Unabhängigkeitskrieg Deutschlands von der englischen Weltherrschaft von manchen Engländern ehrlicherweise so aufgefaßt werden kann, als wenn sein für England glücklicher Ausgang dem deutschen Volke „die Freiheit“ bringen würde.

Der Begriff Freiheit — damit fangen wir wohl am besten an — ist äußerst schillernd. In diesem Krieg sprechen alle beteiligten Völker von der Freiheit, die sie durch den Gegner als bedroht ausgeben. Nehmen wir zunächst die persönliche Freiheit des einzelnen, so ist sie streng gefaßt ein Zustand, der ihm erlaubt, nichts zu unterlassen, was er ausführen möchte. Er ist nur denkbar, d. h. andere Menschen können die Freiheit nicht beschränken, wenn der Freiheitssüchtige die völlige Einsamkeit nach Robinsonart aufsucht. Tatsächlich hat es immer wieder Menschen gegeben, die die Freiheit der Einsamkeit und Bedürfnislosigkeit, soweit irgend erreichbar, für sich erstrebt haben, aber es ist klar, daß weder die Erde Raum für die jetzige Menschheit hätte, wenn sie plötzlich solchem Freiheitsziel zustrebte, noch irgend eine Form höherer Gesittung sich noch erhalten könnte. Denn diese beruht ja auf dem Netz von gegenseitigen Abhängigkeiten, die sich die miteinander Verbundenen selbst und wechselseitig auferlegen.

Mit dieser Tatsache, die wohl nicht bestritten werden wird, und die nur dann nicht überzeugend wirkt, wenn man wie Bakunin in jeder Kulturform etwas Zerstörungswürdiges sieht, fällt auch die Berechtigung der anderen Form, in der persönliche Freiheit gedacht werden kann: Unbedingte Herrschaft über die anderen. Auch sie ist von Despotennaturen zu allen Zeiten erstrebt worden, mögen die Träger eines solchen Machtwillens Kriegshelden oder Besitzer von Banken, Staatsmänner oder schöne Frauen gewesen sein. Die Geschichte ist reich an Beispielen, und nirgends findet man Neigung zu schrankenlosem Despotismus zurzeit reichlicher, als in dem Milliardärklüngel Neuyork-London. Aber während die Flucht in Einsamkeit und Bedürfnislosigkeit für den einzelnen nahezu ausführbar erscheint, ist jeder Despot doch schließlich ein Abhängiger geblieben, meist ein Abhängiger in unwürdigsten Formen.

Ich glaube, es war nötig, diese beiden Ziele für erstrebte persönliche Freiheit aufzustellen, um zu zeigen, daß brauchbare bürgerliche Freiheit in ihrer Richtung nicht zu finden ist. Das Gebiet der persönlichen Freiheit liegt außerhalb der sichtbaren Welt und ihrer notwendigen Bindungen der Menschen untereinander

und des irdischen Lebens an die Dinge. Trotzdem mußten wir auf beide Ziele hinweisen; denn das unklare Streben nach beiden beherrscht die Lebensführungen der Menschen und kann zu ihrer Beherrschung durch überlegene Woller benutzt werden, sei es, daß diese ihre Stärke dazu benutzen, um die Gelenkten zu höheren Formen bürgerlicher Freiheit zu führen, sei es daß politische oder wirtschaftliche Knechtung ihre Absicht ist.

Man sieht, das eigentliche Ziel der staatlich gebundenen Menschheit könnte nur bürgerliche, nicht aber persönliche Freiheit sein. Unter solcher bürgerlichen Freiheit wäre dann etwa folgendes zu verstehen: der einzelne findet das von ihm Gewünschte in möglichst großem Umfang zusammenfallend mit dem vom Staatswillen Gewollten. Es ist klar, daß dies auf zweierlei Wegen zustande kommen kann. Der Einzelne kann so erzogen worden sein und sich selbst weiter erziehen, daß er den Staatswillen auch als seinen Willen anerkennt und wiedererkennt, oder der einzelne kann mit seinem Willen den nach den Umständen sich ja immer weiter verwandelnden Staatswillen so beeinflussen, daß sein eigener Wille Staatswille wird. Je untergeordneter die Stellung des einzelnen ist, um so mehr wird für ihn die erste Form gegeben sein. Doch denke man daran, daß der Gesamtorganismus des Staates sich ja in zahllosen kleineren Organisationen weiter auslebt und vermannigfaltigt, wodurch eine Unzahl von Formen gegeben sind, in denen der Einzelwille seinen Anlagen entsprechend sich betätigen kann, ohne mit dem Staatswillen in Gegensatz zu geraten. Im übrigen vergegenwärtige man sich zur Verdeutlichung etwa eines Mannes wie des Fürsten Bismarck, den Natur und Schicksal dazu gebracht hat, seinen Willen in so weitem Umfang seiner Nation aufzuzwingen und irgend eines unter uns, die wir gewollt zu unserm Vaterlande halten.

Die Stärke menschlichen Wollens und die gewaltige sittliche Arbeit, die es kostet, fremden Willen neben dem seinen nicht nur in der Theorie anzuerkennen, sondern auch in der Praxis sich betätigen zu lassen, führt dazu, daß in dicht besiedelten hohen Kulturländern immer wieder die Despotenneigungen des einzelnen oder einzelner Gruppen sich geltend machen. Wo die Menschen weniger gedrängt leben, wo mehr Ellbogenraum vorhanden, sind solche Gefahren noch geringer, wenigstens soweit der einzelne in seiner Freiheit Beschränkte unter solchen Neigungen wahrnehmbar zu leiden hat. Damit werden auch die Abwehrformen andere, mit denen man sie bekämpft. Sowohl in der Union wie in Rußland, ja auch im britischen Weltreich ist die Möglichkeit für viele gegeben, noch ein recht staatsfremdes Eigenleben, Familienleben oder Kleingruppenleben zu führen und dadurch das Gefühl zu erwerben, frei zu leben, obgleich doch in allen dreien eine äußerst scharf gehandhabte Despotie besteht oder im Vordringen ist, die des Zarismus, die der Truste und die des britischen Kabinetts in seinem Zusammenhang mit der Geldkraft der englischen Herrscherkaste. In einem so dicht besiedelten Lande wie Deutschland, wo die Möglichkeit, es zu etwas zu bringen, für das heranwachsende Geschlecht immer schwieriger geworden war, ist eine den einzelnen in seiner Betätigung immer mehr einschränkende engmaschige Organisation notwendig gewesen, die sowohl dem unabhängig blickenden Amerikaner wie dem russischen Freunde persönlicher Willkür

als unglaubliche Fesseln erscheint. Uns aber lehrt sie wohl, daß der Raum für unser arbeitsames Volk zu klein geworden war, daß wir neuen Boden für seine Betätigung brauchten, aber sie war uns keine Freiheitsfessel, vielmehr die immer feiner ausgearbeitete Abwehr gegenüber persönlicher Willkür, wie sie uns so abstoßend in den Mitgliedern der russischen Beamtenschaft oder im britischen Kaufmann entgegentritt.

Nach alledem werden wir etwa folgendes als strukturgebend für einen Staat anerkennen können: Seine Mitglieder bestehen aus sich gegenseitig beschränkenden und diese Beschränkung durch ihre sittliche Überzeugung anerkennenden Menschen, Leitenden und Geleiteten, doch nicht so, daß zwei verschiedene Klassen gegeneinander zu wirken hätten, sondern wie es jede Beobachtung unseres Lebens zeigt, daß die auf dem einen Gebiet Leitenden auf dem andern die Geleiteten sind. Ich verlange z. B. von einem Eisenbahnschaffner, wenn das meines Amtes ist, seine Kinder rechtzeitig impfen zu lassen und in die Schule zu schicken, und folge seiner Anordnung am Zuge.

Wie weit die tatsächliche Beschaffenheit eines Staates von der eines Idealstaates abweicht, das ist nun eine andere Frage; denn jeder Staat bleibt weit unter seinem Ideal. Statt freiwilliger Einordnung muß man oft mit Widersetzlichkeit und ihr gegenüber mit Anwendung von Gewalt rechnen; statt Erkenntnis mit ungeklärten wirren Anschauungen, wohl gar geschürt von Feinden des bestehenden Staates, äußeren oder im Inneren groß gewordenen. Alles menschliche Leben leidet ja nur zu schwer, oben wie unten, an Erkenntnismangel und sittlicher Schwäche.

Der Staat aber, dessen Mängel hier am kleinsten sind, wird vermutlich auch der stärkste und beste sein. Das beste Schulwesen, die Pflege des sittlichen Wollens bestimmen den staatlichen Fortschritt. Nur möchten wir nicht das Wort Schulwesen allzu eng gefaßt wissen, als wenn wir nur die möglichst gut geschmierte Staatsschulmaschine darin sähen. Die gesamte in Familie, Kirche, Staat, Gemeinde usf. sich betätigende Erziehungsarbeit des am Werke stehenden Geschlechts an dem heranwachsenden ist gemeint.

Wie sehr kritische Zeiten für einen Staat gerade auf die Frage der besten Organisation die Blicke hinlenken, das lehrt uns jeden Tag der Krieg. „Der geeignetste Mensch an der geeignetsten Stelle" ist allgemeine Sehnsucht und fortwährendes Losungswort. Aber wie bekommen wir den geeigneten Menschen an die geeignete Stelle? Man ist geneigt, an ein Geschenk zu glauben, wenn man sich Gestalten wie Friedrich den Großen oder Bismarck gegenüber sieht. Aber blickt man in das Leben der großen Männer hinein, besonders vielleicht wenn man eine Zeit nimmt, in der nicht ein einzelner, alles überragender so herausgetreten ist wie jene beiden, sondern mehr eine ganze Anzahl nebeneinanderstanden wie etwa in der Zeit der Freiheitskriege, so sieht man doch, wie die schwere Zeit gesiebt hat. Wir möchten in allen Fällen, daß zu unserem Nutzen gesiebt würde und überall der Beste stände, aber wie ist er zu entdecken? Wie kann ihm Platz gemacht werden? Besonders in Friedenszeiten, in denen der Außergewöhnliche es schwerer hat als die Durchschnittsbegabung. Jetzt freilich geht der Ruf: „Freiheit für den Aufstieg der Begabten!" durch das Land. Aber woran wollt Ihr die Begabten sicher erkennen? Wie und für welche Aufgaben

später sollen sie ihre künftige Begabung erweisen? Wer vor allen Dingen ist begabt genug, die Begabten sicher auszulesen? Oder glaubt man mit Einrichtungen wie Prüfungen Begabungen abschätzen zu können? Das ist noch nie gelungen.

Wir sind auf diese Frage etwas eingegangen ohne Sorge, daß sie von unserer Aufgabe ein wenig abzuführen schien; denn die grundsätzliche Verschiedenheit, die bei uns besteht gegenüber unseren Gegnern in der Form, in der man die Begabten möchte zu Leitern werden lassen, ist hervorzuheben, so sehr auch Übergänge in beiden Lagern festgestellt werden können. Wir haben den Wunsch, daß durch möglichst vollkommene Ausbildung und Nachprüfung, ob diese auch erfolgt ist, die Berufenen an die richtigen Stellen gelangten. Wir wissen und fühlen, wie weit wir vom Wünschbaren noch entfernt sind. Zu weit getriebener persönlicher Ehrgeiz, Unredlichkeit in den scheinbar kleinen Dingen der Schulvorbereitung bis auf die Universitäten, Schablone, Ängstlichkeit, Laune, Bevorzugung nur Nahestehender aber nicht Besserer und tausenderlei andere Menschlichkeiten gibt es auch bei uns. Aber daß bei allen schweren Mängeln unseres Bildungswesens, d. h. der Gesamtorganisation unseres Staates den Nachwuchs zu tieferer Erkenntnis und größerer sittlicher Höhe zu führen, doch kein feindlicher Staat auf diesem Gebiet mit dem unsern auch nur entfernt verglichen werden kann, das haben wir in diesem Kriege, ohne jede Überhebung sei es gesagt, auf das deutlichste wahrnehmen können. Nirgends hat sich das Beispiel wiederholt, das unsere eben mannbare Jugend bei Kriegsausbruch gegeben hat. Nirgends aber haben wir auch einen Ärztestand, einen Ingenieurstand und was es auch sei, gefunden, der dem unsern an Güte irgendwie zu vergleichen wäre.

Aus dem angelsächsischen Ausland ist uns dagegen oft genug der Rat an den einzelnen entgegengetreten, zu versuchen, erfolgreich zu sein. Nicht sich einzugliedern und, an leitende Stelle gebracht, aus dem Pflichtgefühl für die abhängig gewordenen zu sorgen, sondern aus dem Wunsche, den Wettbewerber zu übertrumpfen, niederzuhalten und zu versklaven, stammt die Anstrengung des so belehrten Angelsachsen, Arbeit auf sich zu nehmen. Sie führt, wie man sieht, dazu, jene oben dargelegten despotischen Auslegungen des Freiheitsbegriffs für sich als gültig zu beanspruchen. Und man kann sagen, daß nur die Unmöglichkeit für den einzelnen, es im Kampf mit aller Welt aufzunehmen, statt zu Personaldespotien alten Stils zu der Erscheinung geführt hat, daß wir in Großbritannien und in amerikanischen Seestädten eine kleine sich gegenseitig wohl oder übel anerkennende Schicht haben, die zusammen den Anspruch Weltdespot zu sein, erheben.

VII.

Der Krieg und die Religion

Ehe wir den Versuch machen, die kriegführenden Hauptmächte hinsichtlich ihrer Strukturverschiedenheiten einander gegenüberzustellen, sei noch auf einige andere wesentliche Struktureigentümlichkeiten vorher eingegangen, nämlich auf Religion und Sprache. Wir beginnen mit der Religion, eigentlich um die an

sich ungeheure Bedeutung, die das religiöse Leben bei Menschen und Völkern gezeigt hat, nur kurz zu streifen, denn eine in die Tiefe gehende Würdigung würde selbst, wenn wir uns dazu imstande fühlten, weit über die Grenze dieser Umrißzeichnung hinausführen. Neben der Religion, als der Form der Verknüpfung des einzelnen Menschen mit der Gottheit oder, wenn man will, dem All als absolut bedingendem, stehen die Religionen bzw. Bekenntnisse als die Formen, in denen die religiösen Einzelwesen irdisch erkennbar zusammengefaßt werden. Es entspricht der Natur unseres irdischen Lebens, an den äußeren Formen, den Satzungen, Gebräuchen, Formeln, hinter denen für den einzelnen sich das Ewige verhüllt, mit besonderer Inbrunst festzuhalten, nur durch sie erscheint ihnen das Ewige; und das scheinbar den eigenen religiösen Symbolen Feindliche fremder Bekenntnisse wird ihnen darum oft so besonders verhaßt. Es ist daher leicht zu verstehen, daß die Bedrohung des eigenen Bekenntnisses durch ein fremdes oder gar durch außerreligiöse Mächte oft zu heftigen Erregungen des Volkslebens geführt hat, Freiheitskämpfe für die bedrohte Religion die Geschichte durchziehen. Aber nicht nur die bedrohte Religion, sondern auch die als einzig wahre empfundene, für den Sieg des „Guten" kämpfende, spielt als Führerin im Kriege eine große Rolle. In ihrem Zeichen wird das wahre Kreuz von den Spaniern aufgerichtet, in ihrem Zeichen verwandeln die Jünger des Propheten christliche Kirchen in Moscheen. Und schließlich hat der Staatsmann, in dem wir hier einmal den Vertreter von Herrschabsichten sehen wollen, die religiösen Leidenschaften und durch den Glauben gehaltenen sittlichen Gebundenheiten benutzt, um von ihm geführte oder geschürte Kriege in seiner Richtung zum Erfolge zu leiten. Der Kardinal Richelieu als Feind der katholischen Vormacht Österreich ist das ewige Beispiel für diese Form der Religionsbenutzung.

Prüfen wir den heutigen Weltkrieg, so will es uns scheinen, als wenn jene Leute recht hätten, die, schon ehe der Krieg ausbrach, der Meinung waren, die Zeit der Religionskriege habe sich überlebt; denn tatsächlich finden wir die großen Religionen in beiden kriegführenden Lagern stattlich vertreten. Auf seiten der Mittelmächte steht die alte katholische Vormacht Habsburg im Bunde mit dem Hause Hohenzollern, das die vertriebenen Hugenotten wie die Salzburger bei sich einst aufgenommen, und unter dessen Ahnen ein Coligny in der Bartholomäusnacht fiel. Und auch das dritte christliche große Bekenntnis, das seinen Glauben von Konstantinopel empfangen, ist als das des Bulgarenvolkes wohl vertreten, dazu sind wir verbündet mit der alten geschichtlichen Vormacht des Islam, den Türken. Auf der anderen Seite stehen das sich protestantisch nennende England, das offiziell religionslose Frankreich, das aber gerade wie Italien ein Land katholischer Bevölkerung ist, im Bunde mit dem Zaren, dem kirchlichen Oberhaupt des dritten Roms, Moskau. Großbritannien nennt sich außerdem die größte mohammedanische Macht auf Grund seiner indischen Besitzungen, und das verbündete Japan steht dem religiösen Leben der Europäerwelt völlig fern. Eine klare Scheidung durch Gegensätze der Religion ist also vollkommen unmöglich. Die Mächte, die diesen Krieg über Deutschland haben hereinbrechen lassen, haben die Religion nicht oder nur untergeordnet als Mittel benutzt, für ihre Zwecke zu wirken, noch weniger ist das englische Kabinett oder

die russische Großfürstenpartei oder der ausgesprochen unkirchliche poincaré'sche Advokatenkreis oder gar die italienische Kriegspartei selbst in ihren Trägern von irgend etwas erfüllt, das man religiöses Leben nennen könnte.

Trotzdem hat die Religion im Kriege eine große Aufgabe zu erfüllen bekommen und wirkt damit auf Fortgang und Entwicklung der kriegerischen Erscheinungen ein, was da diese schließlich Erdoberflächenerscheinungen sind, soweit sie dies sind, kriegsgeographischen Charakter haben. Wie sehr die Stärke des religiösen Lebens im einzelnen Menschen bei unserm Volke gewachsen ist, davon haben wir um uns herum, vielleicht auch in uns, Zeugnis genug bekommen, wenn es auch nicht an Gegenbeispielen fehlt, letzten Verzweiflungsausbrüchen und Versinken in völliger Leichtfertigkeit. Jedenfalls dürfen wir annehmen, daß gesundes und starkes religiöses Leben in unserm kämpfenden Volke ein Hauptmittel gewesen ist und noch ist für Durchhalten und Sieg, aber — auch hier darf es nicht verschwiegen werden — es ist wohl ein Mittel, für jeden einzelnen doch unendlich mehr.

Ferner, haben auch religiöse Gegensätze für den Kampfausbruch und den größten Teil der Kriegführung keine entscheidende Rolle gespielt, so sind sie doch auch nicht ganz zurückgetreten. Die alte Kaiserstadt, aus der einst nach Kiew und Moskau der christliche Glaube gekommen ist, Konstantinopel, in den Händen der Türken, der „Ungläubigen"! das ist das ewige Beschönigungsmittel, mit dem die russischen Raubkrieger das eigene Volk glauben benebeln zu können. Die entrollte grüne Fahne des Propheten, die den Glaubenskrieg gegen den Feind als Pflicht für jeden Mohammedaner versinnbildlicht, hat ihre Wirkung quer über die Lande des Islam nicht verfehlt. Aber an den schwachen Ausbrüchen von Unabhängigkeitsbewegung in allen den mohammedanischen Ländern unter französischer, italienischer, russischer und britischer Herrschaft können wir wohl erkennen, daß im allgemeinen stärkere und andere Kräfte im Werke sind, die den Ausbruch eines großen islamitischen Freiheitskampfes außerhalb des türkischen Gebietes mindestens bisher verhindert haben. Der Besitz der materiellen Kriegsmittel und des großen Nachrichtendienstes seitens der Feinde ist hier entscheidend gewesen. Wir haben ferner in Belgien Persönlichkeiten gefunden, die ihre kirchliche Stellung, sicher aus persönlicher Überzeugung heraus, gegen die Mittelmächte wandten, wenn es auch für uns etwas Abstruses hat, sich vorzustellen, daß der König von England und der Präsident der Atheistenrepublik im Bunde mit dem Zaren und dem Könige jenes Staates, der einst den Kirchenstaat beseitigt hat, als Schützer der katholischen Kirche jemanden, der bei klarer Vernunft ist, erscheinen können. Daß andererseits in den irischen Freiheitskämpfen das unterdrückte katholische Volk gegen seine andersgläubigen Bedränger wie seit Hunderten von Jahren so auch diesmal sich erheben möchte, leuchtet ein.

VIII.

Der Krieg und die Sprachen

Die andere große geistige Macht, die auf weite Menschheitsgruppen hinwirkt, und die uns nun doch etwas ausführlicher zu besprechen nötig erscheint, soweit dies nicht im ersten Teile hier und da schon geschehen ist, das ist die Sprache.

Wenn heute in diesem Kriege das Losungswort: „Freiheit der kleinen Völker" immer wieder uns entgegenschallt, so wissen wir sofort, besonders wenn es von jenseits der Nordsee kommt, daß wir es in ihm mit einem britischen Kriegsmittel zu tun haben. Wir wissen ferner, daß es sich dann um ein Schlagwort handelt, dem kaltblütig und sachlich näher zu treten nicht ganz leicht sein wird, und das sich eben gerade darum als Berauschungsmittel für Völker und Menschen eignen wird, die zum Vorteil Großbritanniens in den Krieg gehetzt werden oder in ihm erhalten bleiben sollen. Wüßten wir nicht, daß geschichtliches wie geographisches Denken überall in der Welt noch weit mehr als bei uns schon auf ganz wenige Menschen beschränkt zu sein pflegt, und diese zur Erzielung von Volksmeinungen so gut wie ganz einflußlos sind, so begriffe man nicht, wie es möglich ist, daß ein Reich gerade wie Großbritannien, dessen ganze Geschichte, erst die eigene im Innern und dann die fremde, bis auf unsere Tage wie keine andere mit Blut geschrieben ist, das noch vor 1½ Jahrzehnten den Burenvölkermord nicht nur mit Blut, sondern vor allem mit den Leichen der verhungerten Frauen und Kinder zuwege gebracht hat, in dessen Ketten Portugal langsam dahingeschwunden ist und das soeben Griechenland in seinen Fäusten hat, wie ausgerechnet dieses Großbritannien irgendwo in der Welt mit diesem seinen Schlagwort Glauben finden könnte. Aber es ist einmal nicht anders, nicht die Wahrheit wird geglaubt, sondern das was man zu hören und zu lesen bekommt.

Wenn nun aber das Losungswort „Freiheit der kleinen Völker" Kriegsmittel ist, so wird es jedenfalls für uns nötig, seine Grundlagen uns anzusehen. Wir haben oben, um schnell einmal ein wenig Ordnung zu schaffen, zwischen Volk und Nation unterschieden, ohne doch unsern Sprachgebrauch, der von führenden Geographen öfter empfohlen ist, als den einzig denkbaren hinzustellen. Hier müssen wir auf den Zusammenhang von Sprache, Volk, Nation etwas näher eingehen.

Sprechsprachen und Schriftsprachen

Wir haben da als Erstgegebenes die Sprache. Die Sprache ist das große Verständigungsmittel der Menschen untereinander, hinter denen alle anderen so zurücktreten, daß wir um sie zu bezeichnen, den Ausdruck Sprache entlehnen und von Zeichensprache, Bildersprache u. a. sprechen. Ohne die Sprache gibt es fast kein geistiges Leben. Sowie wir von dem Ausdruck der allereinfachsten Gefühle und Willensregungen emporsteigen wollen, haben wir ja schon die Sprache in uns selbst und erst recht im Verkehr mit den anderen Menschen nötig. Ohne die anderen besäßen wir sie ja nicht einmal, weder die Muttersprache noch andere später gelernte. Jede staatliche Organisation hat daher im höchsten Grade die Sprache als Mittel zu den erforderlichen Willensleitungen unbedingt nötig. Sprechende und hörende Menschen gehören zu einem Staate so notwendig wie der Boden, auf dem sie leben.

Aber die Menschen sprechen nicht eine Sprache, sondern deren zahlreiche. Wo diese stark voneinander abweichen, werden ihre Vertreter bei persönlicher Berührung schnell auf den Zustand zurückgeworfen, in dem sie sich durch Ge-

bärden und dgl. zu verständigen suchen müssen. Solch Zustand reicht für einen Staat nicht aus. Es ist für ihn eine Art Naturzwang, daß seine Bewohner sich untereinander in gemeinsamer Sprache verständigen können. Man wird nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß gleichzeitig und ungefähr in demselben Zeitmaß Staat und Sprache beim vorzeitlichen Menschen sich ausgebildet haben.

Nun hat, um zu dem zu kommen, was für uns die Hauptsache ist, die Sprache in geschichtlicher Zeit zweimal eine große Veränderung durchgemacht, die für die weitere Richtung allen staatlichen Lebens außerordentlich wirkungsvoll hat sein müssen. Die erste ist die Erfindung der Schrift, die zweite die des Drucks im Zusammenhang mit allen anderen Vervielfältigungs- und Beschleunigungsmitteln bis in unsere Tage. Es scheint so, als wenn die Schrift die antike Großstaatenbildung erst recht eigentlich ermöglicht hat. Es könnten ja natürlich in noch älteren Zeiten, rein theoretisch betrachtet, Großstaaten gedacht werden, denn es wäre vielleicht schwierig, ihr ehemaliges Nichtvorhandensein nachzuweisen. Immerhin scheinen keine sicher schriftlosen Ruinengroßstädte bekannt zu sein, wenn wir wirkliche Großstädte als notwendige Mittelpunkte und Begleiterscheinungen von Großstaaten annehmen. Jedenfalls haben wir aber sowohl in Ägypten wie in Vorderasien Großstaaten, Großstädte und Schriftdenkmäler gleichzeitig beieinander, und wir haben, andererseits überall, dort wo die Schriftsprache fehlt, selbst bei hoher Kultur wie z. B. im Sudan vor Einbruch des Islam, Kleinstaatbildung. Es ist auch ganz selbstverständlich, daß die Schriftsprache ein staatliches Machtmittel von ganz außerordentlichem Belang ist. Sichere Befehlserteilung über den Klang des gerufenen Wortes hinaus wird erst durch sie möglich. Es ist nicht wunderbar, daß die ersten staatlichen Posteinrichtungen, die uns bekannt sind, jetzt auftreten können. Boten, die nur Mündliches zu wiederholen haben, sind ein gar zu unvollkommenes Hilfsmittel.

Und nicht nur über die Fläche weg kann die Obergewalt mit den Randlandschaften leichter, ja eigentlich überhaupt erst in Fühlung bleiben, sondern auch ein gesichertes Staatsherkommen wird möglich, so erstaunlich die Gedächtnisleistungen sind, die wir zur Erhaltung des Herkommens bei den Polynesiern wie bei den Inner-Afrikanern kennen gelernt haben.

Aber auch die Schriftsprache ist gegenüber dem, wie uns heute die Sprache entgegentritt, noch sehr unvollkommen. Massenbefehle z. B. müssen so oft geschrieben werden, als sie gebraucht werden. Wie ungeheuer das geschriebene Buch hinsichtlich seiner Verbreitung hinter dem gedruckten, der Brief hinter der Zeitung zurücksteht, ist sofort zu sehen. So bezeichnet die Erfindung des Buchdrucks einen neuen scharfen Einschnitt in der Entwicklung der Sprache als Verständigungsmittel der Menschen. Hierbei hat sich dann freilich alles, was sich auf Beschleunigung der Druckherstellung wie der Herbeischaffung des Stoffes für den Druck, also des Nachrichtendienstes bezieht, so gewaltig gegenüber den ersten Jahrhunderten nach Erfindung des Buchdrucks geändert, daß man vielleicht in Zukunft noch wieder einen neuen Abschnitt wird machen müssen.

Nun ist es außerdem aber so, daß die älteren Formen der gegenseitigen Nachrichtenverbreitung durch die Sprache durch die neuen keineswegs verdrängt

worden sind. Wir sprechen heute noch gewiß genau so viel wenn nicht mehr, wie unsere Vorfahren in alten Tagen. Ist doch gar im Fernsprecher erst in den letzten Jahrzehnten ein neues, nur für die mündliche Sprache geschaffenes Großverkehrsmittel eingeführt. Ebenso wird auch heute ganz gewiß viel mehr geschrieben als in alten Tagen. Die Billigkeit der Schreibmittel und die Verbreitung der Schreibfähigkeit machen das ganz gewiß.

Damit haben wir zu der ebenfalls fortbestehenden Verschiedenheit der Sprachen hinsichtlich ihres Wortschatzes und ihrer Aussprache noch eine zweite. Außer Deutsch, Französisch, Türkisch, Japanisch usw. haben wir Sprechsprachen, Schriftsprachen und Drucksprachen. Es scheint auf diese Unterschiede, wenigstens in solchem Zusammenhange wie es hier nötig wird, bisher wenig geachtet zu sein, aber ich glaube, eine kleine Untersuchung, die diese Trennungen ins Auge faßt, könnte zu einigermaßen fruchtbaren Ergebnissen führen.

Das Wesentliche hierbei scheint folgendes zu sein: Zwar unterscheiden sich Schriftsprache und mündliche Sprechweise — von der jüngeren Drucksprache wollen wir in diesem Zusammenhange nicht sprechen, sondern sie zunächst nur als Weiterbildung der Schriftsprache auffassen — auch hinsichtlich von Wort- und Satzbildung beträchtlich voneinander, und der einfache Mann findet die Schriftsprache der Gelehrten oft so unverständlich, wie es letzterem nicht gegeben ist, sich ihm verständlich zu machen. Im großen ganzen aber sind wir doch nie im Zweifel, wenn wir Zeugnisse aus beiden vor uns haben, ob es sich z. B. um Deutsch oder Französisch usw. handelt. Es liegt das daran, daß die Weiterentwicklung von der Sprechsprache zur Schriftsprache durch uns so geschieht, daß die Handhaber der Schriftsprache auch gleichzeitig im Leben der anderen Form sich wohl oder übel bedienen müssen. Die Hauptsache ist vielmehr die, wie ja schon angedeutet wurde, was Schrift, Druck usw. innerhalb der Sprache und Massenleitung sind. Der Kleinstaat, es sei noch einmal wiederholt, ist möglich schon bei Alleinherrschaft der Sprechsprache. Größere staatliche Gebilde sind gebunden an das Mittel der Schriftsprache, ihre Fortführung im Druckwesen und darüber hinaus, ganz besonders im Großnachrichtendienst legt den Gedanken an die Möglichkeit eines wirklichen weltumfassenden Staates, wie England ihn geplant hatte, nahe. Es kann fernerhin geschehen, daß staatliche Gebilde eine andere Schriftsprache zur Aufrechterhaltung ihrer Organisation benutzen als sie der Sprechsprache oder den Sprechsprachen, die auf ihrem Gebiete herrschen, entspricht. Das eigentümliche Gebilde des Heiligen Römischen Reiches mit seiner staatlichen Doppelspitze in Papst und Kaiser sah in seinem Innern deutsche und romanische Sprechweisen leben und sich entwickeln, aber die herrschende Staatssprache war wie noch heute in der Römischen Kirche das Lateinische. Die jugendliche Kraft der Weltsprachen, die sich in eigenen schriftlich niedergelegten Literaturen entwickelten, haben die Aufgabe des Lateinischen erzwungen, aber auch dem Verfall der alten Reichsbildung kräftigst vorgearbeitet. Neuere Beispiele von Staatssprachen und Volkssprachen unter ihr liegen auf der Hand, Großbritannien, Union, Ungarn. Wir möchten uns aber erst von dieser Betrachtung

der Sprachverschiedenheiten wegwenden und die übliche Einteilung in Sprachen ein wenig betrachten.

Was sind verschiedene Sprachen?

Allgemein bekannt sind die Sprachenkarten unserer Handatlanten und Schulatlanten, in denen die Sprachgebiete in kräftigen Farben und mit scharfen Grenzen gegeneinander gesetzt und so zur Anschauung gebracht werden. Weiter als die Verallgemeinerungen dieser Blätter gehen Versuche, die mehr im einzelnen auch die Minderheiten, die in einem sprachlichen Mischgebiet vertreten sind, zur Anschauung bringen wollen. Paul Langhans hat ganz besonders für die östlichen Randlandschaften der Mittelmächte seit Kriegsausbruch entsprechende Darstellungen versucht. Ältere, ähnliche Versuche sind auch schon vorher in ziemlicher Anzahl gemacht worden.

Solche Karten gehen wieder auf andere Grundlagen zurück; das sind die sprachlichen Erhebungen bei Gelegenheit der Volkszählungen, wo diese fehlen, wie vielfach im europäischen Auslande, wohl auch Schätzungen. Es ist oft darauf hingewiesen worden, daß solche sprachliche Erhebungen mit großen Fehlerquellen behaftet sind, besonders sobald politische Leidenschaften bei Zählern und Gezählten mitwirken. Ein im höchsten Grade überzeugendes Beispiel haben wir aus Mazedonien oben gegeben, und es ist sehr wohl möglich, daß auch manche andere Grenze anders zu ziehen wäre bei anderer, z. B. ehrlicherer oder gewissenhafterer Zählung. Aber das ist noch gar nicht einmal das schlimmste. Die Hauptfrage ist doch eigentlich die: Was ist eine besondere Sprache, die sich sicher von einer benachbarten abhebt? In zahlreichen Fällen läßt sich ja das ohne weiteres sagen. Wo Deutsch an Polnisch, Italienisch an Slowenisch grenzt, wird kein Zweifel sein und nur die Zugehörigkeit nie allzu zahlreicher sogenannter Mehrsprachiger erörtert werden müssen. Aber an der holländischen Grenze liegt die Sache völlig anders. Und selbst zwischen Plattdänisch und Plattdeutsch würde schwieriger zu entscheiden sein, wenn nicht eine gewisse politische Verhetzung dort dazukäme.

In diesen beiden Fällen: Deutsch-Holländisch, Deutsch-Dänisch, haben wir es wenigstens mit ausgesprochenen, anerkannten Sprachen zu tun. Aber wie steht es mit Mährisch und Slowakisch, mit Tschechisch und Mährisch oder auch mit Polnisch, Ukrainisch, Russisch. Wer gibt uns da einen sicheren Maßstab? Die politische Leidenschaft kann ihn doch eigentlich nicht geben, und der Gelehrte pflegt entweder ein Kenner eines kleinen Kreises von Dialekten und gar kein Geograph oder ein Geograph und gar kein Sprachkenner zu sein. Wo liegen überhaupt die Unterschiede zwischen Dialekt und Sprache? Wir haben in Deutschland sehr verschiedenartige Dialekte, von Oberbayern bis nach Flensburg. Kein Mensch zweifelt daran, daß es sich um deutsche Dialekte und nicht verschiedene germanische Sprachen handelt. Und doch ist allein z. B. die Grenze des niederdeutschen Sprachbodens gegen den mitteldeutschen zum mindesten östlich von der Elbe gar nicht einwandfrei zu ziehen. Die französischen Dialekte wieder scheinen den alten gallischen Stämmen zu entsprechen mit Mittelpunkten, die die römische Verwaltung und später die Kirche übernommen hatte, und

richten sich noch heute aller Zentralisation und allen Departementsgrenzen zum Trotz im wesentlichen hiernach, sind also etwas sehr Dauerhaftes gewesen. Trotzdem spricht man nirgends in der Welt von ihnen als besonderen Sprachen.

Hier ist es nun wohl, wo wir mit dem obigen Versuch zwischen Sprech- und Schriftsprache zu unterscheiden gut einsetzen könnten. Die Sprechsprachen sind das Ursprüngliche, sich aus dem Volk erneuernde, wie ein lebendiges immer frisch sich Entwickelndes. Aus der Schriftsprache leitet der Staat und das Volk, das ihn trägt, einen großen Teil seines Aufbaus ab. Der natürliche Vorgang eines im wesentlichen auf sich selbst gestellten Volkes ist nun der, daß sich ein inniger Zusammenhang zwischen dem gesprochenen Wort im Munde des Volkes und allem jenem entwickelt, was man Literatur im weitesten Sinne nennen könnte, also alle Äußerungen des Staatswesens in Gesetz und Anordnung mit umfassend.

Aber der Wettbewerb der Völker bringt es mit sich, daß nicht alle derartigen Sprachkeime reifen können, und wenn irgend ein Dialekt, wir möchten hier Sprechsprache dafür sagen, in seinem schriftlichen Gebrauch einen Vorsprung erlangt hat, so wird er seine Nachbarsprechweisen für den schriftlichen Gebrauch überwuchern. Man könnte versucht sein, noch zwischen Staats- und Handelssprache unterscheiden zu wollen, wenn nicht der Übergang von Staatsmacht und Handelsmacht ineinander etwas zu sehr auf der Hand Liegendes wäre. Unsere niederdeutsche, später vom Holländischen und Englischen zurückgedrängte, gemeinsame Sprache ist die des Staats- und Handelsbundes der Hansa gewesen. In ihrer Verbreitung wie sie noch jetzt ist, lebt ein Stück des nicht zur Vollendung gekommenen alten Seestaates der Hansen fort, wie in der lingua franca des Orients ein Stück der alten Venezianer und Genuesen herrscht.

Aber nicht nur nahestehende Dialekte sind von einem Staat und seiner Verwaltungssprache zusammengefaßt worden, sondern auch Bevölkerungen ganz verschiedenen Sprechens finden wir in einem staatlichen Gemeinwesen verbunden. Österreich-Ungarn ist uns immer das klassische Land dafür, Großbritannien kann es nicht minder sein. Denn die Umrißformen der Staaten sind nicht infolge der Sprechweise ihrer Bewohner, sondern aus anderen Kräften hervorgegangen, über die wir uns ja oben unterhalten haben, und unter denen eine sichergestellte Schriftsprache als Staatssprache nicht die geringste ist. Mustert man die Geschichte, so findet man sogar bis in nicht fern liegende Tage der Vergangenheit, daß es für das Bestehen eines Staates von recht geringem Belang war, wie vielerlei Zungen in seinen Marken ertönten. War nur die staatliche Organisation der Zeit entsprechend glücklich, so machten die wohl vorhandenen Eifersüchteleien dieser Art wenig aus; und unser deutsches Vaterland hat ja das umgekehrte Beispiel in allen seinen Gauen gezeigt, daß Übereinstimmung der Sprache den Zerfall in verschiedene Staatsgebilde nicht hat verhüten können. Daß die Träger der Staatsmacht bis in die Gesinnungen des Volkes hinein mächtiger gewesen sind als der gemeinsame Klang des Wortes, hat uns Bismarck in seinem berühmten Kapitel „Dynastien und Stämme“ so recht vor Augen geführt.

Seit etwa 100 Jahren scheint sich hier eine Veränderung immer stärker bemerkbar zu machen. Das Nationalitätenprinzip macht sich geltend, und wir

haben es früher oft gelesen, wie die Neubegründung des deutschen und italienischen Einheitsstaates diesem „naturgegebenen" Prinzip zu verdanken sei. War es doch Napoleon III., dessen Unschlüssigkeit und Schwanken gegenüber der geschichtlichen Weiterentwicklung jenseits der französischen Ostgrenze sich damit erklären läßt, daß er als Franzose starken Staaten hier nicht hold sein mochte und doch von der Richtigkeit und damit Unabwendbarkeit des durchgeführten Nationalitätenprinzips überzeugt war.

Nationalitätenprinzip und Staatenbildung

Nach all dem, was wir über Sprachen uns klar zu machen versucht haben, scheint es nun aber ganz unmöglich, eine gerechte und natürliche Einteilung Europas nach Nationalitäten vorzunehmen, ja auch nur allein festzulegen, welche Menschheitsgruppe das Recht hat, sich eine besondere Nationalität, eine besondere Nation zu nennen. Die Engländer möchten hier entscheiden: „Alles was serbenähnlich spricht, ist Serbe und gehört in einen eigenen Staat. Iren und Finnländer gibt es nicht!" usw. nach den Wünschen des großen Handelshauses an der Themse. Dem gegenüber läßt die Jugend der Erscheinung: Betätigung des Nationalitätenprinzips für Staatsbildung darauf schließen, daß wir es mehr mit einer in der Entwicklungslinie unserer fortschreitenden Kultur liegenden zeitweilig gegebenen Etappe zu tun haben, als mit irgend einem „Naturarecht" gegenüber dem tyrannischen Staat.

Die Hauptquelle der Weiterentwicklung liegt vermutlich in den Veränderungen, die die Völker zu Schrift- und Druckſprache seit etwa 100 Jahren allmählich immer stärker erlebt haben, in dem ungeheuren Umfang, den die Fertigkeit des Schreibens und vor allen Dingen des Lesenkönnens angenommen hat. Als äußeres Kennzeichen für die gewaltige Wichtigkeit, die man der Verbreitung von lesen- und schreiben können in einem Volke beimißt, mag die Beflissenheit gelten, mit der man die Prozente der Analphabeten in den kämpfenden Staaten und ihren Heeren immer wieder anführt. Der Staatsbürger, der lesen kann, hat dadurch eine Eigenschaft erworben, die ihn in viel höherem Grade an das geistige Leben, das sich in den führenden Schichten seines Staates abspielt, anschließt.

Aber nicht nur die Staatssprache und deren Vertreter können einen viel tiefer greifenden Einfluß auf den einzelnen ausüben, sondern dieser ist auch fremden Einflüssen in ganz neuer Form als vorher dauernd zugänglich gemacht. Das gilt beides nur in vollem Sinne, wenn die Staatssprache mit der gesprochenen Muttersprache übereinstimmt. Dem herrschenden Staate und seinen Vertretern wird meist daran liegen, daß solche Übereinstimmung, wenn nicht gleich zu erreichen, doch kräftig für die nächste Generation vorbereitet wird. Die Staatsschule wird sich hier betätigen, und sie wird ohne Schwierigkeiten ihr Werk fördern können, daher leicht ertragen werden, wo, wie in der Union, Anhänger fremder Muttersprache ihr als Einwanderer von außen zuströmen und fast nirgends in geschlossenen Sitzen zu finden sind. Handelt es sich aber um alten, fremden Sprachboden, so werden Konflikte schon möglicher, und wenn sie ausbrechen, unangenehmer, zumal wenn andere seelische Gegen-

säße dazukommen, wie bei den Irländern gegenüber England, den Chouans gegenüber der ersten französischen Republik. Lehnt sich gar das fremdsprechende Volk an Sprachgenossen jenseits der politischen Grenzen an, so sind jene Erscheinungen unerfreulicher Art zu durchkämpfen und zu überwinden, die wir an unseren oder Österreichs Grenzen erlebt haben. Freilich sind sie nicht unbedingt nötig. Es ist den Franzosen gelungen gewesen, trotz des geographischen Zusammenhangs der Elsässer mit ihren Sprachgenossen zwischen 1830 bis 1870 eine Oberschicht aufzubauen, die den Gedanken der Zugehörigkeit zur französischen Sprachgemeinschaft trotz dessen offenbarer Unrichtigkeit mit so großem Erfolge hat festlegen können, daß wir mit seinen Nachwirkungen bis in die Tage des Weltkrieges zu kämpfen gehabt haben. Und in Österreich-Ungarn haben wir in Tschechen und Slowenen Beispiele von Nationen — oder sollen wir Nationalitäten sagen? — die ohne solche Anlehnung ihre Sache zu führen versucht haben.

Um mit Erfolg ein lesekundiges Volk leiten zu können, bedarf es von Anfang an einer Schicht, in deren Hände die Fähigkeit des Lesens und Schreibens weiter zu pflegen, gelegt ist. Es bedarf eines ausgebreiteten Lehrerstandes, aber noch mehr nicht nur seiner, sondern auch einer Geistlichkeit, eines Ärzte- und Juristenstandes, die in demselben Sinne wirken, d. h. im Sinne der Lenkung des auf eine neue Entwicklungsstufe durch seine Lesefähigkeit gehobenen Volkes. Diese Stände ihrerseits nun wieder finden ihre Ausbildung und den Zusammenhang ihres jugendlichen Nachwuchses an Universitäten und Hochschulen. Es ist daher ungemein bezeichnend, daß die Forderung eigener Hochschulen fast als die wichtigste kleinen oder jugendlichen Völkern erscheint, die zu sich selbst bestimmenden Nationen aufsteigen möchten. Das Zukunftsbild Österreich-Ungarns nach schwärmerischen Vertretern solcher Anschauungen ist seine Auflösung in eine wegen der notwendig ausbrechenden Kämpfe der einzelnen Nationalitäten oder solcher die es sein wollen, noch nicht genauer festzusetzende Gruppe von Kleinstaaten oder vielmehr sehr bald darauf ihre Vernichtung von Rußland oder vielleicht auch von England. Wo wir dem Nationalitätenprinzip genauer auf den Leib gehen, werden wir immer dasselbe finden: die seit rund 100 Jahren einsetzende Bildungsarbeit an den Massen hat ungeheure Kräfte ausgelöst, deren sich die alten Staaten vergewissern müssen, aus deren Vorhandensein neue Reibungen zwischen ihnen entstanden sind, die Hoffnungen und Strebungen für neue staatliche Bildungen geschaffen haben. Diese Welt von Unruhe, die die alte Kultur Europas ergriffen hat, und die ihre kulturelle Einheitlichkeit, so gering sie auf gewissen Gebieten schon war, so kräftig gefährdet, ist von England benutzt worden, um Europa versuchsweise so zu schwächen, daß eine englische Oberherrschaft wie über Indien im Bereich der Möglichkeit aufgetaucht ist, oder wenigstens die Hoffnung, den Wettbewerb Europas für längere Zeit noch kräftiger zurückzudrängen, wie es infolge der Napoleonjahrzehnte hat geschehen können.

Die Sprachfamilien

In den bisherigen Betrachtungen haben wir nicht weiter beachtet, daß die Sprachen nach Ähnlichkeiten in ihrem Bau infolge ihrer Herkunft sich zu ge-

wissen Gruppen zusammenfügen lassen. Die indo-germanischen Sprachen, wie wir Deutschen zu sagen pflegen, erfüllen mit ihren Angehörigen fast den ganzen Boden Europas. Immerhin bilden uralaltaische Sprachen, Türkisch, Madjarisch, Finnisch und kleinere, eine durchaus nicht verächtliche Gruppe. Unter den indo-germanischen Sprachen unterscheidet man bekanntlich drei große Zweige, die romanischen, d. h. Französisch, Spanisch, Italienisch und kleinere, die germanischen, Hochdeutsch, Niederländisch und Nordisch, und die slawischen, Russisch, Ukrainisch, Polnisch, Serbokroatisch, Bulgarisch und kleinere. Das Griechische pflegt in die Nähe der romanischen Sprachen gestellt zu werden, das Englische rechnet man wohl seines Satzbaues wegen zum Germanischen, die Engländer selbst haben auf diese Zugehörigkeit je länger je mehr keinen Wert gelegt, betonen ihren starken romanischen Sprachschatz und wollen bürtige Kelten sein. Jedenfalls sprechen sie nicht keltisch, wie noch jetzt u. a. ein Teil der Iren. Von kleineren Sprachsplittern braucht hier nichts gesagt zu werden.

Wir sehen, außer den Uralaltoikern haben wir es mit drei großen Sprachfamilien zu tun, Romanen, Germanen und Slawen. Die Dreiteilung der großen Masse der Europäer nach europäischen Hauptsprachgruppen hat unmittelbar weniger auf den Krieg eingewirkt, als man versucht hat, aus ihr politische Liebe und politischen Haß zu entfachen und dadurch auf die Stellung der Völker einzuwirken. Natürlich ist auch hier wieder England Meister, aber auch Frankreichs Arbeit zur Propaganda der französischen Sprache ist sehr bedeutend gewesen, und die Russen haben je länger je mehr versucht, ihr Bestreben, die Kulturmittel Europas zu vernichten, mit Hilfe des sogenannten Panslawismus zu erreichen. Wir Deutschen umgekehrt haben uns eher das Gegenteil vorzuwerfen, wir haben es eben nicht sehr verstanden, unsere Sprachverwandten außer in ihren höchsten Schichten für uns einzunehmen. Vielfach auch und oft genug noch in den ersten Monaten dieses Krieges hat man ganz im Gegensatz zu unserm gegebenen Vorteil auch bei uns mit den Schlagworten Krieg des Slawentums und des Romanentums gegen das Germanentum in der Öffentlichkeit sich hören lassen.

Erst das wirksame Eintreten des slawisch-sprechenden Bulgaren und der Ruf der unterdrückten Ukrainer nach völkischer Freiheit hat uns darüber belehrt, daß an diesem Gegensatz zwischen Slawentum und Germanentum nichts daran ist. Wir haben vielmehr im Moskowiter den Vertreter eines fremden Staatstypus, von dem auch der zu höherer Kultur berufene Slawe freikommen will. Er tut dies, wo er die Macht dazu hat und die Klarheit des Erkenntnisses, schließlich, wo keine Rußland ergebene, mit westmächtlichem Geld erkaufte und von französischer Scheinzivilisation angefressene Oberschicht, wie im ehemaligen Serbien, ihn daran hindert. Vielleicht tut er es auch dort nicht aus vollem Herzen, wo wie in Polen noch bei einem alten Erobervolke ein von ehemaliger Größe und Beherrschung von Fremdvölkern träumender Adel vorhanden ist.

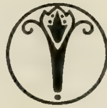
Mit dem Romanentum steht es aber wohl so: der durchgreifende Unterschied der romanischen Sprachen von den unsern ist der, daß sie Töchter jener alten lateinischen Weltstaatssprache sind, die auch Lehrmeisterin der Germanenstaaten gewesen ist. Das ist ein Befund, der von den Vertretern einer über-

legenen romanischen Kultur ebensowohl zu ihren Gunsten ausgelegt wird wie von uns die erhaltene Wurzelechtheit unserer Sprache zu deren Vorteil. Das ist im Grunde genommen ein müßiger Streit, der schon dadurch als unnötig erkannt werden sollte, daß wir die Romanen Dante und Cervantes und die Germanen Shakespeare (die Engländer müssen es schon erlauben) und Goethe nennen. Was denn die drei großen romanischen Sprachen selbst betrifft, so haben die Franzosen ihre Staatsidee, ihr Volk sei zur Herrschaft in Europa und darüber hinaus berufen, durch sie zu fördern unternommen. Die Italiener fühlen sich mit Recht als die nächsten Erben Altroms, aber abgesehen von der Macht der römischen Kirche, der glanzvollsten Leistung des italienischen Volkes auf politischem Gebiet, sind sie über Anlehnungen seit ihrem politischen Zusammenbruch im 16. Jahrhundert infolge des Hereinlassens der Franzosen nicht hinausgekommen. Die Spanier aber stehen abseits; an einer großen Vergangenheit zehrend, haben sie mit wenig freundlich empfundenen Einflüssen der französischen Literatur zu kämpfen, und ihre Neigung in diesem Kriege weist sie im Norden wie im Süden, an den Pyrenäen wie bei Gibraltar ganz und gar nicht auf die Seite unserer Feinde. Andererseits ist der Kreis führender Geister, der den Zusammenschluß mit deutscher Kultur stärken möchte, doch recht gering, wie denn unsere Kenntnisse von Spanien und seinem Volk ganz und gar nicht ausreichen. Statt „Paris und Neapel" möge es künftig heißen „Madrid und Sevilla".

Noch ein anderes Wort ist uns in all den politischen Erörterungen auch schon vor dem Kriege und vielfach auch bei innerpolitischen Dingen entgegengesprungen, das Wort Rasse. Rassenunterschiede sollen es sein, die im Grunde genommen diesen Krieg verursacht haben. Gewiß ist es auch richtig, daß erhebliche Verschiedenheiten bei den einzelnen Völkern zu erkennen sind, und der englisch-sprechende Ire sich vom englisch-sprechenden Engländer deutlich abhebt, andere Beispiele für tatsächlich vorhandene rassenmäßige Gegensätze sich überall bieten. Die Italiener und wir sehen anders aus, und wir empfinden, daß es unser Blut ist, was uns zu verschiedener politischer Betätigung veranlaßt. Andererseits fühlen wir uns in Schweden wie bei guten nahen Verwandten, und der niederfränkische Holländer ist seinem niedersächsischen Nachbar ähnlich genug. Erst recht werden uns die Rassengegensätze sichtbar, wenn wir unsere Gefangenenlager, unsere Hagenbecks hinter der Front, einmal zu sehen bekommen. Daß die Retter der Zivilisation, die Gurkhas, Sikhs, Sudanesen, das kleine Häuflein Indianer, die Sudanneger, daß alle diese farbigen Engländer und Franzosen rassenmäßig von uns verschieden sind, das fühlt der einfachste Mann. Und kommt er zu den Russen, so sieht er dasselbe: blonde Balten, dunkelhaarige Ukrainer, stumpfblickende Moskowiter, Kalmücken, Baschkiren usw.

Aber wenn wir dem Rassebegriff näher treten, so erweist er sich als noch weniger leicht zu fassen, denn Volk und Nation, bei diesen haben wir wenigstens Sprachgemeinschaft und Staatsgemeinschaft als verwertbare Kennzeichen. Bei den Rassen aber versagen ähnliche Einteilungsversuche. Rassenunterschiede werden durchweg auf körperliche Unterschiede, wegen der Vorgeschichte ganz besonders gern auf solche der Knochenbildung, begründet, und der Zusammen-

hang zwischen ihnen und ausgesprochenen Volkstemperamenten ist bisher nicht zu entdecken. Paßt auch die Schilderung Cäsars vom Charakter der Gallier auch heute noch auf die Franzosen sehr gut und spricht für die Erhaltung seelischer Eigenschaften, so sind doch die nach körperlichen Merkmalen versuchsweise aufgestellten Rassen Europas durch Blutmischung so durcheinander gewürfelt, daß man praktisch eigentlich wenig mit dem Worte anfangen kann. Es scheint auch beinahe, als wenn schließlich doch das in der Sprache gegebene, seelische Gewicht stärker ist als jenes. Die Westschweizer sind vielleicht ziemlich echtbürtige Burgunder, also Germanen, und doch haben sie die volle gallische Leidenschaftlichkeit in diesem Kriege entwickelt. In den Westdeutschen steckt möglicherweise viel Keltenblut, und doch spürt man nichts von Anklängen an gallischen Charakter. Fast Gleiches gilt von den Engländern. Ob Normanne, ob Angelsachse, ob Kelte, das ist immer das Gleiche. Sprache und Inselwohnsitz haben wohl das Nötige getan. Schließlich ist das Wort „Rasse" aus seiner alten Bedeutung „Spiel- oder Unterart" so in den Kampf innerpolitischer Leidenschaftlichkeit hineingezogen worden, daß seine Verwertung zur Zeit fast unmöglich ist.



Schluß, Zusamenfassung

I.

Die Hauptstaaten

Wir haben damit begonnen, daß wir die einzelnen miteinander kämpfenden Staaten aufmarschieren ließen und auf ihre Rüstung blickten. Wir können jetzt zum Schluß vielleicht versuchen, noch einmal diese Staaten vor unser Auge zu rufen. Es möchte nämlich sein, daß wir nach alledem ihrer Wesensnatur einen kleinen Schritt näher gekommen wären und daher das Bild, das wir uns von ihnen machen können, etwas tiefere Züge bekäme.

Wir fangen mit England an und hören mit Deutschland auf. Der großbritannische Staat hat ein kleines Zentralland, dem sich ein gewaltiges Kolonialreich angliedert, beide zusammengehalten durch eine meerbeherrschende Flotte. Herrschendes Volk sind die Engländer (Schotten). Da die großen Kolonien, soweit sie englisch sprechen, noch sehr dünn bevölkert sind, die vielen zur Seebeherrschung nötigen Flottenstützpunkte aber erst recht mit keinen starken Einwohnerzahlen ins Gewicht fallen, Großbritannien selbst klein und im Norden sogar auch nur mäßig bevölkert ist, so ist das englische Volk weniger zahlreich, als man denken sollte, und steht dem deutschen jedenfalls nach. Aber es beherrscht außer den großen genannten Landmassen in Indien allein soviel Millionen Fronvölker wie in Europa wohnen.

Die Art der Herrschaft ist ein eigentümliches Gemisch von Freiheit und Zwang. In der Flotte haben sie ein während des letzten Jahrhunderts mit dauerndem Erfolge gezeigtes Bändigungsmittel, mit dem jeder fremde Widerstand auf dem Meere hat zurückgewiesen werden können. In ihrem Söldnerheer, also der militaristischsten Form eines Heeres überhaupt, von der bürgerlichen Sittlichkeit losgelöste Truppen, die zur Niederkämpfung der kleinen, freien Völker jenseits der Meere überall haben verwendet werden können, ohne daß die heimatliche Bevölkerung Blutopfer zu spüren bekam, abgesehen vielleicht von einer kleinen Kriegskaste, die besonders in der Gentry vertreten ist. Die fast ununterbrochene Folge von Kriegen, die Großbritannien im 19. Jahrhundert hat führen dürfen, ohne daß das eigene Volk sich dagegen empört hat, ist nur möglich gewesen, weil das britische Volk bei all den siegreichen kleinen Raubkriegen nie Leiden eigener Volksgenossen, sondern stets nur Geldvorteile zu spüren bekommen hat. Hat man dieses britische System Navalismus genannt, d. h. Herrschaftsanspruch über Gleichstehende, auf Grund einer überwältigenden Flotte, so sollte man nicht vergessen, daß Großbritannien

bis zu dem Tage, an dem es zur allgemeinen Wehrpflicht sich bekannt hat, auch einem Militarismus schärfster Art gehuldigt hat. Nur war zwar seine Militärmacht ausreichend, um Indien in Schach zu halten und überall die kleinen Garnisonen jenseits der Meere zu versorgen, langte aber auch entfernt nicht hin, um einen der großen europäischen Staaten zu bekriegen. Aus diesem Zustand ist ihm der Gedanke der Völkerverhetzung erwachsen. Die Landeskinder fremder Staaten militaristisch gegen einen niederzukämpfenden Feind zu verwerten, ist der Kern dieses Systems.

In welcher Weise die Beherrschung zur See und die mit ihr verbundene Beherrschung des Verkehrs- und Nachrichtenwesens ausgebaut und verwertet worden ist, daran braucht jetzt nur erinnert zu werden. Wesentlich ist aber, auf die „britische Freiheit" noch ein Licht fallen zu lassen. Sie besteht bekanntlich darin, daß der einzelne vom Staate möglichst viel haben und ihm möglichst wenig sein möchte. Das ist auf der einen Seite, wenn nicht alles zerfallen soll, nur ausführbar durch die Heranzüchtung von Normalmenschen, von Normalengländern, die sich ohne staatlichen Zwang dem Zwange einer vielleicht sehr törichten aber unbedingt verbindlichen Sitte fügen. Auf der anderen Seite aber verlangt der einzelne als Herr von seinem Diener Staat immer größere Leistungen, immer größere Rücksicht auf seine Bequemlichkeit, Gelegenheit Reichtum zu machen usw. Kurz der einzelne, noch dazu als massenhaft gleicher, drückt so auf den Staat, daß dieser immer mehr den englischen Typus des Raubstaates annehmen muß.

Schließlich ohne auf die geschichtlichen Grundlagen eingehen zu können, müssen wohl in Großbritannien die Bedingungen zur Züchtung einer so gänzlich unbedenklichen, verschlagenen und nunmehr seit Jahrhunderten gleichmäßig geschulten Kaste von politischen Arbeitern besonders günstig gewesen sein, denn wenn wir nicht in dem Staatsmann Bismarck, der seine Arbeit unter sein Gewissen stellt, bei allerhöchster Liebe und Aufopferungsfähigkeit für den eigenen Staat, sondern im politischen Agenten englischen Stils den ausgebildetsten, jedenfalls den außerhalb Deutschland verbreitetsten Typus des Politikers sehen wollen, so stehen die Engländer, was politischen Instinkt und politische Schule betrifft, an allererster Stelle.

Es hat etwas ungemein Verführerisches, vom Staat so viel zu verlangen, als man irgend kann, und die Gegengabe möglichst klein zu bemessen. Zeigen sich die Vertreter dieser Lebensauffassung dann ferner im Besitze der das bürgerliche Leben beherrschenden Geldmittel, sind sie von einer den einfachen Geist überzeugenden Gleichförmigkeit in Handlungsweise und Urteil, und weht von ihnen ein Hauch von Überlegenheit her, so ist es leicht, daß wo sie sich in fremdem Volks- und Staatswesen einnisten, sie auf diese wie Fäulnisbakterien wirken, und wir haben es ja in aller Welt erlebt, wie englische Sitte fremdes Volksempfinden irregeleitet hat, fremdes Staatswesen zum Wanken gebracht, fremde Sitte zum Verdorren.

So sieht Volk und Staat aus, die die Menschheit mit seiner Eigenart zu überziehen gesonnen waren.

Gehen wir dann aufs Festland, nach Frankreich hinüber, so haben wir einen Staat, der im Gegensatz zu England von Anfang an schroff zentralisiert gewesen ist. Er ist im Gegensatz zu den etwas verschwommenen und an Wirksamkeit gegen Ausgang des Mittelalters immer mehr nachlassenden Vorstellungen des römischen Weltstaates, wie ihn die deutschen Kaiser geschichtlich zu vertreten hatten, von Anfang an als Nationalstaat aufgetreten, ja hat für diesen das eigentliche Vorbild abgegeben. Das bedeutet, er ist auf einheitliches Volks- und Sprachtum aufgebaut und hat fremde Sitte und fremde Sprache, soweit sie im Gebiet des eigenen Staates auftraten, als unberechtigt und zu unterdrücken, ja als von vornherein minderwertig verworfen, und erst recht den natürlichen Anspruch zu haben geglaubt auf alles, was außerhalb der Staatsgrenzen Französisch sprach oder was man durch Druck von oben zu französieren hoffen konnte. Der Niedergang Spaniens, die politische Zersplitterung Italiens haben dann das Land an die Spitze der romanischen Nationen gebracht; und so konnte seit Richelieu der Gedanke einer kulturellen Führerschaft, einer Weltmission des französischen Volkes als Erbe der Römerkultur aufkommen. Günstig für die französische Propaganda ist die verführerische Eleganz gewesen, die französische Geistesbetätigung seit den Zeiten der großen mittelalterlichen Dombauten anhaftet, und die Französierung der führenden Schichten zuwege gebracht hat. Das gelang ganz besonders durch das Boudoir der Damen, in weitem Umfange bei Südamerikanern wie bei Russen, ja im 18. Jahrhundert und noch nicht ganz verklungen auch bei uns (Schweizer Pensionen, Moden von Paris). Kräftig wirksam im Sinne der Stärke des französischen Staates ist ferner der Vorsprung gewesen, den Frankreich auf dem Gebiete des Heerwesens und des Staatsbeamtentums gehabt hat. Sie beide, Heer und Beamtentum, haben es zustande gebracht, daß Frankreich aus den gewaltigsten, selbstverschuldeten Erschütterungen seinen Übergang vom ererbten Königtum zu Republik, Kaiserreich usw. verhältnismäßig leicht ertragen hat. Auch natürlicher Reichtum des Landes und Sparsinn des Volkes haben, wenn auch schwächer, im selben Sinne gewirkt. Vor allen Dingen haben die beiden letzteren aber auch das Heraufkommen eines Geldadels bewirkt. Freilich trägt er bürgerliche Namen, denn ihren erblichen Adel haben sich die Franzosen in der Schreckensherrschaft zum größten Teil nehmen lassen. Dieser Geldadel, der wie jede Geldherrschaft auf Ausbeutung von Fremdvölkern sich stützen muß, schon um die Mittel zu gewinnen, das eigene Volk und in ihm besonders den Großstadtpöbel bei guter Stimmung zu erhalten, hat seine natürliche Anlehnung an England gefunden, ganz der bisherigen Geschichte des Staates entgegen, der sich wiederum seit Richelieu als europäische Vormacht fühlen konnte, und daher die Bestimmung empfand, den Erdteil gegen britische Übergriffe zu schützen. Und er hat andererseits in dem Lande, dem die Welt die allgemeine Wehrpflicht verdankt und die ausgebildete Volksschule, also dem Lande, das die Durchbildung und Kultur der Massen als Daseinszweck gesehen hat, seinen natürlichen Feind empfunden.

Sein Nachbar Italien hat es als Staatswesen noch nicht zu einem deutlich erkennbaren Bilde gebracht. Friedrich der Große nennt Piemont, aus dem

bekanntlich politisch das heutige Italien hervorgegangen ist, den Krebs am österreichischen Staate. Diese Krebsnatur hat das politische Italien auch heute noch nicht abgelegt. Es ist immer noch zu klein und von der See her Angriffen zu sehr ausgesetzt, um sich unabhängig genug fühlen zu können; im Grunde genommen hat Italien sein Schicksal, entweder politisch geleitet zu werden in Anlehnung an einen Stärkeren außerhalb des Landes, oder selbst das Mittelmeerbecken zu beherrschen in der Geschichte immer erfüllt. Der heutige Zustand des italienischen Volkes zog eine in weitem Umfange korrupte, von englischen und französischen Geldern abhängige Oberschicht und Presse groß und ein liebenswürdiges, braves, arbeitsames, aber fast durchweg unerzogenes Volk, daher wenig Aussicht für einen gedeihlichen Fortschritt, es sei denn, daß es irgendwo vielleicht in späteren Tagen einmal wieder in Anlehnung an die Mittelmächte dem italienischen Bauer gelänge, sich frei zu kämpfen und auf seiner Grundlage die zum Teil glänzenden Eigenschaften, die im Italienertum ohne Zweifel schlummern, zu neuer Blüte zu entfalten. Daß davon nicht die Rede sein kann, solange der Meltau des Engländertums auf dem Lande liegt und unter anderm in diesem Lande südländischer Kulturen eine auf der von auswärts bezogenen Kohle begründete Industrie nationalen Wohlstand schaffen will, ist selbstverständlich.

Über die Länder des Balkan hinweg reichen die Italiener in schweren Sorgen ihre Hände zu den Russen hinüber. Der russische Staat geht in seinen starken Ansätzen auf Iwan den Schrecklichen zurück, und ist mit Hilfe von westlicher Kultur von Peter dem Großen stark und beinahe neu ausgebaut worden. Nach Absprengung der baltischen Provinzen von Schweden, findet er die Lehrmeister der Westkultur innerhalb der eigenen Reichsgrenzen. Die wesentlichen Schöpfungen, die so entstehen, sind auch hier Heer und Beamtentum in einer dem europäischen Wesen äußerlich angenäherten Form. Sie sind die beiden Machtmittel, mit denen die kleine Gruppe der außer der Zarenfamilie herrschenden kleineren Despoten über die Arbeit eines auf einer ungeheuren Fläche wimmelnden Volkes schrankenlos verfügen, ohne daß außer einer in verknöchertem Aberglauben erstarrten Kirche Gewissensgegengewichte für diese Schicht vorhanden sind. Nur, — bekanntlich hat das schon Voltaire gesehen, — der europäische Firnis, der nicht abgekratzt werden darf, hindert noch ein wenig den Ausbruch rohester Unkultur bei gleichzeitigem Besitz ungeheuerlicher Machtmittel. Diese werden nur beschränkt durch den tiefen Stand, in dem notwendigerweise das Volk erhalten werden muß und seiner Naturanlage nach vermutlich sich auch nicht gerade ungern erhalten läßt. Der „kleine, graue Dulder" als Ausdruck für den russischen Bauer und Soldaten ist eine sprichwörtlich gewordene Wendung, und die revolutionären Ausbrüche vor einem Jahrzehnt haben doch wohl mehr in den unterdrückten Fremdvölkern, die bekanntlich in den Ukrainern allein 30 Millionen betragen, ihre Kraftquelle als in den Russen selbst. Es ist daher nicht wahrscheinlich, daß eine durchgreifende Änderung des russischen Volkes eintreten könnte, und wir hätten bei einem russischen Siege immer wieder damit zu rechnen, daß eine in ihren Instinkten steuerlose Despotenschicht in der ihr ergebenen Beamtenschaft wie im stumpfen

Gehorsam des russischen Bauern die Kraft fände, fremdes Volkstum zu überfluten, auszumorden oder zu ersticken.

Gehen wir die Reihe unserer Feinde weiter durch, so ist es nicht nötig, von den kleinen, wie Serbien und Belgien, noch viel Neues zu sagen. Ihre Regierungen sind Beauftragte des englischen Bundes gewesen und haben den Mißbrauch ihrer Gewalt über ihr Volk und ihren Staat in entsprechender Weise gebüßt. Serbien gehört der Natur der Sache nach seit den Tagen des Prinzen Eugen zum Donaustaat, zu dem sich ja auch das Talsystem der Morawa öffnet. Belgien, jener abgetrennte Teil des alten Römischen Reiches Deutscher Nation, ist eine englische Erfindung im Sinne des Übergreifens der Inselmacht auf das gegenüberliegende Festland. Es wird nicht wieder erstehen, selbst nicht, wenn wir unterliegen sollten. Denn dann wird es französisch und die Flamen des Restes ihrer Freiheit und ihrer Sprache beraubt, die sie durch die Jahrhunderte so tapfer gegen das Welschtum verteidigt haben. Der englische Schutzstaat Frankreich würde ja freilich den Engländern die Gewähr des Wohlverhaltens bieten, und die einst von England noch gegenüber Napoleon III. so stark betonte Unabhängigkeit Belgiens hätte für Großbritannien keinen Zweck mehr. Wir selbst müssen den wallonischen Teil der Sambre- und Maaslinie wegen in irgend einer Weise für uns sichern, haben wohl auch das Zutrauen, daß wie in alten Zeiten Lüttich wieder eine gute Stadt des Reiches werden könnte, sonst sind uns die Wallonen wenig wert. Aber das Flamentum müssen wir vor seiner Verwelschung zu retten suchen, wozu in erster Linie der Ausbau des von der alten wallonischen Regierung vernachlässigten Schulwesens gehören wird.

Blicken wir über die See, so stehen wir bekanntlich noch heute mit Japan im Kriegszustand, aber seit unsere deutschen Kabel gekappt sind, ist alles, was wir von Ostasien wissen, so dürftig, daß wir nicht zu einem klaren Bilde kommen können. Immerhin ist die ritterliche Geschichte Japans die immer wieder bestätigte Hingabe des einzelnen Japaners an seinen Staat, etwas, das uns den Gedanken nahe legt, wir hätten es jedenfalls verglichen mit dem Engländer im Japaner mit einem besseren Typ des Menschengeschlechts zu tun. Doch sei dies mit aller Vorsicht gesagt.

Von dem armen, geknechteten Bauernvölkchen der Portugiesen, das die englischen Kaufleute und Agenten mit Hilfe einer verrotteten Oberschicht, den verlumpten Nachkommen der alten großen Seeheldengeschlechter, und allem dem, was sich dazu gefunden hat, beherrschen, ist nicht viel zu sagen. Vielleicht schlägt einmal von Osten her, von Spanien, in dem so manche zukunftsvolle Kräfte am Werke zu sein scheinen, die Stunde der Erlösung.

Wir kommen zu uns und unseren Bundesgenossen. Der stärkste unserer Bundesgenossen ist unzweifelhaft Österreich-Ungarn. Sein Staatswesen ist so ungemein zusammengesetzt und eigentümlich gebaut, daß es aller Welt wiederholt und immer wieder die stärksten Rätsel aufgegeben hat. Vor diesem Kriege und vor allem bei seinem Beginn waren unsere Feinde und so mancher auch bei uns, wer wollte es leugnen, der sicheren Überzeugung, ein so in allen

Fugen krachendes Reich müsse nun endlich, altmodisch wie es sei, den Zusammensturz erleben und zeitgemäßen Gebilden Platz machen. Man hat sich geirrt, und schon dieser Irrtum und die erstaunliche Kraft, die das Reich hat entwickeln können, ja je länger der Krieg dauerte, um so mehr entwickelt hat, lehrt, daß der Gedanke des Nationalstaates, so Bestechendes er auf den ersten Blick hat, und so sehr die letzten beiden Menschenalter in ihm erzogen worden sind, wie alle solche Ideen unvollkommen und beschränkt ist. Der gewordene Staat mit alter Geschichte, altem Herkommen, ruhmvollen Heeresüberlieferungen, festeingearbeiteter Bamtenschaft ist nicht etwas, was man von heute auf morgen über den Haufen werfen kann. Der Staat, der natürlich zusammenhängende Gebiete umfaßt, hier den mittleren Donaulauf, die äußeren Abdachungen der umrandenden Gebirge, den Zugang zur Adria und zur Schiffahrt nach der Nordsee, hat ebenfalls etwas Naturgewachsenes, und als letztes, vielleicht stärkstes Band müssen wir den gemeinsamen Zusammenhalt des Staates im Hause Habsburg bezeichnen. In der ererbten Monarchie ist, wenigstens bei ihrer Spitze noch deutlich sichtbar, zu erkennen, daß der Staat aus der Familie hervorgegangen ist, und wenn der Staat auch in seiner heutigen Entwicklung vielfach auf die Familien nicht mehr als auf die Quellen seiner Kraft die nötige Rücksicht nimmt und sich an die Einzelmenschen hält, so kann und darf das nur eine Übergangserscheinung sein, denn überall wo Herkommen und Verantwortlichkeitsbewußtsein für die Zukunft lebendig sind und damit einen Staat gesund erhalten, wurzeln beide zuerst im kleinen, in der Familie, und über sie hinaus im großen wirken sie dann für den Staat. Vielleicht ist der Donaustaat dasjenige Reich, in dem die alte Familie, die Bewahrerin von Herkommen und guter Sitte in ihrem Zusammenhang mit den lebendigen Staatskräften, sich am wirksamsten erhalten hat im Gegensatz zu den Staatsschablonen, die seit der großen französischen Revolution die alten Architekturformen unserer Staaten übertünchen.

Im Gegensatz dazu haben wir bei den Bulgaren ein Bauernvolk, dessen alte ehemalige Mittelalterkultur für Jahrhunderte vernichtet worden war und das sich jetzt von neuem aufbauen muß. Aber als Bauernvolk tut es das auf richtiger, Erfolg versprechender Grundlage, wie wir denn eigentlich überall in der Welt erkennen können, daß Bauernvölker es bei sonst günstigen Bedingungen zu den dauerhaftesten und glücklichsten Staaten und Kulturen bringen, während Handelsstaaten meist zu üppigen Blüten aufschießen und schweren Verfall danach erleben. Es sei nicht verschwiegen, daß die vielen, auch oben von uns angedeuteten Zweifel an der Möglichkeit eines eigenen ukrainischen Staates gerade von bulgarischer Seite mit dem Hinweise zurückgeworfen werden, wenn die Ukrainer nur Bauern ohne führende Stände wären, so sei das ihr, der Bulgaren, Zustand noch vor 30 Jahren ganz ebenso gewesen.

Die Türkei ist ein aus dem Mittelalter stammender Erobererstaat gewesen, der im Laufe der letzten Jahrzehnte die Gebiete in Europa verloren hat, die er nur erobert, aber nicht mohammedanisch und türkisch zu machen vermocht hatte. Er ist jetzt im allgemeinen auf sein mohammedanisches Gebiet und auf das

Land seiner und der arabischen Sprache zurückgeworfen und damit sicherer begrenzt worden. Wir können im übrigen nicht noch einmal wiederholen, wie überaus schwierig die Stellung des Staates mit den großen Verkehrswegen in seiner Hand ist. Aber wir müssen hervorheben, daß sowohl die Türkei wie die Mittelmächte erkennen, nur in engem Zusammenschluß ist für beide verbündete Gebiete Freiheit der Entwicklung möglich.

Wir kommen zum Schluß, zu Deutschland, und hier müssen wir bekennen, es wäre ein neues Buch zu schreiben nötig, wollte man auch nur so andeutungsweise wie es oben von den anderen Staaten geschehen ist, von unserem Deutschland sprechen, und täte man es, so erschiene es uns selbst beinahe anmaßlich, würde auch wohl keinem Genüge tun.

Nur ein einziges sei daher herausgeholt, es ist das Wort **Freiheit.** Wir haben schon oben von ihm zu sprechen versucht und all den Schwierigkeiten, die es bietet. Hier sei es noch einmal genannt. England und seine Verbündeten, die die Welt knechten wollen, rühmen ihre Freiheit und fürchten unsern Zwang. Englische, russische und auch nordamerikanische Freiheit im Sinne von Wilson und Morgan ist Freiheit des einzelnen, soweit die Machtmittel reichen, die er erraffen kann bei gleichzeitiger Aufgabe der inneren Freiheit sittlicher Führung. Unsere deutsche Freiheit, so oft der einzelne auch gegen sie sündigt, stellt sich unter das Gesetz des sittlichen Gebotes, ordnet sich dem Staate zum Besten seiner Mitmenschen, besonders der wirtschaftlich schwächeren, unter, verlangt aber dafür möglichst weiten Raum zur Ausbildung der seelischen Keime, die von Gott in den einzelnen gelegt worden sind.

Englisches Weltideal: sittliche Schablone und Herrschaft der Erfolgreichen, Gleichgültigkeit und Unterdrückungssucht gegenüber den Nächsten, Unverständnis für anders geartetes Seelenleben, fremde Kunst und Sitte.

Deutsches Ideal: innere sittliche Freiheit, Anerkennung des anderen, Unterordnung unter die zum Besten der Gesamtheit notwendigen Beschränkungen, größtmöglicher Reichtum menschlicher Daseinsbetätigung in Volkstum, Kunst und Sitte.

II.

Kriegsgeographische Fragen*)

A. An der Grenze Mitteleuropas

1. Das Maasland, die Nordhälfte des alten Lotharingischen Reichs. Aufeinanderstoßen des französischen Welschtums und des Deutschtums.

Frage: Wie gleichen sich die aus der alten römischen Weltoberhoheit hergeleiteten Herrschaftsansprüche der französischen Tochterkultur und die

*) Nachfolgende „Fragen", die neben anderen aus unseren kriegsgeographischen Betrachtungen aufsteigen können, möchten zu weiterem anregen. Sie wollen auch als „Fragen" in keiner Weise erschöpfen. Sehr wichtige Gebiete, z. B. auf dem Gebiete des Kolonialwesens, sind ganz übergangen.

bodenständige Eigenkultur des deutschen Volkes aus? — Flamenfrage, Wallonenfrage, Lothringen im heutigen Sinne, Elsaß.

2. Die Rhein-Scheldemündungen.

Die Hauptwundnarbe Europas, die deutsch-französische Sprach- und Kulturgrenze fällt in das Gebiet der größten wirtschaftlichen Kraft Europas. Ihr Ausgang zum Meer wird belagert von der britischen Inselfestung.

Frage: Wie gleichen sich kulturelle und wirtschaftliche Freiheit Europas und Sicherheit der britischen Inseln aus? Ehrlicher Anschluß Englands an Europa statt Anspruch auf alleinige Weltherrschaft?

3. Nord- und Ostsee.

Der Sitz der kleinen nordgermanischen Völker, der bisher immer völkisch frei geblieben ist, rückt für den Fall einer Schwächung Mitteleuropas in die Lage einer Grenzkampfzone zwischen der asiatischen Zentralmacht: Rußland, und der Weltseemacht: England.

Frage: Wie ist die Freiheit der kulturellen Fortentwicklung des europäischen Nordens sicher zu stellen? In der Beantwortung wird auch die Antwort auf die Frage nach dem Ausbau unsrer Seestellung enthalten sein.

4. Altes Polnisches Reich, Gebiet der von Rußland unterjochten Westvölker und des nördlichen Teils mittelalterlicher deutscher Kulturmission.

Frage: Wie sind die Bewohner dieser Gebiete einer gesicherten, ihr eigenes Volkstum erhöhenden Kulturentwicklung zuzuführen?

5. Der Donaustaat und der Balkanische Norden, südlicher Teil mittelalterlicher (und späterer) deutscher Kulturmission und des Madjarenstaats.

Frage: Wie ist die naturbedingte und wirtschaftlich notwendige Form des Territorialstaats mit den Ansprüchen der in diesem Gebiete größter Völkermischung vordrängenden Sprachgemeinschaften zu vereinigen?

6. Der Donaustaat und die Adria.

Die Adria ist die notwendige Tür Mitteleuropas zu seinem wirtschaftlichen Ergänzungsgebiet in den Ländern am Mittelmeer, darüber hinaus durch den Suezkanal für den Zugang zu den östlichen Tropen und Ostasien.

Frage: Wie ist diese Tür sicher offen zu halten? Was haben u. a. Triest und Fiume als Seitenschutz nötig?

B. Jenseits der Grenze Mitteleuropas

1. Im Mittelmeergebiet haben wir an nur mediterranen Seemächten: Italien, Griechenland und die Türkei.

Frage: Wie gleichen diese reinen Mittelmeermächte ihren Seeanteil gegeneinander aus?

2. Spanien, Frankreich, Mitteleuropa (das hier als Einheit angesehen wird) und Bulgarien reichen je mit einem Teil ihrer Küsten ebenfalls an das Mittelmeer.

Frage: Wie wird der Anspruch auf Mitbeteiligung an der See diesen Mächten gewährleistet?

3. Rußland und Rumänien haben am Schwarzen Meer Küsten, die in größerem Umfange nur durch freien Zugang zum Mittelmeer, über Konstantinopel, nutzbar gemacht werden können.

Frage a): Wie kann der Handel der Schwarzenmeerhäfen mit der Sicherung des Landweges Mitteleuropas nach Vorderasien in Einklang gebracht werden?

Frage b): Was kann Rumänien gewinnen oder verlieren bei seinem Anschluß an die eine oder andere Mächtegruppe? Ist bei seinem Anschluß an Rußland irgend eine Aussicht auf dauernde Erhaltung seiner Unabhängigkeit und den Bestand seines Volkstums vorhanden?

4. Die Balkanhalbinsel ist der Sitz noch im Flusse befindlicher Staatsbildungen, gleichzeitig ein Land glänzender allgemeiner Verkehrslage bei großen Verkehrshindernissen im einzelnen.

Frage: Wie kann der Ausgleich zwischen den großen Verkehrs- und Wirtschaftsbedürfnissen des Landes und den nationalen Ansprüchen seiner Bevölkerung gefunden werden?

5. Als ganz ortsfremde Macht hat sich seit mehr als einem Jahrhundert Großbritannien im Mittelmeer eingenistet, das nur durch die Beherrschung dieses Meeres glaubt sein Indisches Reich halten zu können.

Frage: Wie haben sich die Anlieger des Mittelmeers mit der britischen Oberherrschaft abzufinden und was bedeuten für sie die Seezwingburgen: Gibraltar, Malta, Aegäisinseln, Port Said?

6. Die Scheide zwischen Islam und Christentum verläuft noch jetzt über das Mittelmeer.

Frage: Was würde der Ersatz der Türkei als islamitische Vormacht durch Großbritannien für die übrigen Uferstaaten für Folgen haben?

C. Aus entlegenen Gebieten

1. Großbritanniens Machtstellung beruht zum großen Teil auf der Knechtung Indiens. Es wird dadurch Herr des Indischen Weltmeeres, braucht zur Flankendeckung Australien und Ostafrika, schließlich (B 5 und 6) den gesicherten Seeweg nach Indien durch das Mittelmeer, dem es einen eben solchen zu Lande (Bahn Kairo–Kalkutta) angliedern möchte.

Frage: Was folgt daraus für die Freiheit Europas? Ferner: In welchen Formen wird sich die Befreiung Indiens voraussichtlich vollziehen?

2. Das Chinesische Reich befindet sich in einem ähnlichen Verfallzustande wie das alte Deutsche Reich um 1650.

Frage: Wird es aus eigener Kraft zu neuer völkischer Kraft und Staatsgröße den Weg finden? Wird es japanischer Führung erliegen und

damit den „Engländern Ostasiens" die Machtmittel bieten, Eroberungspolitik großen Stils zu versuchen? In welchen Formen wird sich der Kampf um seine Freiheit von Angelsachsentum und Russentum abspielen?

3. Das lateinische Amerika ist vor einem Jahrhundert politisch ganz unreif zur Unabhängigkeit gekommen und dadurch der Gefahr ausgesetzt gewesen und noch ausgesetzt, in ausländische wirtschaftliche Abhängigkeit zu geraten, die die Vorstufe auch der politischen ist.

Frage: Wo sitzen die zukunftsvollsten Keime zu größerer wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Selbständigkeit der südamerikanischen Völker, auch von London, Neuyork und Paris, auch außerhalb der A-B-C-Staaten?

4. Die Union ist durch Sorglosigkeit, die Vorherrschaft der in den Trusts vereinigten kleinen Gruppen der „Erfolgreichen", englische Staatssprache in die Gefahr geraten, ihre einst so teuer erkaufte Selbständigkeit an Großbritannien zu verlieren.

Frage: Wo liegen die Haupteinfalltore für die zu befürchtende britisch-kanadische Invasion?

D. Allgemeine Kulturfragen

1. Deutschland ist das Ursprungsland der allgemeinen Wehrpflicht, bei der jeder erwachsene Mann verpflichtet ist, der Freiheit seines Landes und Volkes mit der Waffe in der Hand bis zur Aufgabe seines Lebens zu dienen. England hat bis jetzt ein Söldnerheer unterhalten, d. h. eine großenteils aus Fremdbürtigen bestehende Soldatenkaste bezahlt, mit der Aufgabe, im Sinne britischer Herrschaftsansprüche schwächere Staaten und Völker zu bekriegen und unterjocht zu halten.

Frage: Was von beiden ist Militarismus?

2. Ein Söldnerheer dient zum Führen von Eroberungskriegen, ein Volksheer zum Schutze der heimischen Arbeit und Kultur.

Frage: Was von beiden bietet größere Aussichten auf Beschränkung der Kriegshäufigkeit?

3. Großbritannien beansprucht uneingeschränkte Alleinherrschaft auf der See.

Frage: Wie ist demgegenüber der Anspruch der Menschheit an die Freiheit der See zu verwirklichen?

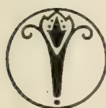
4. Großbritannien arbeitet auf Grund seiner Seestellung an einer angeblich den Weltfrieden bringenden allbritischen Erdbeherrschung.

Frage: Ist demgegenüber wirklich das Überwuchern eines Volkes, einer Sprache, einer Form der Sitte für die Menschheit förderſam oder schädlich?

5. Zur Beantwortung von Frage 4 kann das Vorbild des erst sittlich, dann auch politisch zusammengebrochenen Weltstaats der Römer angezogen werden,

ferner die Verfallerscheinungen im Britenreich in den Jahren vor Kriegsausbruch, schließlich die „Kulturformen", in denen sich das Leben der amerikanischen Trustmagnaten abspielt, andererseits die Ansätze zur Kulturerneuerung auf dem Boden des eigenen Volkstums, wie sie am stärksten auch schon vor dem Kriege sich in Deutschland, aber auch bei anderen Völkern mit ungebrochener Eigenkultur gezeigt haben.

Frage: Gibt es also für uns Deutsche eine andere Lösung als die: Kämpfen in Krieg und Frieden für Erhaltung und Ausbau unseres Volkstums und seiner Kultur; daneben Verständnis und Duldung für jedes echte fremde Volkstum; aber rücksichtslose Gegnerschaft gegenüber jeder Weltdespotie, gehe sie aus von wem sie wolle?



Tabelle

I. Vierbund

	Fläche qkm	Bevölkerung	Heer Mann	Flotte
Deutsches Reich	540900	67810000	791000	330 Fahrzeuge 1000000 Tonnen 60000 Bemannung
Österreich-Ungarn	676600	52523000	425000	200 Fahrzeuge 360000 Tonnen 16000 Bemannung
Türkisches Reich	1794900	20600000	210000	76 Fahrzeuge 82000 Tonnen
Bulgarien	114100	4712000	80000	30 Fahrzeuge 1500 Tonnen 1300 Bemannung
Vierbund	**3126500**	**145645000**	**1506000**	**636** Fahrzeuge **1443500** Tonnen **77300** Bemannung

II. Vierverband (Entente)

Großbritannien und Irland . .	314400	46213000	250000	700 Fahrzeuge 2500000 Tonnen 150000 Bemannung
Frankreich	536500	39602000	791000	380 Fahrzeuge 766000 Tonnen 50000 Bemannung
Rußland	5859200	153354000	1385000	320 Fahrzeuge 826000 Tonnen 50000 Bemannung
Italien	286600	35598000	305000	330 Fahrzeuge 637000 Tonnen 38000 Bemannung
Belgien	29500	7571000	48000	—
Japan	382400	53697000	250000	170 Fahrzeuge 630000 Tonnen 50000 Bemannung
Portugal	91900	5960000	11000	30 Fahrzeuge 20000 Tonnen 6000 Bemannung
Montenegro	14200	435000	25000	—
Serbien	87300	4623000	38000	—
Rumänien	138000	7510000	130000	31 Fahrzeuge 6000 Tonnen 2500 Bemannung
Vierverband und Genossen (Entente)	**7740000**	**354563000**	**3233000**	**1961** Fahrzeuge **5385000** Tonnen **347000** Bemannung

Tabelle

I. Vierbund

	Roheisenerzeugung in Tonnen				Kolonialbesitz Fläche qkm	Kolonialbesitz Bevölkerung
Deutsches Reich	17617000	Einfuhr (1913) Ausfuhr (1913)	10770300000 10096500000	Mark „	2953000	12390000
Österreich-Ungarn . . .	2606000	Einfuhr (1913) Ausfuhr (1913)	2895600000 2354235000	„ „	—	—
Türkisches Reich	—	Einfuhr (1910/11) Ausfuhr (1910/11)	722263000 394886000	„ „	—	—
Bulgarien	—	Einfuhr (1913) Ausfuhr (1913)	153431000 75496000	„ „	—	—
Vierbund	**20923000**	Einfuhr . . . Ausfuhr . . .	**13742494000** **12921117000**	Mark „	**2953000**	**12390000**

II. Vierverband (Entente)

	Roheisenerzeugung in Tonnen				Kolonialbesitz Fläche qkm	Kolonialbesitz Bevölkerung
Großbritannien und Irland	9031000	Einfuhr (1913) Ausfuhr (1913)	15705260000 10730755000	Mark „	29504000	377870000
Frankreich	4949000	Einfuhr (1913) Ausfuhr (1913)	6821172000 5562962000	„ „	10484000	46760000
Rußland	4198000	Einfuhr (1913) Ausfuhr (1913)	2530920000 3280591000	„ „	*) 16700000	23050000
Italien	380000	Einfuhr (1913) Ausfuhr (1913)	2946595000 2028170000	„ „	1634000	1740000
Belgien	2301000	Einfuhr (1912) Ausfuhr (1912)	4015980000 3198715000	„ „	2365000	15000000
Japan	64000	Einfuhr (1913) Ausfuhr (1913)	1525971000 1323107000	„ „	291000	19690000
Portugal	—	Einfuhr (1912) Ausfuhr (1912)	403604000 150062000	„ „	2093000	9210000
Montenegro	—	Einfuhr (1909) Ausfuhr (1909)	6942000 2033000	„ „	—	—
Serbien	—	Einfuhr (1911) Ausfuhr (1911)	93494000 94702000	„ „	—	—
Rumänien	—	Einfuhr (1912) Ausfuhr (1912)	516704000 520105000	„ „	—	—
Vierverband und Genossen (Entente)	**20223000**	Einfuhr . . . Ausfuhr . . .	**34566642000** **26891202000**	Mark „	**63071000**	**493320000**

*) In unmittelbarem Zusammenhang mit dem Mutterland.

III. Neutrale

a) in Europa

	Fläche qkm	Bevölkerung	Heer Mann	Flotte
Schweiz	41 300	3 750 000	22 000	—
Niederlande	34 200	6 200 000	39 000	125 Fahrzeuge 80 000 Tonnen 9 000 Bemannung
Dänemark	40 400	2 775 000	14 000	74 Fahrzeuge 35 000 Tonnen 1 200 Bemannung
Norwegen	323 000	2 358 000	80 000	70 Fahrzeuge 30 000 Tonnen 2 000 Bemannung
Schweden	448 100	5 680 000	94 000	100 Fahrzeuge 70 000 Tonnen 5 000 Bemannung
Griechenland	120 000	4 700 000	60 000	40 Fahrzeuge 69 000 Tonnen 11 000 Bemannung
Spanien	504 500	20 356 000	141 000	65 Fahrzeuge 100 000 Tonnen 15 000 Bemannung

b) in Amerika

Vereinigte Staaten	9 386 000	99 110 000	92 000	200 Fahrzeuge 880 000 Tonnen 130 000 Bemannung
Lateinisches Amerika	20 787 000	76 572 000	185 000	160 Fahrzeuge ca. 320 000 Tonnen „ 25 000 Bemannung

c) in Asien

China	11 138 900	329 600 000	ca. 300 000	48 Fahrzeuge 32 000 Tonnen ? Bemannung
Neutrale *)	**33 823 400**	**551 101 000**	**1 027 000**	**882** Fahrzeuge **1 616 000** Tonnen ca. **200 000** Bemannung

*) Diese letztere Zusammenzählung soll nur ganz allgemeinen Anhalt erlauben für die Größenverhältnisse der drei Menschheitsgruppen.

III. Neutrale

a) in Europa

	Roheisenerzeugung in Tonnen				Kolonialbesitz Fläche qkm	Kolonialbesitz Bevölkerung
Schweiz	—	Einfuhr (1913) Ausfuhr (1913)	1 101 119 000 1 535 853 000	Mark „	—	—
Niederlande	—	Einfuhr (1913) Ausfuhr (1913)	6 582 674 000 5 170 655 000	„ „	2 046 000	38 123 000
Dänemark	—	Einfuhr (1914) Ausfuhr (1914)	803 922 000 873 852 000	„ „	193 000	126 000
Norwegen	—	Einfuhr (1913) Ausfuhr (1913)	661 802 000 482 802 000	„ „	—	—
Schweden	700 000	Einfuhr (1913) Ausfuhr (1913)	948 123 000 915 429 000	„ „	—	—
Griechenland	—	Einfuhr (1913) Ausfuhr (1913)	144 126 000 96 391 000	„ „	—	—
Spanien	409 000	Einfuhr (1913) Ausfuhr (1913)	1 146 108 000 967 956 000	„ „	372 000	633 000

b) in Amerika

Vereinigte Staaten . . .	30 203 000	Einfuhr (1914) Ausfuhr (1914)	7 954 380 000 9 931 320 000	„ „	307 000	9 917 000
Lateinisches Amerika . .	—	Einfuhr (vor 1914) Ausfuhr (vor 1914)	9 726 247 000 11 517 996 000	„ „	—	—

c) in Asien

China	—	Einfuhr (1913) Ausfuhr (1913)	2 052 585 000 1 451 900 000	„ „	—	—
Neutrale	**31 312 000**	Einfuhr . . . Ausfuhr . . .	**30 121 086 000** **32 943 814 000**	Mark „	**2 918 000**	**48 799 000**

Druck von
Velhagen & Klasing
in Bielefeld